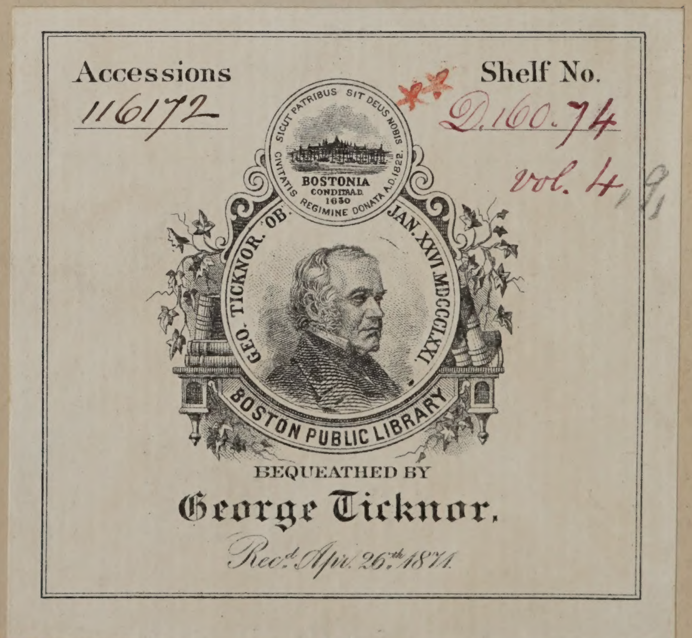



Accessions
116172
Shelf No.
D.160.74
vol. 4
SICUT PATRIBUS SIT DEUS NOBIS
BOSTONIA
CONDITA A.D. 1630
CIVITATIS REGIMINE DONATA A.D. 1822.
GEO. TICKNOR. OB. JAN. XXVI. MDCCCLXXI.
BOSTON PUBLIC LIBRARY
BEQUEATHED BY
George Ticknor.
Recd. Apr. 26th 1871.

Ausgewählte Werke

von

Fernan Caballero.

Uebersetzt und eingeleitet von L. G. Lemcke.

4, 9

Vierter Band:

Erzählungen.

Erster Theil.

Paderborn,

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

Erzählungen

von

Fernan Caballero.

Deutsch von L. G. Lemcke.

Erster Band:

Verschwiegenheit im Leben und Verzeihung im Tode. — Arme Dolores!
Das Gewissen läßt sich nicht bestechen.

Paderborn,

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

Vorwort

des Uebersetzers.

Am Schlusse meiner Einleitung zu der vorliegenden Uebersetzung der Werke F. Caballero's (vor dem zweiten Bande des Romans „die Möve" S. XXVI.) sprach ich es als meine Absicht aus, diese Werke dem deutschen Leser in einer solchen Gestalt in die Hände zu geben, daß derselbe in seinem Genusse so wenig als möglich durch die kleinen Flecken gestört würde, welche Caballero's Schriften, auch nach dem Urtheile seiner entschiedensten Lobredner, ankleben und ihre Lectüre im Originale hin und wieder etwas unbehaglich machen. Ich beabsichtigte daher, nicht nur die müßigen Digressionen, in welchen F. Caballero sich sehr gern ergeht, zu kürzen, sondern auch verschiedene Stellen, in welchen die in dichterischen Werken schon an und für sich nicht angenehm berührende Polemik der Verfasserin einen verletzenden

Charakter annimmt, auszumerzen, schließlich aber Alles wegzulassen, was nur für die Landsleute der Dichterin bestimmt ist, wofür daher der allergrößte Theil der deutschen Leser kein Interesse, oft nicht einmal ein Verständniß haben kann.

Ob F. Caballero's Werke zu denjenigen literarischen Erscheinungen gehören, auf welche eine Behandlung, wie ich sie im Sinne hatte, unter keinen Umständen Anwendung finden darf, darüber will ich mit Niemand streiten. Ueber die von mir in diesem Falle aufgestellten Grundsätze wenigstens sind die Ansichten des Publicums und der Kritik, so weit sie mir zu Ohren gekommen, ziemlich gleich getheilt gewesen.

Gleichwohl erkannte ich schon im Anfange meiner Arbeit, daß ich bei der Ausführung jener Grundsätze auf große, ja unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde. Diese Schwierigkeiten lagen theils in den, je nach dem Standpunkt, so mannigfachen und oft entgegengesetzten Bedürfnissen des deutschen Publicums, denen, bei dem großen Reichthume an Beziehungen, die F. Caballero's Werke darbieten, gleichzeitig gerecht zu werden, unmöglich erschien, theils darin, daß in diesen Werken, wie in so vielen Schöpfungen des echten Genies, das Gold

und das, was man beziehungsweise die Schlacke nennen könnte, nicht selten in der Art mit einander gemischt sind, daß eine vollständige Scheidung beider auf mechanischem Wege unausführbar ist. Wirkliche und scheinbare Inconsequenzen waren fast unvermeidlich, und ich fühlte sehr wohl, daß dadurch der Zweck großentheils verfehlt werden würde.

Unter solchen Umständen entschloß ich mich, F. Caballero seinen Weg selbst machen und das deutsche Publicum sich mit ihm abfinden zu lassen, ohne meinerseits zu der an und für sich schon mit hinreichenden Schwierigkeiten verknüpften Arbeit der Verdeutschung noch die undankbare Mühe einer anderweitigen Vermittlung zwischen dem Autor und dem Leser auf mich zu nehmen. Ich habe daher vom dritten Bande an angefangen, Caballero wie einen classischen Schriftsteller zu behandeln und mich jeder Kürzung, Auslassung und Veränderung, ja selbst geflissentlich jeder Milderung des Ausdrucks enthalten und nur in den allerdings sehr seltenen Fällen, wo ein Wortspiel ganz unübersetzlich und dem des Spanischen unkundigen Leser auch gar nicht zum Verständnisse zu bringen war (ein Fall, der im vorliegenden Bande ein Mal vorkommt) habe ich vorgezogen, es lieber

ganz wegzulassen, als etwas niederzuschreiben, was dem Leser wie Gallimathias erscheinen müßte.

Ich werde dasselbe Princip auch bei den übrigen Werken befolgen. Bei den Unbefangenen aller religiösen und politischen Parteien werden sie hoffentlich auch in dieser vollständigen Gestalt die ihnen gebührende Würdigung finden.

Braunschweig, den 5. Januar 1860.

L. Lemcke.

Verschwiegenheit im Leben

und

Verzeihung im Tode.

Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr.

Paulus Br. an die Römer.

Erstes Capitel.

Ein Todtenkopf zwischen zwei Blumentöpfen.

In der volkreichen Stadt M. konnte man eine seltsame Anomalie sehen, die jedem Fremden unangenehm auffiel, den Bewohnern aber durch lange Gewohnheit nach und nach so alltäglich geworden war, daß sie gar nicht mehr darauf achteten. Mitten in der Stadt, in einem vom wohlhabendsten Theile der Bevölkerung bewohnten Viertel, in einer der gangbarsten Straßen, deren Gebäude an Nettigkeit und hübschem Aussehen mit einander wetteiferten, stand ein verschlossenes, schmutziges, verfallenes und düsteres Haus, dessen Anblick das Auge beleidigte und das Gefühl unangenehm berührte. Die beiden angrenzenden Häuser waren weiß wie Alabaster. Ihre Gitter und Balcone waren angestrichen, und das finstere Eisen hatte sich gleich den Pflanzen, die in ihren korallen-

farbenen Töpfen auf den Balconen aufgestellt waren, in das heitere Grün des Frühlings kleiden müssen. Da erhoben die eiteln Georginen, welche die europäische Cultur so sehr verschönert hat, in ihrem vielfarbigen Kleide den Kopf über ihre Stöcke, da prangte der Holunder, der sich unter den Blumen eben so auszeichnet, wie in der Gesellschaft eine Person, die Bescheidenheit mit wahrem Verdienste verbindet. Der Heliotrop, der seinen Werth kennt und daher schimmernde Farben verschmäht, zog sich hinter den Geranien zurück, welche durch die Abwechslung und Verschönerung ihres Aeußern sich einen achtbaren Platz unter Flora's Aristokratie zu erwerben gewußt haben. Auf dem Ehrenplatze brüsteten sich die kalten und steifen Camelien, denen die Seele der Blumen, der Geruch, fehlt und die sich vordrängen und sich ein Ansehen zu geben suchen, ohne zu bedenken, daß die Mode und die Liebe zum Neuen, welche sie heute preisen, sie morgen vernachlässigen, und daß sie um so eher werden vergessen werden, da sie keinen Wohlgeruch zur Erinnerung hinterlassen. Die herrlichen Nelken, die am meisten spanischen unter allen Blumen, lehnten sich an die Säulenfüße, als ob ihnen vor Fülle des Duftes die schönen Köpfchen weh thäten. Hinter den Scheiben

sah man die aus kleinen grünen Binsen geflochtenen Vorhänge ausgebreitet, die aus China kommen, bemalt mit seltsamen und fabelhaften Vögeln, die wie Kinder des Regenbogens aussehen und ein Bild der großen Vogelhäuser in Zaubergärten mit ihren phantastischen Bewohnern geben.

Das leere Haus dagegen, dessen Wände düster, dessen Eisen schwarz und dessen Läden geschlossen waren, als wolle es das Licht des Tages und die Blicke der Menschen fliehen, schien von dem frohen und muntern Leben ausgeschlossen und einem Fluche verfallen. Auf dem Balcon war Nichts zu sehen als einige Fahnen von Pappe, welche Wind und Regen zerstört hatten und die der Besitzer, ihrer steten Erneuerung überdrüssig, jetzt in demselben Zustande ließ, so daß durch diesen häßlichen Anblick das unheimliche und verlassene Haus wie mit dem Interdicte belegt schien. Kurz, das einsame, stille und traurige Gebäude, eingeschlossen von seinen beiden heitern und schönen Nachbarhäusern, ließ sich einem Todtenkopfe zwischen zwei Blumentöpfen vergleichen.

Zweites Capitel.

Unterhaltung.

In einem der letztgenannten Häuser waren bei einer liebenswürdigen und lebensfrohen Dame auf Veranlassung ihres Namenstages eine große Anzahl von Personen zum Besuch.

„Also Sie haben noch kein Haus gefunden?" sagte sie, sich an einen der Herren wendend, der in dem vor dem Sopha versammelten Kreise saß.

„Nein, Senora," antwortete der Gefragte, der ein Fremder war; „diejenigen, die man mir vorgeschlagen hat, sind theils zu eng für meine zahlreiche Familie, theils schlecht gelegen, und meine Frau, die wenig ausgeht, hat mir vor allen Dingen anempfohlen, ein Haus in einer guten Lage zu wählen."

„In der That," sagte Einer der Anwesenden, „diese Gegend hier nimmt immer mehr an Be-

wohnern zu; es sind keine Häuser mehr zu finden."

„Aber, Señora," fuhr der Fremde fort, „ich habe so eben das unmittelbar neben dem Ihrigen gelegene Haus gesehen, das unbewohnt ist; das würde ganz für mich passen, und Sie haben mir noch Nichts davon gesagt."

„Allerdings, allerdings," antwortete die Dame; „es war eine Unachtsamkeit von mir; wir sind aber hier so daran gewöhnt, jenes Haus unter die Todten zu zählen, daß Sie sich nicht wundern müssen, wenn ich nicht daran gedacht habe, es aus seinem Leichentuche hervorzuziehen."

„Unter die Todten? Heißt das unter das nicht Vorhandene?" fragte der Fremde erstaunt.

„So ist's; denn Niemand bewohnt es und Niemand will es wieder in's Leben rufen."

„Und warum? Ist es etwa baufällig?"

„Keineswegs; es ist in ganz gutem Stande."

„Ist es häßlich, ist es unwohnlich eingerichtet?"

„Nein, es ist gut und bequem."

„Ist ein Schwindsüchtiger darin gestorben?"

„Nicht daß ich wüßte .... Ueberdies verschwindet diese übertriebene Furcht, die jedenfalls ein Vorurtheil ist, immer mehr. Nachdem man die

Wände hat weißen und das Getäfel malen lassen, wie es nach einer jeden Krankheit geschieht, bezieht man jetzt ein jedes Haus, gleich nachdem darin ein Opfer jener schrecklichen Krankheit gestorben ist, die einzig und allein durch eine Seereise geheilt werden kann."

„Nun, was fehlt denn dem Hause, daß es nicht bewohnt ist? Spukt es etwa darin?" fuhr der Herr lächelnd fort zu fragen.

„Ganz recht," erwiederte die Dame.

„Und das sagen Sie mir im neunzehnten Jahrhundert, mitten im Glanze der Aufklärung und angesichts der herrschenden Freiheit von Vorurtheilen?"

„Ja, Señor, denn den Spuk, der diesem Hause zugeschrieben wird, verdankt dasselbe dem Verbrechen, und die Furcht vor solchem Spuk haben bis jetzt weder Aufklärung noch Vorurtheilslosigkeit bewältigen können. In dem Hause, Señor, ist ein Mord begangen worden."

„Ich gebe zu," erwiederte der Herr, „daß dies für die damaligen Bewohner des Hauses wie für die Freunde und Verwandten des Opfers schrecklich sein mußte, halte es aber für keinen genügenden Grund, daß das Haus auch nach Verlauf einer gewissen Zeit verdammt sein soll, niedergerissen zu

werden oder unbewohnt zu bleiben. Wie lange ist es her, daß die That geschah?"

„Sechs Jahre."

„Dann, Señora, scheint mir das Leerstehen dieses Hauses, welches an der That, deren Schauplatz es gewesen, unschuldig ist, bedeutungsvoll und ganz ungewöhnlich in einer Zeit, wo Nutzen und Bequemlichkeit, nicht aber ungewöhnliche Einflüsse die Richtschnur der Dinge bilden."

„Je nun, Señor," erwiederte die Dame vom Hause, „wir sind hier, wie Sie sehen, ein wenig zurück, und das ist uns auch nicht unangenehm. Aber das Schreckliche jenes Mordes, die Unschuld des Opfers, einer armen, alten harmlosen Frau, das Geheimniß, welches auf dem Urheber des Verbrechens ruhte und immer ruhen wird, haben den Ort, wo es begangen wurde, zu einem so schaurigen gemacht, und die Sanction, welche die Zeit dem Abscheu vor diesem Hause ertheilt, hat so gewaltig gewirkt, daß sich Niemand gefunden hat, der der Abgeschiedenheit, die wie ein Fluch auf der Stätte des unbestraften Verbrechens haftet, hätte ein Ende machen wollen. Die Einsamkeit dieses Hauses erscheint wie das Siegel auf einem Briefe, den Gott seiner Zeit öffnen wird, wo nicht vor den

Richterstühlen der Menschen, so doch vor dem, auf welchem er als Richter sitzt.“

In diesem Augenblicke traten neue Besuche ein, und das Gespräch wurde unterbrochen.

Drittes Capitel.

Ein Verbrechen.

Was der fremde Herr gehört, hatte dergestalt seine Neugier erregt, daß er nach wenigen Tagen wiederkam, in der bestimmten Absicht, das unterbrochene Gespräch wieder anzuknüpfen.

Nach den ersten Complimenten sprach er zu der liebenswürdigen Frau vom Hause:

„Señora, meine Bitte wird Sie vielleicht in Erstaunen setzen; aber ich wünschte sehr, einiges Nähere über das Verbrechen zu hören, von dem Sie mir neulich erzählt haben, und das in der That furchtbar gewesen sein muß, da die Zeit, dieser Saturn, der sogar die Steine verschlingt, den Eindruck davon nicht hat verwischen können."

„Mit dem größten Vergnügen will ich Ihnen mittheilen, was ich weiß und was Jedermann weiß,"

erwiederte die Gefragte. „Wahrscheinlich aber wird die über der That verflossene Zeit so wie der Umstand, daß Sie es nicht selbst erlebt haben, dem Vorfall in Ihren Augen viel von dem lebendigen und furchtbaren Eindrucke nehmen, den er auf alle Einwohner dieser Stadt gemacht hat.

Es mögen nun zehn Jahre sein, daß ein Commandant mit seiner Frau, drei kleinen Kindern und seiner Schwiegermutter hierherkam und in das erwähnte Haus zog. Er war in seinem ganzen Auftreten wie in seiner Handlungsweise ein Mann von Bildung. In seiner Liebe zu seiner Frau, die noch sehr jung und kindlich war, mischte sich der Ernst eines Vaters, und so bildeten die Leute eine eben so einige als glückliche Familie. Sie war eine Taube ohne Galle, wie der volksthümliche poetische Ausdruck lautet, und eben so zufrieden und glücklich, die Auserwählte jenes würdigen Gatten zu sein, wie als Mutter der drei kleinen Engel, welche fortwährend um sie waren. Sie war der Typus jener musterhaften Frauen, die nur in dem engen Kreise ihrer Pflichten als Töchter, Gattinnen und Mütter leben. Die ältere Dame aber gehörte zu den Wesen, welche die Welt, um sie kurz zu bezeichnen, mit dem Namen „Unglückliche“ belegt. Da

sie sehr fromm war, brachte sie ihr ruhiges Dasein damit zu, im Hause Gottes für die Gegenstände ihrer Liebe zu beten und am häuslichen Herde die Gegenstände ihrer religiösen Verehrung zu preisen.

Die Damen hatten Besitzungen in einem kleinen Orte und hießen daher bei Vielen kleinstädtisch, oder, wie man jetzt mit dem aus dem Französischen übersetzten Ausdrucke sagt, provinciell; ich aber habe in dem Hause immer eine feine, weil aufrichtige Artigkeit, einen anständigen Freimuth und ein Betragen gefunden, das streng sittlich ohne Heuchelei war und nicht nach dem ihm gebührenden Lobe haschte; wenn das kleinstädtisch ist, so kann man sich den Namen gefallen lassen.

Ich habe oft und lange in dem Hause zugebracht, weil jener innere Frieden, jenes bescheidene und ruhige Glück meinem Herzen wohlthaten; weil ein Gefühl der Sympathie mich hinzog zu dem würdigen, in der Erfüllung seiner Pflichten so strengen Manne, zu der sanften Frau, welcher die Uebung ihrer Tugenden denselben Genuß gewährte wie Andern ihre Vergnügungen, und zu der schlichten und liebevollen alten Dame, die in ihrem Leben weiter Nichts that als lächeln und beten. Vielleicht war dieses, wenn auch fromme und bescheidene Glück doch zu

vollkommen, um dauernd zu sein in einer Welt, in welcher leider selbst die Guten weniger an den Himmel denken, wenn die Erde ihnen das Leben süß macht. Genug, eines Morgens trat mein Mädchen ganz entsetzt mit verstörten Zügen und außer Athem in mein Zimmer.

Was gibt's, Manuela? fragte ich erschrocken.

Señora, ein Unglück, eine Schändlichkeit ohne Beispiel!

Aber was gibt's denn, was ist geschehen? So sprich doch!

Diese Nacht ... im Hause nebenan ... erschrecken Sie nicht, Señora!

Nein, nein, nur heraus damit.

... Ist die alte Dame ermordet worden.

Ermordet? Was sagst Du?

Ja, Señora, die Kehle ist ihr abgeschnitten und sie ist von vielen Dolchstichen durchbohrt.

Heilige Jungfrau! rief ich entsetzt aus; aber wie denn? Sind Räuber in's Haus gedrungen?

Das muß man glauben; aber man weiß Nichts.

An jenem Morgen nämlich," fuhr die Erzählerin fort, „ging der Diener, der in einem Zimmer auf der Hausflur schlief, nach dem Markte. Die Thür nach der Straße war, wie er versicherte, ver-

schlossen, wie er sie am Abend zuvor gelassen hatte. Offenbar waren also die Mörder nicht von der Straße her gekommen. Als er aber vom Markte zurückkam, wunderte er sich, die Mittelthür nur angelehnt zu finden, so daß sie seinem Drucke nachgab, und er, ohne daß Jemand ihm öffnete, eintreten konnte. Wie groß aber war sein Schrecken, als er das Wasser in dem weißen Becken der Fontäne im Hofe geröthet sah, und noch mehr, als er an der reinen Treppenwand den blutigen Abdruck einer geöffneten Hand erblickte. Hatte den Mörder vielleicht, als er jene Stufen hinunterstieg und sich mit Menschenblut bedeckt sah, ein Schwindel ergriffen, der ihn nöthigte, eine Stütze an der Wand zu suchen? Und hatte diese die Spur der Mörderhand bewahrt, um den Schuldigen anzuklagen und seinen Pfad zu bezeichnen?

In angstvoller Erwartung ging der Diener die Treppe hinauf, der Spur der Blutstropfen folgend, die ihm von Strecke zu Strecke gleich rächenden Fingern zeigten, wohin er gehen mußte, um das Verbrechen zu entdecken. Er kommt in das dunkle und entlegene Zimmer, welches die alte Dame im Innern des Hauses bewohnte, sie, die nie an das Böse hatte glauben wollen, weil sie es nie begreifen

konnte. Bis zur Thür ging die Blutlache, welche sich auf dem Boden ausbreitete und welche das Backsteinpflaster nicht hatte einsaugen wollen! Flüssiges, warmes Blut, welches noch das Leben zu bewahren schien, das aus dem blassen Leichnam entflohen war. Dieser lag mit Augen, welche die Schrecken des Todes weit geöffnet hatten, auf dem Bette, aus welchem ein weißer und steifer Arm wie von Wachs herabhing, gleichsam als Zeuge der Hilflosigkeit des unschuldigen Opfers.

Voll Entsetzen schrie der Diener laut auf und lief, um seine Herrschaft zu holen. Welch ein Anblick für diese Unglücklichen! . . . Die beklagenswerthe Tochter stürzte wie vom Blitz getroffen zu Boden. Der Commandant, blaß und sprachlos, aber mehr Herr seiner selbst, befahl, die Hausthür zu schließen, weil auf das Geschrei des Dieners sich Leute versammelten, und ließ dem Gericht Anzeige machen. Dieses aber fand Nichts als den stummen Leichnam, blutende Wunden und Stimmen, die das Verbrechen anklagten, nicht aber den Verbrecher. Und das Seltsamste war, daß auch nicht der entfernteste Verdacht auf irgend Jemand fallen konnte, noch das leiseste Anzeichen entdeckt wurde, das Licht auf irgend eine Spur hätte werfen können. Der Diener

schlief außerhalb der innern Hausthür*) auf der Hausflur; diese Thür, die nur von Innen geöffnet werden konnte, fand er bei seiner Rückkehr aus der Stadt offen, woraus hervorzugehen schien, daß der Mörder sich Tags zuvor im Innern des Hauses verborgen hatte oder daß er über das Dach gekommen war. Letztere Annahme war nicht wahrscheinlich, ja kaum möglich, da das Haus mit dem der Gräfin von *** und dem meinigen ein eigenes Viereck bildete. Das Dienstmädchen hatte die Nacht auf der Hochzeit einer ihrer Schwestern zugebracht, wie von den Mitanwesenden bezeugt wurde. Der andere Diener lag krank im Hospital und hatte sich nicht aus dem Bett gerührt. Trotzdem wurden die beiden Erstgenannten verhaftet, jedoch nach einiger Zeit wieder in Freiheit gesetzt.

Wie entsetzlich und haarsträubend der Frevel war, mögen Sie daraus abnehmen, daß der bloße Gedanke, man könne ihn im Verdachte der Theilnahme an der That haben, auf die Einbildungskraft des Dieners, eines ehrenwerthen Majorkaners, dergestalt wirkte, daß er den Verstand verlor und

*) In den spanischen Häusern ist die Hausflur von dem innern Hause durch eine besondere Thür, Porton oder Contrapuerta genannt, geschieden. Anm. d. Uebers.

aus dem Gefängnisse in's Irrenhaus gebracht wurde. Auf die Dienerin fiel ein so schlimmer Schein, weil sie verhaftet und in einen so grauen- und geheimnißvollen Proceß verwickelt gewesen war, daß sie kein Haus finden konnte, wo man sie in Dienst nehmen wollte; ihr Bräutigam verließ sie, und so ergab sie sich, von Schande und Elend verfolgt, einem schlechten Lebenswandel und ging zu Grunde.

Inzwischen war die Stadt voller Schrecken. Alle Nachforschungen der Justiz waren unmöglich, denn keine Verdachtgründe waren vorhanden, die auch nur ein Dämmerlicht in jenes Dunkel hätten werfen können.

Das Entsetzen über ein Verbrechen wächst mit dem Geheimnisse wie die Furcht im Dunkel der Nacht. Das öffentliche Rechtsgefühl schrie zornerfüllt um Gerechtigkeit, die Richter aber, das Schwert hoch in der Hand, fanden kein Haupt, auf welches sie den Streich hätten führen können.

So war alles Geschrei nach Gerechtigkeit vergebens, weil Gott sich diese selbst vorbehalten hatte. Denn, wie ich schon sagte, man erfuhr damals Nichts, man hat seitdem Nichts erfahren und wird nie Etwas erfahren."

„Und was wurde aus dem Commandanten

und seiner Familie?" fragte mit lebhaftem Interesse und tief bewegt von der Erzählung der Fremde, für den das Haus, welches er für einen schuldlosen Paria gehalten hatte, sich allmälig in eine Höhle des Geheimnisses und der Trauer verwandelte.

„Sie wissen," fuhr die Dame lächelnd fort, „daß die Ausländer uns Spanierinnen immer den Vorwurf des Leichtsinns machen. Wir gäben, behauptet man, stets unserm ersten Impulse nach und mißachteten die strenge und abgemessene Handlungsweise ihrer Landsmänninen, die zuweilen allerdings voll zarten Anstandsgefühls, zuweilen aber auch übervoll von kalter Selbstsucht ist. Die Spanierinnen, offen und glühenden Herzens, überlegen nicht, wenn dies sie fortreißt, und wenn sie sich deshalb immer zärtlich, kühn und großmüthig zeigen, sind sie auch zuweilen unüberlegt; das heißt, wie die Franzosen sagen, sie haben die Fehler ihrer Eigenschaften. Kaum hatte daher die Justiz das Haus verlassen, als ich dahin eilte, um meinen unglücklichen Freunden Hilfe zu leisten und Trost zu spenden.

Nein, nie wird das jammervolle Bild, das sich mir darbot, in meinem Herzen erlöschen! Der Eindruck, den ich empfing, war der Art, daß er dem letzten Sohne, den Gott mir bestimmte, das Dasein

kostete. Den Leichnam, der noch in dem Zimmer lag, wo man ihn gefunden, sah man nicht, aber man fühlte, daß er da war; er durchkältete jene Atmosphäre, das Haus roch nach Blut! Das Wasser im Fontänebecken war noch immer roth, als ob der flüssige und lebendige Strahl, der sich fortwährend erneuerte, mitten hindurchginge wie eine steife Masse, ohne sich mit ihm mischen zu wollen, oder als ob ein Tropfen unschuldig vergossenen Blutes genügte, eine Quelle für immer zu trüben, wie er genügt, für immer ein Gewissen zu beflecken.

Meine arme Freundin, die ihre Mutter so sehr geliebt hatte, wand sich in Krämpfen; bei meinem Anblicke vermochte sie zu schreien, zu weinen und ihrem unterdrückten Schmerze Luft zu machen. Ihr Mann war wie niedergeschmettert; das Entsetzen schien das Blut in seinen Adern erstarrt zu haben, so todtenblaß war sein Gesicht, so unbeweglich seine von Schrecken zusammengepreßten Lippen.

Ich nahm die unglückliche Frau mit zu mir. Nach einiger Zeit gelang es ihrem Manne, sich versetzen zu lassen, und sie zogen in eine entfernte Provinz, weil es ihnen unmöglich war, in dem Orte zu bleiben, wo ein so entsetzliches Unglück sie getroffen hatte."

„Aber in welcher Absicht geschah dieser Mord?“ fragte der Herr.

„Um das Opfer zu berauben, wie man schloß,“ antwortete die Dame. „An jenem Morgen war der alten Dame, wie ihre Tochter aussagte, durch einen Notar eine bedeutende Summe Geldes ausgezahlt worden; auf Letztern fiel ein starker Verdacht, und obgleich man ihm Nichts hat beweisen können, so hat er doch alles Vertrauen verloren. Ein Verdacht wird schließlich allgemein, setzt sich fest und erschüttert daher das Vertrauen mehr als eine That, die untersucht und hin und her besprochen worden ist; denn im letztern Falle hat der Betheiligte, wenn auch schuldig, doch Vertheidigungsgründe vorbringen, entschuldigende Umstände anführen, vor Allem aber Reue bezeigen und so die Verzeihung erhalten können, die der Gott der Barmherzigkeit nicht allein sich selbst vorbehalten, sondern mit seinem göttlichen Funken in das Herz des Menschen gelegt und in seinem Evangelium zum Gebote erhoben hat.“

„Ihre Bemerkung ist richtig,“ erwiederte der fremde Herr, „die Gesellschaft, die nach Bestrafung des Verbrechens milde urtheilt und urtheilen muß, ist unerbittlich gegen den unbestraft gebliebenen Frevel. Das ist nur logisch. Und haben Sie

von Ihren unglücklichen Nachbarn wieder Etwas gehört?"

„Ich habe mehrmals von ihnen gehört, bis ich sie zuletzt aus dem Gesichte verloren habe. Es ging ihnen sehr gut in dem Orte, wohin sie gezogen waren. Der Mann trat aus dem Militärdienst aus, privatisirte und hatte viel Glück in allen seinen Unternehmungen, so daß er jetzt einer der angesehensten Männer des Ortes, eine „Notabilität," wie man sich im modernen Stil ausdrückt, geworden ist. Er ist Alcalde gewesen, Deputirter der Provinz und wer weiß was noch Alles in der unübersehbaren constitutionellen Beamtenpflanzschule. Sie war immer glücklich in ihrem eingezogenen häuslichen Leben."

„Also," sagte der Fremde mit einem herben und bittern Lächeln, „dem Hause ist der Eindruck geblieben, der in den Herzen erloschen ist?"

„Dem Hause ist der Eindruck des Verbrechens geblieben; in den Herzen ist der des Schmerzes milder geworden. Der Schmerz kann nicht ewig dauern in dieser Welt; so hat es Der angeordnet, der weiß, was für uns gut ist. Jeden Tag läßt eine neue Sonne die, welche am Abend zuvor verschwunden ist, vergessen; jede Blume, die ihren

Schooß öffnet, zieht den Blick von der, welche verwelkt, ab. Die Abwesenheit ist ein ziemlich undurchsichtiger Schleier. Das, was kommt, verschlingt Das, was ist, und die lebhafte Erregung, die es erzeugt, schwächt die Eindrücke, wie die Lebhaftigkeit der Farben vor den Strahlen der Sonne verschwindet. Und spötteln Sie nicht über das Vergessen, diesen Balsam, dieses Universalheilmittel, dieses süße Lebenselixir, welches Gott den Sterblichen schickt, wie den Pflanzen den erfrischenden Thau; was würde ohne dasselbe aus uns werden?"

„Ich weiß nicht," erwiederte der Herr, „ob ich das, was Sie sagen, eine erhabene Philosophie oder den Wahlspruch des großen Haufens: Was geht's mich an? nennen soll."

„Stellen Sie es weder so hoch noch so niedrig: es ist eine einfache und praktische Wahrheit; eine von den vielen Anordnungen der Natur, gegen die sich der menschliche Stolz vergebens empört. Aber sagen Sie mir, wollen Sie das Haus beziehen? Es würde mich sehr freuen, wenn die Gegenwart einer guten und liebenswürdigen Familie die Unheimlichkeit dieses Todtenhauses verscheuchte, wie das Lächeln der Morgenröthe den finstern Blick der Nacht."

„Ich danke Ihnen, Señora; ich werde es nicht

beziehen. Obwohl ich ein Sohn dieses vorurtheils-freien Jahrhunderts bin, so hat doch der realistische Geist, der dasselbe beherrscht, nicht die Eindrücke in mir ersticken können, die der Geist vom Ueberirdischen empfängt, und da jenes Haus das Geheimniß des furchtbaren Frevels bewahrt, da es einzig und allein die unbestraften Verbrecher kennt, so mögen die Guten vor ihm fliehen, und es mag mit seinem Geheimniß allein bleiben, wie Alle, deren Gewissen durch irgend ein Vergehen befleckt ist."

Viertes Capitel.

Val de Paz.

Es gibt einen Ort, den wir mit erdichtetem Namen Val de Paz nennen wollen. Er hat sich zu seinem Sitz ein Thal auserlesen, das zwischen den letzten Höhenzügen einer großen Gebirgskette liegt. Eine glänzende Sonne vergoldet seine Kornfelder, klare Quellen bewässern seine Gärten, in welchen der dichtbelaubte Orangenbaum seinen Mantel, gleich einem Könige, mit Perlen bedeckt, wo die feine Granate sich mit Korallen, der sanfte Mandelbaum mit Rosenguirlanden schmückt und die gewöhnlichen Obstbäume zeitig ihr weißes Kleid anlegen, welches so vergänglich ist, daß es schon wieder abfällt, bevor der flüchtige Lenz, der es ihnen angezogen hat, geschieden ist.

Von der übrigen Welt ist Val de Paz durch

die Berge getrennt, die sich rings umher, gleich ungeheuern Schirmen, mit welchen die Natur die Wiege eines ihrer Kinder umgeben hat, erheben. In der Mitte des Ortes steht ernst und ruhig die noch nicht entweihte Kirche. Unter dem Dache des Landmanns ruht, noch hoch geehrt, der Pflug, der arbeiten lehrt und zum Lohne das tägliche Brot gibt. Die kleinen Mädchen lernen den Katechismus, küssen dem Pfarrer die Hand und bitten ihre Eltern um ihren Segen. Die Aufklärung des Jahrhunderts der Neuerungen hatte, wie man sieht, sich verächtlich von solcher Verfinsterung abgewandt, hatte Val de Paz unter die Mumien gezählt, es aus der Liste der Lebendigen gestrichen, und wie zu einem zweiten verschütteten Pompeji mit tiefer Absicht und in ernst feierlichem Tone zu ihm gesprochen: Die Erde sei Dir leicht!

Es war ein Frühlingsabend nach einem Sommertage; denn das sanfte Lüftchen, welches wehte, hatte sich wie ein Sybarit im Schnee der hohen Gipfel erfrischt und sich hierauf in den Cistensträuchern, welche deren Abhänge bedecken, mit Duft beladen. Die ruhige Dämmerungsstunde brach für das Thal früher an, da die Strahlen der Sonne nur noch die Spitzen der Berge vergoldeten, deren

Häupter ganz in einem Feuermeere zu flammen schienen, wie in den Gebirgen von Asturien bei Gelegenheit jener berühmten Waffenthat, welcher der Ahnherr der Cienfuegos seinen Namen verdankt. Kein Wolkenstreifchen war am Himmel, hinter welches sich die letzten rosigen Strahlen der Sonne hätten flüchten können. Man hörte das muntere Gemurmel des Schöpfwassers, welches sich in hundert verschiedenen Richtungen durch die Gärten verbreitete. Gehorsam den ihm vom Menschen vorgezeichneten Pfade folgend, sah man das Kind der Wolken und der Quellen bald einen Orangenbaum wie ein Gürtel von polirtem Stahl umgeben, bald sich wie eine Decke von Krystall über ein frisch gesäetes Feld verbreiten und dann unentschlossen still stehen zwischen den Lockungen der Sonne, die es anzog, um sich mit seinem Schleier zu bedecken, und der Anziehungskraft der Erde, welche begierig mit ihm die lieblichen Pflanzen zu nähren wünschte, die ihr reiches Kleid bilden. Man hörte die Grille, die älteste Tonkünstlerin der Welt, die ganz außer sich darüber ist, daß sie ungeachtet ihrer fortwährenden Reclame nicht für die Altmutter der Musiknarrheit erklärt wird. Man hörte das Blöken der Schafe, das so sanft ist wie ihr Gemüth, so weich wie ihr Fell, so traurig wie das Symbol des

Opfers, das sie darstellen, das langgezogene Gebrüll der Kuh, die ihr Kalb ruft, das eintönige Summen des dummen und schwerfälligen Maikäfers, der immer die Nase entlang fliegt, ohne sich darum zu kümmern, daß er mit denen anderer Leute zusammenstößt. Man sah die Hausschwalben mit fröhlichem Gezwitscher ihre raschen nnd wunderlichen Kreise durch die Luft beschreiben, bei welchem Anblicke die Kinder mit brüderlicher Theilnahme zu sagen pflegen: „Jetzt kommen die Kinder aus der Schule.“ Die harmlosen Fledermäuse begannen jetzt ihren schweigenden Flug, diese armen Vögel ohne Federn, die sich wie verschämte Arme vor dem Lichte des Tages verbergen, die so häßlich sind, daß man sie auf dem Lande „Fratzenbildchen“ nennt, und so verfolgt werden, daß sie sich fragen: „Glaubt denn etwa der Mensch, daß wir unser Dasein mit Unrecht besitzen, da wir es doch von demselben Schöpfer haben, wie er das seinige?“ Die Frösche, die Dorfsirenen, welche zum Genusse des Bades zwischen ihrem frischen Rohrdickigt einladen und verführen, stimmten ihre klare Nachtmusik an. Die fleißigen Bienen verließen summend ihr Tagewerk, weil sie in den Blumen schon Thau mit dem Honig gemischt fanden. Man hört den traurigen Klageton, womit die Eule aufzufordern

scheint, zu ihr zu kommen und sie zu trösten; ihr Geschrei klingt so schwermüthig inmitten des harmonischen Concertes der Natur, als sollte es zum Beweise dienen, daß es in derselben eine Stimme gibt, wie im Menschenherzen eine Saite, die immer einen melancholischen Ton gibt, wenn auch der Tag glänzend und die Nacht heiter gewesen ist.*) Nur das ernste und menschenfeindliche Käuzchen, dem dies allgemeine Concert bei herannahendem Dunkel unangenehm war, sah aus dem Thurme, in welchem es meditirt und kritisirt, hervor und rief sein energisches Pst! Pst! dazwischen, wie um Schweigen zu gebieten.

Alle diese ländlichen Stimmen aber, in welchen für Jeden, der die Natur praktisch zu genießen versteht, ein so unendlicher Zauber liegt, wurden durch die klangreiche, biegsame und ausdrucksvolle Stimme

---

*) In andern Gegenden Andalusiens führt die Ohreule (mochuelo) den Namen corneja (Krähe). Das Landvolk behauptet, die Krähe habe am besten von allen Vögeln gesungen, und sei, als Christus am Kreuze starb, zugegen gewesen. Seitdem habe sie ihren Gesang vergessen und den klagenden Ton angenommen, womit sie immer wiederholt Cruz! cruz! cruz! (Kreuz!) O religiöse Poesie, Ideal von Gläubigkeit, Zartheit, süßer Melancholie und Reinheit!

Anm. d. Verf.

des Menschen, durch den Gesang der nach Hause zurückkehrenden Feldarbeiter unterbrochen. Wer hat diese Leute singen gelehrt? Wer hat ihnen die hohe und sinnige Poesie des Textes, die zauberisch-originelle Weise ihrer Gesänge eingegeben? Das Gefühl, das keiner Kunst bedarf; denn ohne Gefühl ist die Kunst ein Leichnam, ein schöner Körper ohne Seele.

Leihen wir aber dem stattlichen Jüngling unser Ohr, der den andern vorausgeeilt ist und dessen Gesang ein niedliches Mädchen an's Fenster gelockt hat, die jedoch hinter den Schlinggewächsen des Gitters verborgen steht.

Das Bildniss.

Kind, Deinem Köpfchen
Gab die Natur
Durch gold'ne Löckchen
Selbst die Frisur.

Dem Schlachtfeld gleichet
Die Stirne schön,
Auf der die Banner
Der Liebe wehn.

Gibt's einen Pinsel
(Ich glaub' es kaum)
Der schöner malet
Der Brauen Saum?

Dem Morgensterne
Dein Auge gleicht,
Wenn früh am Himmel
Der Mond erbleicht.

Du hast ein Näschen,
Scharf wie ein Schwert,
Das in die Herzen
Durchbohrend fährt.

Und Deiner Lippen
Korallenpaar
Spielt mit den Zähnen
Verstecken gar.

Hast in dem Kinne
Ein Grübchen fein,
Darin ich möchte
Begraben sein.

Und schön'rer Arme
Hat, ihrer Zeit,
Selbst Mutter Eva
Sich nicht erfreut.

Dem Palmbaum gleichst Du
An Wohlgestalt,
Der schlank sich strecket
Im grünen Wald.

So luftig schreitet
Dein Fuß dahin,
Daß wo Du wandelst,
Die Rosen blühn.

Das ist, o Mädchen,
Dein Conterfei;
Mit Farben füll' es
Der neue Mai.*)

---

*) Eine sehr hübsche Melodie vollendet den Zauber dieses herrlichen Volksliedes. Anm. d. Verf.

Fünftes Capitel.

Die Einquartierung.

Wie wir schon bemerkt haben, war in dieses altmodische, altchristliche, so heiter und friedlich von dem Lichte seiner Altäre und der Sonne beleuchtete spanische Dorf die Aufklärung des Jahrhunderts noch nicht eingedrungen. Wo die oben geschilderten Harmonien erklangen, hatte man weder politische Reden, noch patriotische Gesänge gehört; man hatte da keinen Begriff davon, daß Jemand sich freiwillig anwerben lassen könnte, den Soldatenrock zu tragen, und noch weniger von dem Zwecke, zu welchem so Etwas geschah. Wie groß war daher das Erstaunen der reactionären Bewohner von Val de Paz, als sie eines Abends einen halb bäuerischen, halb soldatischen Haufen in's Dorf ein-

ziehen sahen unter dem wahnsinnigen Geschrei: „Es lebe die Freiheit!“

Beim Anblicke dieser Schaar bewaffneter und staubbedeckter Menschen, und dem ihnen ganz fremdartigen Geschrei, geriethen die Bewohner von Val de Paz in Bestürzung. Es verbreitete sich daher das Gerücht, es seien Gefangene, die aus dem Gefängnisse der Hauptstadt entkommen wären, sich in's Gebirge geflüchtet hätten und nun ihre wiedererlangte Freiheit hochleben ließen. Die Bestürzung war allgemein, bald aber beruhigten sich die Gemüther, als man den scharfen Ton der Trommel vernahm und eine Colonne Soldaten in guter Ordnung und gemessenen Schrittes den Abhang herunterkommen sah.

Man muß bemerken, daß das Volk für die aus seinem Schooße hervorgehenden Soldaten eine tiefe Sympathie, gemischt mit Bedauern und Bewunderung, empfindet; es betrachtet sie zwar als Schlachtopfer, aber als Schlachtopfer für eine heilige Sache, d. h. für die Sache ihres Glaubens, ihres Königs und der Unabhängigkeit, nicht der individuellen, sondern der des Landes, der Freiheit, welche in dem heldenmüthigen und unsterblichen Kampfe,

der als Lorbeerkranz und Ehrenzeichen diesen Namen behalten hat, vertheidigt wurde.

Mit der Ankunft dieser Truppen klärte sich Alles auf. Nun hieß es (aber in Val de Paz wußte man Nichts davon), daß im Gebirge eine Bande von Rebellen hause und ein Corps von Nationalfreiwilligen und Linientruppen komme, um sie zu verfolgen. Die erstern waren Diejenigen, die durch ihren etwas lärmenden Einzug das Dorf alarmirt hatten; nachdem sich aber die Sache aufgeklärt hatte, beruhigten sich die Gemüther, und die Bewohner von Val de Paz waren nur erstaunt, erstens, daß Soldaten vorhanden waren, ohne daß eine Recrutenaushebung stattgefunden hatte, zweitens, daß unter den Soldaten Leute unter zwanzig und über fünfzig Jahre waren, drittens, daß man die Freiheit hochleben ließ, ohne gefangen gewesen zu sein, und viertens, daß Rebellen im Gebirge waren.

Die Freiwilligen durchstreiften die Umgegend, liefen sich Blasen an den Füßen und fanden Nichts; sie kehrten daher zurück, woher sie gekommen waren, und kamen von der Sonne gebräunt wieder nach Hause. Die Schuhmacher ihres Dorfes veranstalteten eine Feierlichkeit zu Ehren des heiligen Crispin.

Die Linientruppen hatten Befehl, in Val de

Paz zu bleiben. Der Hauptmann, der sie befehligte, wurde bei der Wittwe eines reichen und geachteten Landmanns einquartirt. Diese hatte einen Sohn, der die Landwirthschaft ohne Neuerungen und ganz in der Weise, durch welche sein Vater und seine Vorfahren reich geworden waren, betrieb, und eine Tochter von funfzehn Jahren, welche die Sonne jener bescheidenen, rechtschaffenen und tugendhaften Häuslichkeit war.

Der Hauptmann, Namens Don Andres Peñalta, war ein Mann von nicht unangenehmem Aeußern aber von trübsinnigem Charakter und erbittert durch mehrfach getäuschte Erwartungen in seiner Laufbahn, in welcher er, gleich Vielen in Zeiten der Unordnung und Umwälzung, ein Opfer widriger Umstände geworden war. Dies hatte ihn um so empfindlicher berührt, als er der Typus einer Classe von Menschen war, die in unserer Zeit ziemlich häufig sind, nämlich derjenigen, die sich immer für zu gut für ihre Stellung halten.

Nichtsdestoweniger schien die liebliche Atmosphäre jenes friedlichen Hauses einen wohlthätigen Einfluß auf das finstere und verschlossene Gemüth des in seinem Stolze beleidigten Mannes zu haben. Er fühlte sich hingezogen zu dem jungen Mädchen,

das der Abgott ihres Hauses und die Zierde des Dorfes war, allen Zauber der Jugend und Unschuld besaß, so wie Garantien des Glücks, welches die Tugend sichert, und des Wohlergehens, welches äußere Güter versprechen. Letzteres besonders mußte lockend sein für einen Mann, dessen Sucht nach Stellung und Ansehen in der Welt durch die Ungunst der Umstände nur noch gewachsen war.

Durch seine glänzende Uniform und sein „respectvolles“ Wesen, wie man sein stolzes Auftreten im Dorfe nannte, hatte sich Peñalta die allgemeine Bewunderung erworben, ganz besonders aber die seiner Wirthinnen. Als er daher eines Tages bei Frau Mariana um ihre Tochter Rosalia anhielt, konnte und wollte die Mutter ihre Befriedigung nicht verbergen. Als die gehorsame Tochter sah, daß ihre Mutter zufrieden war, war sie es nicht minder, die Gevatterinnen und Nachbarinnen stimmten ein und nur Mariana's Sohn äußerte sein Mißfallen und widersetzte sich entschieden der beabsichtigten Verbindung. Er stellte seiner Mutter vor, daß ihr Vermögen, welches in einigen Capitalien, hauptsächlich aber in ihrer weitläufigen Ackerwirthschaft und ihrem zahlreichen Viehstande steckte, sich, ungetrennt, vermehrte, wenn dagegen Jeder seinen eigenen Weg

ginge, wenn man theilte und zu Gelde machte, dies zu Aller Schaden gereichen würde. Er bewies mit guten Gründen, daß seine Schwester einen Einwohner des Dorfes heirathen und den Ort, wo sie erzogen wäre, wo vom Vater auf den Sohn Alle glücklich, geliebt und geachtet gelebt hätten, nicht verlassen dürfe. Aber diese verständigen Bemerkungen vermochten Nichts über die in ihren Illusionen befangene Doña Mariana, die über das glänzende Loos ihrer Tochter Rosalia entzückt war, und der fortgesetzte Widerstand ihres Sohnes diente nur dazu, die gute aber beschränkte Frau zu erbittern, die schließlich äußerte, er dränge wahrscheinlich nur darum so darauf, das Vermögen ungetheilt zu lassen, um selbst den besten Theil desselben zu ziehen. Trotz dieser harten und ungerechten Beschuldigung, die der guten Frau in den Mund gelegt worden war, fuhr der Sohn fort, sich der Heirath seiner Schwester offen zu widersetzen, so daß die Mutter, seiner Hartnäckigkeit müde und hingerissen von übergroßer Liebe zu ihrer Tochter, erklärte, sie würde sich nie von ihr, wohl aber von einem halsstarrigen Sohne trennen, und der Erstern folgen, wohin sie auch gehen möchte.

Dieser Plan der wohlhabenden Wittwe konnte

dem Hauptmanne nur willkommen und angenehm sein, und er beeilte sich daher, ihm beizustimmen und ihn zu unterstützen.

Bald darauf wurde die Hochzeit gefeiert und die neue Familie reiste ab.

Sieben Jahre hinter einander lebten die Leute in ununterbrochenem Frieden, Dank dem engelgleichen Charakter von Mutter und Tochter, ihrer gänzlichen Anspruchslosigkeit und der Kleinheit des häuslichen Kreises, in welchem sie sich bewegten; denn Beider Existenz beschränkte sich darauf, den Hauptmann, der inzwischen bis zum Commandanten aufgestiegen war, zu bewundern, und die drei Kinder, welche der Ehe entsprossen waren, anzubeten. Außerdem waren sie vollständige Nullen, denn der übermüthige Stolz des Commandanten hielt sie unter stetem Drucke.

Was ist das für eine traurige Welt, wo man sich nur durch Eroberung einen Platz erwerben, und wo man sich nur auf demselben erhalten kann, indem man ihn verschanzt! Schwache und jämmerliche Menschheit, die den bescheiden Nachgebenden unterdrückt und den hochmüthig sich Erhebenden verehrt! Schon dies reicht hin, uns zu beweisen, wie niedrig wir Menschen stehen, und den sehnlichen Wunsch nach jener höhern Gerechtigkeit in uns zu

erwecken, für die es weder einen blendenden Glanz, noch eine undurchdringliche Dunkelheit gibt.

So kam es, daß bei diesen Frauen genügsame Bescheidenheit, nachgebende Demuth, anschmiegende Güte, weit entfernt als die schönsten und vollkommensten Perlen unter den weiblichen Kleinodien geschätzt zu werden, nur dazu dienten, sie als schwach und unbedeutend erscheinen zu lassen, und den, welchen sie verehrten, in seiner Geringschätzung und seinem Despotismus zu bestärken.

Da Don Andres Peñalta eine ungemeine Eigenliebe und einen namenlosen Hang besaß, für einen Mann von Tugenden zu gelten, ohne deren zu besitzen (eine catonische Heuchelei, die an die Stelle der religiösen getreten ist), so behandelte er seine Frau und Schwiegermutter in Gegenwart von Fremden mit großer Rücksicht und Liebe und spielte, wie die Franzosen sagen, „den guten Fürsten," d. h. er ließ sich wohlwollend zu Denjenigen herab, die sich vor ihm neigten; in der Stille des häuslichen Lebens aber entschädigte er sich dafür und behandelte sie mit dem größten Hochmuthe und unverholener Verachtung.

Rosaliens linkisches Wesen und die Verstöße, die sie in Gesellschaft zu machen pflegte, erregten seinen Unwillen; die arme junge Frau, die auf dem

Dorfe erzogen war, wußte natürlich Nichts von der Feinheit und Etikette einer großen Stadt, verstand nicht, sich elegant zu kleiden, oder drei bis sechs Stunden bei ihrer Toilette zuzubringen, konnte weder singen, noch tanzen, noch Clavier spielen, weshalb der hierdurch in seiner thörichten Eigenliebe beleidigte Gatte, um seinen Zorn auszulassen, seine arme Frau fortwährend mit dem Vorwurfe kränkte und demüthigte: Du verstehst Nichts.

Ueber zwei Dinge vermag der gehässige und ungerechte Despotismus Nichts: über das Eisen, das ihm immer gleiche Kraft entgegensetzt, und über das Rohr, das sofort nachgibt; deshalb war in dem Hause tiefer Frieden, denn der Despotismus, der in demselben herrschte, fand nur weiche und schwache Rohrstäbe. Der Wille des Despoten ging über die innere Häuslichkeit dahin, wie der Stoß eines Orkans über ein ebenes Feld, das nicht unfruchtbar und wüst, sondern mit weichem und frischem Rasen bedeckt ist.

Sechstes Capitel.

Die Aufgabe.

Im Verlaufe dieser Zeit waren Frau Mariana's Beziehungen zu ihrem Sohn immer unfreundlicher geworden, denn die gute Frau, die ganz von ihrem Schwiegersohne beherrscht wurde und Alles that, was er wollte, war mit den Rechnungen nicht einverstanden, die Ersterer, der nach wie vor seiner Mutter Vermögen in Verbindung mit dem seinigen verwaltete, ihr zusandte, und schließlich verlangte Frau Mariana, gehorsam den Rathschlägen des Don Andres, die Theilung des Vermögens und die baare Herauszahlung ihres Antheils. Nach vielen Streitigkeiten war dieses Arrangement endlich, kurze Zeit nach der Ankunft der Familie in M***, zu Stande gekommen. Dieser Ausgang befriedigte Alle, und der guten Frau fiel ein Stein vom Herzen,

als sie auf diese Weise jeden Anlaß zum Zwist, sowohl mit ihrem Sohne wie mit ihrem Schwiegersohne, für die Zukunft abgeschnitten hatte.

Als sie eines Morgens aus der Kirche zurückkam, war ein Notar als Bevollmächtigter ihres Sohnes dagewesen und hatte ihr 500 Goldunzen*) als letzte Rate ihres capitalisirten Vermögens ausgezahlt. Frau Mariana hatte in Folge dessen die Schlußquittung unterschrieben und saß hoch erfreut über die Beendigung dieser Angelegenheit neben ihrer Tochter, als ihr ältester Enkel, aus der Schule kommend, in's Zimmer trat. Er brachte mit großem Triumph eine von ihm geschriebene Aufgabe, die er seiner Großmutter zeigte. Diese nahm sie hin mit jenem freudigen Wohlgefallen, welches sie über Alles, was ihre Enkel thaten, empfand, und las den mit fester Hand geschriebenen Spruch, mit welchem die Seite begann und die der Knabe in den folgenden Zeilen immer wieder abgeschrieben hatte. Er lautete:

„Rechne nicht auf den folgenden Tag, denn er ist Dir nicht gewiß.“

Die Dame sah jede Zeile mit einer Miene der Zustimmung an und sagte zu dem Knaben:

---

*) Eine Goldunze = etwa 38 fl. rhein.

„Ist das immer dasselbe, Andresito?“

„Ja, Großmama,“ antwortete dieser, „alle Zeilen enthalten dasselbe wie die Vorschrift, nur die letzte nicht.“

Die Großmutter sah unten hin und las: „Geschrieben von Andres Peñalta am 20. März 1840.“

„Kind,“ sagte die Dame, „wir haben ja heute erst den 19., den Tag des Patriarchen.“

Der Knabe fing an zu lachen und erwiederte:

„Ja, da habe ich mich wirklich geirrt. Aber was schadet das? Wir wollen denken, ich hätte es morgen geschrieben.“

„So schnell vergissest Du die Sprüche, die Du schreibst, Kind?“ sagte die Großmutter. „Es heißt ja:

„Rechne nicht auf den morgenden Tag, denn er ist Dir nicht gewiß.“

„Gut, ich will es ändern,“ erwiederte der Knabe, indem er das Blatt ergriff und davonlief. Einen Augenblick darauf kam er wieder und gab es seiner Großmutter.

Kaum aber hatte diese einen Blick darauf geworfen, als sie ausrief:

„Aber Kind, warum hast Du denn die Zahlen mit rother Tinte corrigirt? Jesus, das sieht ja aus wie ein blutiges Datum.“

„Die rothe Tinte stand auf Papa's Tisch und ist sehr hübsch," antwortete der Knabe.

„Mir kommt sie sehr häßlich vor," bemerkte seine Mutter, „und macht die Verbesserung sehr sichtbar. Zerreiß das Blatt, mein Sohn, und morgen, so Gott will, wirst Du Deiner Großmutter eine bessere Seite schreiben."

„Nein, nein," sagte diese; „gib sie mir, mein Herzenskind. Für mich hast Du sie geschrieben und sagst mir darin etwas sehr Gutes und Frommes, nämlich: daß ich nicht auf den morgenden Tag rechnen soll, weil er mir nicht gewiß ist, d. h. daß wir immer vorbereitet sein müssen auf den Tod, der uns vor den Richterstuhl des großen Richters der Seelen führt; deshalb will ich es als eine gute Erinnerung und einen noch bessern Rath behalten. Und," fügte sie hinzu, indem sie eine Rolle mit zwanzig Unzen vom Tische nahm, „ich bin so zufrieden mit Deinem Fleiß und dieser Seite, die Zeugniß davon gibt, daß ich diese zwanzig Unzen für Dich bestimme, und Du sollst sie nach meinem Tode erhalten. Damit man es weiß, will ich diesen meinen Willen unter das Blatt schreiben und die zwanzig Unzen hineinwickeln."

Die Dame nahm die Feder, mit welcher sie

eben die Quittungen unterschrieben hatte und schrieb unter das rothe Datum und den Namen des Knaben, der eben so hieß wie sein Vater: „dies hinterläßt ihm zum Andenken: Mariana Perez.“

Hierauf wickelte sie die zwanzig Unzen in das Blatt, verschloß sie mit dem übrigen Gold in einen Kasten und ging in ihr Zimmer.

In jener Nacht wurde an der alten Frau der abscheuliche Mord begangen, den wir im Anfange dieser Geschichte erzählt haben, woselbst auch der Schmerz der armen Rosalie über ein so unerhörtes Unglück, so wie der tiefe Eindruck desselben auf den Gatten geschildert worden ist, der vielleicht damals bereute, daß er dem unglücklichen Opfer; das ihn so sehr geliebt und hochgeachtet, das Leben so verbittert hatte.

Der Verlust, welchen sie durch den bedeutenden Diebstahl, von welchem Nichts wiederzubekommen war, erlitten, das Geheimniß, in welches, trotz der vielen sorgfältigen Nachforschungen, die That gehüllt blieb, die Ueberzeugung, einen verborgenen aber schlauen Feind zu haben, machten der Familie den fernern Aufenthalt in jener Stadt unerträglich, und auf das Gesuch des Commandanten wurden sie an einen entfernten Ort versetzt.

Siebentes Capitel.

Eine Notabilität.

Zehn Jahre waren in ihrem neuen Wohnorte verflossen, wo gleich bei der Ankunft sowohl der Mann wie die Frau die beste Aufnahme gefunden hatten. Ihre Glücksumstände verbesserten sich sehr. Don Andres beerbte einen in Amerika gestorbenen Onkel, nahm seinen Abschied, wurde Capitalist und widmete sich mit gutem Erfolge verschiedenen Unternehmungen, wie z. B. Klöster niederzureißen, deren höchst werthvolle Materialien er wohlfeil verkaufte. Er war Alcalde gewesen und jetzt Abgeordneter der Provinz, mit einem Worte eine Notabilität und der Typus des modernen Staatsbürgers geworden, d. h. er hatte immer den Mund voll hochtönender mit fremden Ausdrücken gespickter Phrasen, war ein eifriger Apostel der Moral, ein gewaltiger Herold

der Philanthropie, ein kühner Gegner des Aberglaubens, wozu er auch die Heilighaltung des Sonntags und der Festtage zählte, ein Priester der Göttin der Vernunft und ein Erzpriester des heiligen Positivus, Großmeister des Dünkels, Professor der modernen „freien Künste“ der Nichtachtung und des Hohnes und ein geschickter Baumeister seines eignen Piedestals, kurz, Nichts fehlte diesem Vorbilde des modernen Lebens, der für den Salomo des Friedensgerichtes galt und für den Demosthenes einer neu eingesetzten Commission zum Bau eines Canals, deren Arbeiten durch häufige Versammlungen und Stöße von Acten schon sehr vorgeschritten waren, so daß zur Ausführung des projectirten Canals nur noch das Geld fehlte, um ihn zu graben, und das Wasser, um ihn zu füllen.

Es ist nicht unsere Absicht, in Don Andres die gegenwärtige Zeit zu personificiren, sondern nur ihren Einfluß, und es ist sicher, daß er in einer entgegengesetzten Ordnung der Dinge ein Vorposten der Intoleranz, ein Fanatiker des Hergebrachten, ein Cerberus des Schlendrians und der Todfeind nützlicher und nothwendiger Verbesserungen geworden sein würde. Dies sagen wir zu Ehren der Wahrheit und zu Gunsten der Genauigkeit des von uns

geschilderten Typus, und keineswegs, um der gegenwärtigen Zeit ihr häßliches Gesicht zu waschen.

Ruhige Seelen genießen des Vortheils, daß das Mißgeschick sie nicht niederschmettert, weiche Gemüther haben den, frei von heftigen und leidenschaftlichen Gefühlen zu sein, und geduldigen Charakteren ist es eigen, in ihren Leiden nicht bitter und verstockt zu werden. So war denn auch Rosalie zu ihrem natürlichen Zustande der Seelenruhe zurückgekehrt, der ohne Zweifel etwas Prädestinirtes ist.

Sie würde sich sogar glücklich genannt haben, hätte nicht ihr Mann, den seine günstige Lage, der Erfolg seiner Unternehmungen und das allgemeine Ansehen, das er sich zu erwerben gewußt, immer aufgeblasener machten, die arme Frau von Tag zu Tag härter und geringschätzender behandelt.

Die Erziehung ihrer Kinder, die Rosalie verzog, war das unaufhörliche Thema seiner Vorwürfe und der Anlaß zur Wiederholung seiner fortwährenden Beleidigung: Du verstehst Nichts. Zuweilen weinte dann Rosalie, zuweilen ergab sie sich geduldig, nie aber erwiderte sie Etwas, denn sie dachte bei sich selbst: Mein Mann, der so viel versteht, muß das natürlich denken und sagen, da ich Nichts verstehe als nähen und beten.

So wahr ist es, daß die angeborene Tugend, eben so wie die Unschuld, sich selbst nicht kennt! Die Zeit aber sollte Don Andres lehren, wie viel die Frau versteht, die Christin zu sein versteht, und wie viel Vorzüge die bescheidenen Tugenden vor den heroischen haben.

Achtes Capitel.

Das Legat.

Eines Tages, als Rosalie ihrer Tochter, einem eben so sanften Kinde wie die Mutter gewesen war, Unterricht gab in dem, was sie verstand, nämlich im Nähen und Beten, trat ihr jüngster Sohn herein.

„Mutter," sagte er, ihr ein Papier hinhaltend, „sieh einmal, da ist eine Seite, die Andres geschrieben hat, als er noch ganz klein war."

Rosalie nahm das Blatt und las mit erstaunter Miene:

Rechne nicht auf den morgenden Tag; denn er ist Dir nicht gewiß.

Unten auf dem Blatte stand roth und blutig das Datum: am 19. März 1840, geschrieben von Andres Peñalta, und darunter von der Hand ihrer Mutter, des unglücklichen Opfers des

geheimnißvollen und unbestraft gebliebenen Verbrechens, ihr folgendes einzige Testament: Dies hinterlasse ich ihm zum Andenken: Mariana Perez.

„Wo hast Du das Papier gefunden?“ fragte Rosalie mit so seltsamer und klangloser Stimme, daß ihre Kinder sie erschrocken ansahen.

„In Papas Zimmer, zwischen alten Papieren,“ antwortete der Knabe.

Bleich wie der Tod stand Rosalie auf, eilte in ihr Zimmer, schob den Riegel vor und schloß die Fenster, um das Tageslicht nicht zu sehen.

Der Schleier, der zehn Jahre lang auf der Ermordung ihrer Mutter geruht hatte, war vor ihren Augen weggezogen; das entsetzliche Geheimniß trat aus seinem Schatten hervor; das Opfer erinnerte noch aus seinem Grabe an das blutige Datum in einem mit dem geraubten Golde aufbewahrten Documente, das sich nur im Besitze des Räubers und Mörders befinden konnte, und dies anklagende Document befand sich im Besitz ihres Gatten!

Rosalie warf sich auf's Sopha und bedeckte das Gesicht mit den Händen. So blieb sie drei Stunden unbeweglich wie das Bild des Entsetzens, kalt wie ein Leichnam, stumm wie ein vom Schlage Gerührter.

Die erste Stunde dachte sie nicht: alle ihre

Gedanken waren wie durch einen furchtbaren Schwindel unter einander geworfen. In der zweiten Stunde ging die Verzweiflung in ihrer Seele umher wie der Löwe durch seinen Käfig, spähend nach einem Ausgang und suchend nach einem weiten Raum, um sein Gebrüll auszustoßen. In der dritten Stunde nahete sich ihr würdevoll und streng die Ueberlegung, an der einen Hand die christliche Mäßigung, an der andern die menschliche Klugheit führend, die erstere mit ihrem Zügel, die zweite mit ihrem Fernglase. Da faltete die Christin, Mutter und Gattin die Hände und rief aus:

„Dein, Dein, o Vater und Richter, ist die Gerechtigkeit! Dein, Dein ist die Rache!“

Gestärkt stand sie auf, zündete ein Licht an, an dessen Flamme sie mit entschlossener Hand das anklagende Blatt verbrannte und warf sich in's Bett.

Bald darauf kam ihr Mann und fragte mit seinem gewohnten rauhen Tone, was die verschlossene Thür bedeute.

Als sie die Stimme des Mörders ihrer Mutter hörte, als sie seine Nähe fühlte, bemächtigte sich der Unglücklichen ein furchtbarer Schauder und mit klappernden Zähnen antwortete sie, sie sei krank.

Der Gatte entfernte sich verdrießlich; er gestand ihr nicht einmal das Recht zu, krank zu sein!

Acht Tage blieb Rosalie eingeschlossen und ließ Niemand zu sich, nicht einmal ihre Kinder; angeblich wegen heftigen Kopfwehs, in Wahrheit aber, weil sie fürchtete, das schreckliche Geheimniß, das sie in ihrem zerrissenen Herzen ersticken wollte, möchte sich durch ein Geschrei der Verzweiflung Luft machen.

Ueberdies wünschte sie zu jenem Zwecke, durch Schwächung ihres Körpers mittels Hunger und Thränen, ihre physischen Kräfte zu vermindern, dagegen aber im Gebete und in ihrer Mutterliebe moralische Kraft zu sammeln.

Als sie aufstand und ihr Mann sie zuerst sah, trat er erschrocken einige Schritte zurück; und er hatte Grund dazu! Das Haar der jungen Mutter war grau geworden. Auf ihren abgemagerten Zügen war die grünliche Bläße der Gelbsucht gelagert; ihre wirren und eingefallenen Augen glänzten fieberhaft in einem braunen Ringe.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „Du bist krank und sehr krank! Du mußt viel gelitten haben!“

„Viel,“ antwortete die Dulderin.

„Aber warum hast Du nicht zu einem Arzte geschickt?“ fragte ihr Gatte verdrießlich. „Du ver-

stehst Nichts, nicht einmal für Dich zu sorgen, wenn Du krank bist!"

Noch ein Jahr lebte die Märtyrerin, den Todesstoß im Herzen, ohne andern Trost als die Gewißheit, daß er tödtlich war.

Ein volles Jahr dauerte ihr Hinabsteigen in's Grab! Das Leben ist zähe im dreißigsten Jahre.

„Aber was fehlt denn Ihrer Frau?" fragten Don Andres Peñalta seine vielen Freunde.

„Eine böse Gelbsucht, die ihren Körper und Geist aufreibt," antwortete dieser; „die Aerzte verschreiben Allerhand, aber Nichts verschafft ihr Linderung. Ich bin wirklich sehr besorgt." Und wenn er mit seiner Frau allein war, sagte er: „Der Arzt sagt, er kann die Ursache Deiner Krankheit nicht finden und Du gibst sie ihm nicht an. Du verstehst auch Nichts, nicht einmal zu erklären, was Dir fehlt!"

Endlich brach das fünfte Opfer des Verbrechens zusammen. Die Aerzte standen, nachdem alle Mittel erschöpft waren, rathlos da. Die Stunde der ewigen Ruhe war gekommen; der Beichtvater saß, Thränen und Tröstungen spendend, am Bette der Sterbenden.

Bereit, vor dem Richterstuhle Gottes zu erscheinen und fühlend, daß sie nur noch wenige Au-

genblicke zu leben hatte, gab die edle Dulderin den Anwesenden ein Zeichen, sich zu entfernen und rief ihren Gatten.

„Vater meiner Kinder,“ sprach sie mit feierlicher Stimme, zweierlei habe ich in diesem Leben verstanden.“

„Du?“ fragte der Mann erstaunt.

„Ja!“

„Und was war das?“ rief der Verbrecher erschrocken aus, während ihm die Augen weit aus ihren Höhlen traten.

„Im Leben zu schweigen, weil ich Mutter war, und im Tode zu verzeihen, weil ich Christin bin,“ antwortete die fromme Märtyrerin und schloß die Augen, um sie nicht mehr zu öffnen.

Arme Dolores!

Es gibt Leute in dieser Welt, die auf Nichts rechnen können, nicht einmal auf den Zufall; denn es gibt Existenzen ohne Zufälligkeiten. Balzac.

Erstes Capitel.

Zwischen Sanlucar de Barrameda, wo der Betis entspringt und dem eleganten Cadix, welches sich zwischen die Wellen drängt, als ob es seinen Flotten entgegengehen wollte, hat sich auf einer nicht unbedeutenden Anhöhe das Dorf Rota gelagert, ein zwar ruhiges und bescheidenes Oertchen, aber von altem und edlem Ursprunge, wie die Geschichte und das den Herzögen von Arcos gehörige prächtige Schloß bezeugen, das so wohl erhalten ist und so gut gepflegt wird, daß .... man seine Gitter grün angestrichen hat. Die hundertjährigen Quadern, aus welchen die dicken Mauern des Schlosses bestehen, und das frische Grün, womit die starken Eisengitter überzogen sind, bilden nicht nur einen Contrast, sondern sogar einen Miß=

ton, den Leute von Verstand und Geschmack besser begreifen werden, als wir ihn ausdrücken könnten.

An der südwestlichen, d. h. der dem atlantischen Meere zugekehrten Seite fällt die Hochebene, auf der das Dorf liegt, aus bedeutender Höhe steil und senkrecht zur Küste hinab. Letztere hat das einförmige Ansehen, welches die Berührung des Meeres dem von ihm begrenzten Lande gibt; unfruchtbare, abwechselnd von den Wellen bespülte und wieder verlassene Sandflächen, auf welchen man aus unbestimmtem Drange irgend ein merkwürdiges von der See aus ihrem tiefen Schooße geschleudertes Geheimniß, oder irgend ein trauriges Ueberbleibsel eines unbekannten, einsamen Schiffbruches sucht, aber Nichts findet als unschuldige und hübsche Muscheln, einige Seesternchen, die mit ihrem Leben auch ihr Licht verloren haben; Schaum, der von den Wellen, denen er seine Schönheit und seinen Glanz verdankte, weggeschleudert und schmutzig und unansehnlich zur Erde gefallen ist; schwerfällige und durchsichtige Meerpolypen, noch in ihrer krystallenen Schleimmasse liegend, wie der Eidotter im Weißen, arme Geschöpfe, die nicht wissen, ob sie lebendig oder todt sind, weil das Leben in ihnen so starr ist, wie der Tod; irgend einen unbeholfenen Krebs, der

seine Mißgestalt auf seinen magern Füßen zum Laufen erhebt, mühsam und ungeschickt, wie ein Krüppel auf seinen Krücken; eine große Menge von Algen, welche die Wellen, die sie verschmähen, an's Land speien; irgend ein Stück Tau oder abgenutztes Holz, die keineswegs schreckenerregende Trümmer von Fahrzeugen, sondern nur von denselben ausgeworfen sind; endlich manche hübsche Arabeske, welche die feinen Füße der Möven in den glänzenden Sand gezeichnet haben. Das ist es, woraus die Strandflächen, die Spanien einfassen, bestehen, ein neutraler Boden, den die Erde nicht schmückt und den die Wellen nicht bedecken, ein Feld ohne Blumen, ein Meerbett ohne Perlen.

Zur Linken des Dorfes drängt sich das Meer in's Land hinein und bildet eine Bucht, die einen guten Hafen abgeben würde, wenn sie nicht so seicht wäre, daß sie bei niedriger See trocken bleibt und als eine weite Fläche von schwarzem und steinigem Schlamm daliegt. Wenn das Meer steigt, gelangt es bis zu den Häusern, die gegen sein Andringen durch einen natürlichen Steinwall geschützt sind, an welchen die Wellen mächtig anschlagen, wie ein gepreßtes Herz an die Brust.

An der Spitze des Dreiecks, welches der Ort

bildet, befindet sich der Molo, und an demselben liegen die Feluken, welche täglich Früchte und Gemüse nach Cadix bringen, und die Barken der halbverhungerten Lootsen, welche den reichen Gästen der Bai von Cadix entgegengehen, um sie an die Hand zu nehmen, damit sie nicht straucheln.

Die Abgelegenheit Rota's, das kein Durchfahrtsort nach irgend einer Gegend ist, von jeder Heerstraße, sein Mangel an Verbindung mit andern Dörfern, seine gänzliche Anspruchslosigkeit und große Unansehnlichkeit, geben ihm einen still-patriarchalischen Charakter, wie er namentlich in Seehäfen nicht sehr gewöhnlich ist.

Ein stilles und ruhiges Dorf an der Küste des Meeres, fortwährend betäubt von dem gewaltigen Tosen desselben, fortwährend zerstreut durch die dem Jahrhundert, in welchem wir leben, ähnliche Ruhelosigkeit des Elementes, auf welchem verwegene Barken, jede mit ihrer besondern Flagge, dahinfahren, bald vorwärts getrieben, bald in ihrem Laufe gehemmt durch Wellen und Strömungen, gleich den Menschen der gegenwärtigen Epoche; ein solches Dorf ist für uns nie das vollkommene Ideal des Ländlichen gewesen. Uns sagt dasjenige mehr zu, dessen Horizont nur Weizenfelder und Olivenwälder

bilden, dessen Stille nur durch den Gesang der Vögel, das Gackern der Hühner, das Rauschen der Bäume, den Klang der Glocke unterbrochen wird, und das zum nächsten Nachbar nur ein anderes hat, zu dem es „Gevatter“ sagt. Meer und Land sind Gegensätze wie Ruhe und Bewegung, Stabilität und Fortschritt, Sicherheit und Gefahr, Erzeugendes und Zerstörendes.

Trotzdem dürfte sich schwer ein Ort finden lassen, der friedlicher als Rota und dessen Einwohner arbeitsamer und thätiger im Ackerbau, der eigentlichen Industrie des Landes, wären. Alle Bewohner von Rota bebauen selbst ihr eigenes Land; große Grundbesitzer gibt es wenige. Der Wein, die Melone, die Wassermelone und Gemüse aller Art, das immer frühzeitig und sehr gut ist, machen die Hauptculturzweige aus. Unter den Gemüsen zeichnen sich durch Größe, Zahl und gute Beschaffenheit die Kürbisse und die Liebesäpfel aus, deren Ueberfluß den Rotanern den Beinamen der „Liebesäpfelzüchter“ verschafft hat; auch ist die ungeheure Menge von Körben bemerkenswerth, deren sich die Leute dort zur Fortschaffung der gewonnenen Früchte bedienen.

Die Andalusier, die bekanntlich über Alles, sie selbst nicht ausgenommen, spotten, und zu diesem

Zwecke eine Unzahl von Geschichtchen, Spitznamen, Schwänken und Couplets erfinden, haben einen reichen Schatz von solchen, in welchen die guten Bewohner von Rota mitgenommen werden.

Aus dieser großen Menge wollen wir einige auswählen, nicht nur, weil sie uns sehr spaßhaft scheinen, sondern auch weil sie eine echte Probe von der Art des Witzes und dem Ideenkreise des feinsinnigen und geistreichen andalusischen Volkes sind.

Einmal wollten die Rotaner ein Fest zu Ehren ihres Schutzpatrons, des heiligen Rochus, veranstalten. Zu diesem Zwecke luden sie einen berühmten Prediger und zwei andere Geistliche ein, die auch kamen und im Hause des Alcalden abstiegen.

Nachdem dieser ausgeforscht hatte, daß seine Gäste zu Abend am liebsten Schokolade trinken wollten, rief er seine Köchin und befahl ihr, welche zu bereiten.

„Aber womit wird denn die gekocht?“ fragte die Köchin ängstlich.

„Mit Wasser,“ antwortete der Herr.

Die Köchin war noch zweifelhaft; da ihr jedoch einfiel, daß in der Nähe eine Frau lebte, welche für die beste Köchin des Ortes galt, so ging sie zu ihr und fragte sie, wie man Schokolade koche.

„Was hat Dir denn Dein Herr gesagt?“ fragte die Kochkünstlerin.

„Ich soll sie mit Wasser kochen.“

„Nur mit Wasser?“ erwiederte Jene. „Jesus! Wisse, Mädchen, daß die Schokolade ihren ganzen feinen Geschmack verliert, wenn man nicht Liebesäpfel dazu thut.“

Dasselbe Thema ist auf folgende Weise sehr gut in Verse gebracht worden:

Eine Dame kam nach Rota,
Eine Köchin dort zu miethen,
Fand auch baldigst die Gesuchte.
Doch sofort erklärte diese,
Daß man nicht mit Speck die Suppe
Zu bereiten ihr gelehret,
Sondern mit Olivenöl
Und mit Liebesäpfelbrühe.

Eine andere Geschichte ist folgende:

Die Rotaner wollten einmal in ihren Körben den Himmel erklettern. Sie stellten dieselben daher auf einander, so daß sie über Mond und Sterne hinausreichten. Nur ein Korb fehlte noch bis zum Himmel, und den einen hatten sie nicht, weil sie alle schon angebracht waren. Damit an solch einer Kleinigkeit nicht der ganze Plan scheitere, nahmen

sie den alleruntersten weg, so daß alle übrigen zu Boden fielen. Die Geschichte lautet in Versen:

Ein Rotaner, der nicht faul war,
Wollt' auf einem Thurm von Körben
Einmal in den Himmel gucken,
Ob's dort Liebesäpfel gäbe.

Doch da ganz hinaufzukommen
Just ein einz'ger Korb noch fehlte,
Nahm er schnell den allerersten ...
Und fiel dicht bei London nieder.

Von den zahllosen Volksliedern wollen wir nur eins zur Probe geben:

Nie hat man erfahren können,
Wird's auch nie genau erfahren,
Wie viel Esel sind in Rota.
Denn die Zahl ist unermeßlich.

Und wie man an andern Orten
Süßigkeiten schenkt dem Mädchen,
Das man liebt, so schenkt dem seinen
Der Rotaner Kürbiskerne.

Ausgefunden eines Tages
Hat ein denkender Rotaner,
Daß die Welt würd' untergehen,
Wenn's nicht Liebesäpfel gäbe.

Selbst (und damit wollen wir schließen) zu der

unglücklichen französischen Zeit sagte man von Rota:

Wenn seine Batterien der Feind
Je sollt' auf Rota richten,
Traun', die Rotaner würden sie
Mit Liebesäpfeln vernichten.

Zweites Capitel.

Es gibt keinen heiterern, herzerfreuendern Anblick, als bei anbrechendem Abend die Landleute vom Felde zurückkehren zu sehen. Jeder reitet auf seiner Eselin, der meistens ein kleines Eselfüllen folgt, welches läuft und springt und sich seiner kurzen Kindheit freut, als ob ein prophetischer Instinkt ihm sagte, daß diese Freude, dies Vergnügen, diese muntern Sprünge die ersten und letzten in seinem traurigen Leben der Arbeit und Verachtung sein werden. Die Landleute tragen ihre Körbe voll Früchte und Gemüse, obenauf mit frischen Maisstengeln belegt, die ihrer guten Gefährtin zur Abendmahlzeit dienen sollen; diese beeilt ihren langsamen Schritt beim Anblick der Kinder, die ihren Vätern entgegenkommen. Ein ordinärer und häßlicher, aber gehorsamer und treuer Hund, der sich gleichsam zur Familie zählt, und das Stückchen Brot, das sein Herr ihm gibt, nicht für

alle Leckerbissen eines Palastes hingeben würde, schließt den Zug. Einige Väter nehmen das jüngste der Kinder auf und setzen es vor sich, während die ältern das Füllen umhalsen und ihre Späße mit ihm treiben. Andere steigen ab, setzen die ältern Kinder auf den Esel und nehmen das kleinste auf den Arm, und jede dieser mannigfaltigen Gruppen wendet sich ihrem Hause zu, in welchem die glückliche Mutter und Gattin sie erwartet.

O wie oft haben wir mit tiefer Rührung diese Gemälde innigen und reinen Glückes betrachtet, das sich weder zur Schau trägt, noch verbirgt, und gleich dem milden Lichte des Mondes weder zu hell strahlt, noch sich dem Blick entzieht. Und mit bitterm Schmerze haben wir uns gefragt, warum die materielle Cultur mit ihrem unersättlichen Ehrgeiz, ihrem Raffinement im Genusse und ihrer albernen Eleganz der Formen diese heiligen und reinen Freuden durch andere ersetzt hat, welche das Herz, die Poesie der Seele und das Gewissen so wenig befriedigen? Warum sie dieses von Gott uns gebotene und angewiesene Glück verschmäht und sich das Bild eines andern, künstlichen entwirft, das mit seinem Ringen nach nicht zu verwirklichenden Zuständen jenes andere, welches unser Geschick, Gott und die Vernunft

uns anweisen, unsern Blicken zu entziehen wagt! Wann werden wir begreifen, daß das Ideal nicht in der Luft gesucht werden muß, nicht in einem unlenkbaren, vom Sturme der Leidenschaften dahingetriebenen Luftballon, sondern daß das, was uns als Richtschnur und Leitfaden unserer Sehnsucht dienen muß, dicht vor uns liegt gleich Blumen, mit denen Gott den uns vorgezeichneten Pfad bestreut hat? Wann werden die Dichter, diese Nachtigallen, welche uns an heitern Tagen durch ihren Gesang erfreuen, und in den dunkeln Nächten, aus denen unsere Existenz besteht, uns trösten, sich überzeugen, daß sie sich zwar dem Menschen angenehm machen und sich selbst Ruhm erwerben, so lange sie seine Leidenschaften nähren, anfeuern und idealisiren, daß sie aber dadurch nicht, wie es doch ihre Pflicht wäre, zu seinem Wohlergehen und seiner Besserung beitragen.

Damit wollen wir nicht sagen, man solle die Existenz der Leidenschaften leugnen. Denn die Leidenschaften sind im moralischen Menschen, wie die Fieber im physischen, Uebel der Menschheit, die weder die Bemühungen der Moralisten, noch die Anstrengungen der Medicin je werden ausrotten können, und es würde schwer sein — wenn man nicht ein Idyll schreiben will — Scenen des

menschlichen Lebens zu schildern, ohne daß in denselben, früh oder spät, die Leidenschaften Platz fänden. Sondern das Uebel und der Abweg liegt — unsers Erachtens — darin, daß man den Zustand, in welchen die Leidenschaften uns versetzen, als einen schönen, edeln und interessanten bezeichnet, und noch schlimmer ist die grobe Verirrung, welche sie als Erbtheil überlegener Seelen darstellt. Ueberlegene Seelen mäßigen sie, wenn sie gut, und besiegen sie, wenn sie schlecht sind.

An einem milden Sommerabende ritt ein alter Mann auf seiner Eselin dem Flecken Rota zu. Hinter ihm her gingen zwei hübsche, braune, muntere junge Männer mit ihren Spaten auf den Schultern. Als sie nicht mehr weit von ihrem Hause waren, sahen sie einen fünfjährigen Knaben auf sich zukommen, der ein Mädchen hinter sich herzog und außer Athem und roth im Gesichte war, durch die Mühe, die er sich gab, den noch unsichern Gang seines Schwesterchens zu beschleunigen. Der Reiter hielt still, und der ältere der jungen Leute nahm die beiden Kinder, die seine Neffen waren, auf und setzte das eine zur Rechten, das andere zur Linken des Alten, worauf der Esel ohne weitere Aufforderung seinen gewöhnlichen Marsch bis zu seinem Hause fortsetzte,

an dessen Thür er still stand, ohne daß erst ein O h a! in seine hängenden Ohren zu tönen brauchte.

Bevor wir in das Haus treten, welches dem alten Reiter gehörte, müssen wir dasselbe beschreiben und Bericht von seinen Bewohnern geben.

Durch die Hausthür trat man in einen mittelgroßen mit kleinen Kieseln gepflasterten Vorhof; auf der rechten Seite desselben befand sich ein großes Beet, auf welchem so viele Blumen, Gesträucher und Schlingflanzen zusammengedrängt waren, daß es aussah, als hielten die Pflanzen hier eine Zusammenkunft; die linke Seite nahm ein dichtes Rebengeländer ein, von welchem Trauben von kolossaler Größe herabhingen; gradezu waren die Thüren zu Küche, Stall und Hinterhof und eine solide Treppe von Backsteinen, die auf einen Boden führte. Rechts von der Hausthür war ein kleines Wohnzimmer und ein Alkoven, zur Linken ein gleicher und hinter diesem mehrere Zimmer, welche auf den Hof hinausgingen. Neben der Küche und nach dem Hinterhofe hinaussehend lag noch ein kleines ruhiges Zimmer für sich allein. Dieses gute und geräumige Haus hatte — obwohl der Besitzer desselben, der alte Mateo Lopez, fortwährend wiederholte „nur keine Frau zur Mietherin und wär's die heilige Katharin'“ — doch

deren so viele, als es nur fassen konnte. Den Theil zur Linken bewohnte der Hausherr selbst mit seiner Familie, einschließlich seiner Tochter Katharina, die an einen Pferdehirten verheirathet und die Mutter der Kinder war, die wir ihrem Großvater haben entgegenlaufen sehen. Der Boden war für sechs Realen monatlich an die Wittwe eines armen Seemanns vermiethet, der ertrunken war und seine Frau krank und mit zwei Kindern zurückgelassen hatte. Diese bezahlte nie; der alte Mateo forderte aber auch die rückständige Miethe nie ein, indem er sehr gut und verständig bei sich dachte: Wenn die arme Frau Nichts hat, wovon soll sie bezahlen?

Das unmittelbar neben der Küche gelegene Zimmer hatte er einem armen, seit der Klosteraufhebung vertriebenen Klosterbruder umsonst eingeräumt. Die Wohnung zur Rechten war für zehn Realen an einen Carabinier und seine Frau vermiethet und diese waren die einzigen, die bezahlten.

Der Carabinier war ein trefflicher Mann, Namens Canuto,*) und für Keinen hätte dieser Name besser gepaßt, denn einen magerern, steifern und zugleich unselbständigern Menschen hatte es nie gegeben. Er

---

*) Rohr. Anm. d. Uebers.

war Soldat gewesen und immer ein gravitätischer, ernster, wortkarger Soldat; seitdem er aber Carabinier war, d. h. ein Mann, der das Vertrauen der Regierung genoß, hatte seine Gravität einen Grad von Unveränderlichkeit erlangt wie die einer Bildsäule des Cato.

Señor Canuto, der von seiner Geburt an nie einen eignen Willen gehabt hatte, war höchst eifersüchtig auf seine Autorität und zog nie eine andere Weste an, ohne erst seine Frau zu fragen, was für eine er anziehen sollte. Vor fünfzig Jahren hatte er ausgesehen wie Fleisch und Blut; aber die räuberische Zeit und die unseligen Strapazen hatten keine andere Spur jener Vorzüge übrig gelassen, als einen Schnurrbart, der aussah wie zwei Strohwische. Seine Frau aber sagte, ihr Mann sei weißer als eine Lilie und röther als glühende Kohlen gewesen, und auf seinen Schultern könne man noch jetzt schreiben, wie auf einem Stücke Papier.

Pepa — so hieß seine Frau — war weit jünger als er, und eine von jenen Musterfrauen, welche die schönsten eignen Naturgaben besitzen, um sie ihren Männern zu leihen und zu widmen, mehr aus Liebe als aus Pflicht, oder, besser gesagt, in Folge einer eben so süßen und heiligen, wie verständigen und

bewunderungswürdigen Verschmelzung von Liebe und Pflicht. Sie besitzen das Talent, ihre Männer zu leiten und ihre Tölpeleien, wenn sie deren begehen, wieder gut zu machen, wobei sie nicht nur die Männer, sondern auch alle andern Leute und sich selbst überreden, daß sie Recht haben. Sie besitzen die Klugheit, ihre Männer zu besänftigen, ohne daß diese die Absicht merken, wie die Mütter ihre Lieder haben, um ihre Kinder durch Zerstreuung ihrer Gedanken in den Schlaf zu bringen. Sie besitzen Gelassenheit, um dieselbe durch Wort und Beispiel ihren Männern beizubringen, die höchste Ordnungsliebe und Reinlichkeit, damit ihre Männer immer Alles bequem haben und schön und stattlich einhergehen können; sie treiben die Nachgiebigkeit so weit, das eigne Opfer zu verbergen, um dem, der es ihnen auferlegt, nicht anspruchsvoll zu erscheinen. Vor Allem aber besitzen sie Zuneigung, Hingebung und Selbstverleugnung in einem solchen Grade, daß dieselben, wäre ihr Ursprung nicht so achtungswerth, lächerlich sein würden, wo der Mann sich nicht dankbar dafür beweist.

Señor Canuto öffnete fast nie den Mund, und daran that er sehr wohl. Wenn es aber einmal geschah, so sprach er lakonisch, sentenzenmäßig und

mit großem Nachdruck, wobei er sich einbildete, daß alle Ohren so wohlwollend wären, wie die seiner Frau. Und in der That, in Bezug auf die Mitbewohner des Hauses täuschte sich unser guter Carabinier durchaus nicht.

Drittes Capitel.

Der Exklosterbruder, den die treffliche Familie Lopez aufgenommen hatte, hieß Pater Nolasco und war ein braver Mann. Das Pulver hatte er nicht erfunden, auch die Buchdruckerkunst nicht und war auch nicht Mitarbeiter an einer Encyklopädie; aber er wußte, was er wissen mußte, um seine Amtsverrichtungen zu erfüllen. Wenn es ihm einigermaßen an Würde fehlte, so besaß er dafür desto mehr Eifer und Kenntniß des Volkes, seiner Sitten und seiner Sprache, um es auf den Pfad des Guten zu führen, was ihm zuweilen bei den Größern mit einem Donnerwetter, bei den Kleinen durch einen Rippenstoß gelang. Da das Volk einen so richtigen und scharfen Instinkt besitzt, und zwar grade weil es ihm an jenem Schaum der Cultur fehlt, der zur richtigen Erkenntniß nicht genügt, zur Ver-

irrung aber mehr als hinreichend ist, so sahen die Leute ein, daß der Pater den rechten Weg nicht verlor. Deshalb liebten und verehrten sie ihn, wenn sie auch zuweilen über seine „Sächelchen“ lachten.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir eine Bemerkung machen, die zugleich eine Verwahrung sein soll. Es gibt nämlich zwei sehr verschiedene oder, besser gesagt, ganz entgegengesetzte Arten des Lachens, das wohlwollende Lachen und das verächtliche Lachen. Das erstere ist sanft, fröhlich und harmlos, das zweite bitter, ohne wahre Heiterkeit und hämisch. Das erste kommt aus einem gesunden Herzen, wie der klare Strudel eines reinen Quelles, das andere aus einem harten und herben Herzen und sickert heraus wie eine ätzende Flüssigkeit, die Alles, was sie berührt, verbrennt und schwarz färbt. Das eine bekränzt sich mit Rosen, das andere umgibt sich mit Dornen. Es ist unnöthig, hinzuzufügen, daß das Lachen über die „Sächelchen“ des guten Paters zur erstgenannten Classe gehörte.

Pater Nolasco war ein wenig taub, und verstand daher zuweilen das, was man ihm sagte, unrecht. Daher kam es öfters vor, daß seine Ermahnungen im Beichtstuhle zu einem doppelten Zwecke dienten, nämlich als solche für das Beichtkind, und als Pre-

digten für die anwesende Gemeinde. Auf der ganzen Welt gab es keinen Menschen, der so wenig Galle hatte, dabei aber besaß er doch seine gute Dosis Schlauheit und ließ sich nicht leicht Etwas aufbinden. Eben so war er die Offenheit und Wahrheitsliebe selbst und sagte daher, jedoch ohne einen Ton der Ueberlegenheit oder Strenge, einem Jedın seine Meinung, so oft es ihm schien, daß derselbe irrte oder unrecht handelte, ohne daß irgend Jemand es ihm übel nahm.

In Bezug auf sein Aeußeres glich Pater Nolasco einem jener Gesichter von Gummielasticum, das man so weit als möglich in die Länge gezogen hat. Lang und schmal war sein Kopf, lang seine Nase, lang sein Bart, lang Zähne, Arme und Hände, lang die Beine und Füße. Seit der Klosteraufhebung trug er eine Jacke, eine Weste und schwarze wollene Beinkleider, die er von einem aus Amerika gekommenen Gönner, Namens Don Marcelino Toro, als Almosen erhalten, und die schon so lange gedient hatten und durch seine wackere Wirthin so häufig gebürstet worden waren, daß sie glänzten, als wären sie von Wachstuch.

Obwohl über siebzig Jahre alt, war Pater Nolasco doch noch rührig und mit Ausnahme gele-

gentlicher Verdauungsbeschwerden, die er selbst mit Thee curirte, genoß er einer guten Gesundheit, wahrscheinlich in Folge seiner Mäßigkeit und Einfachheit im Essen und Trinken. Die Schwester seines Gönners, Doña Braulia Toro, schenkte ihm jeden Monat zwei Pfund Schokolade zu dreißig Cuartos*) das Pfund, und daraus und aus einigen gerösteten Brotschnitten bestand sein Frühstück. Sein Gevatter, der reiche Gil Piñones, dessen Söhnen er den Meßdienst lehrte, versah ihn dafür mit Erbsen, und diese, nebst einem Viertel Fleisch und einer halben Unze Speck, das der Gebirgsbauer ihm gab, wofür er ihm seine Briefe schrieb, machten seine gewöhnliche Mittagskost aus, die er 365 Tage im Jahre aß, und wovon er sich eine Tasse Bouillon zum Abend aufhob und eine andere der armen Wittwe abgab, die auf dem Boden wohnte.

Natürlich nannte der Pater Jeden, der im Jahrhunderte der Aufklärung geboren war, Du. Eines Tages machte der Arzt, ein junger Mann, der sich eine Wichtigkeit zu geben suchte, ihm bemerklich, daß die Freiheit, die er sich nehme, gegen die Menschenwürde sei.

---

*) Ein Cuarto etwa = 1 Kreuzer.

Anm. d. Uebers.

„Menschenwürde!“ antwortete Pater Nolasco, „das ist auch eine neue Erfindung. Sieh mal! Würde in den Worten und Unwürdigkeit in den Thaten! Ich sage Du zu meinem heiligen Pater Franciscus und sollte einen Gelbschnabel wie Dich Sie nennen? Geh doch, curire das Scharlachfieber und komm mir mit so Etwas nicht; ich werde mich dem heutigen Gebrauche nicht fügen, dazu ist mein Schädel schon zu hart. Verstanden?“

Mit Einem aber lebte Pater Nolasco in ewiger Fehde, und das war der Sohn der armen Wittwe, ein munterer, lebhafter, hübscher und anschmiegender Knabe von zwölf Jahren, der gegen den Willen seiner Mutter Seemann werden wollte. Diese, die ihren Mann im Schiffbruche verloren hatte, war außer sich bei dem Gedanken, daß ihr Sohn zur See gehen könnte und hatte ihre Zuflucht zu Pater Nolasco genommen, damit er ihr helfen sollte, ihrem Sohne von seinem Vorhaben abzurathen. Das war aber fruchtlos gewesen; je mehr ihm der Pater die Vorzüge des festen Landes und die Vortheile des ruhigen Lebens angerühmt hatte, um so größer war die Begeisterung des abenteuerlustigen Knaben für die Gefahren des Meeres und für die weiten Reisen auf den unsichern Wogen geworden.

Aus Rache hatte ihm Pater Nolasco den Beinamen Montevideo gegeben, denn man weiß ja, daß für gewisse Leute eine Reise nach Amerika schon eine weite Reise und das Cap Finisterre Montevideo ist.

„Du wirst nicht zur See gehen, nein!“ sagte der gute Pater.

„Und warum nicht, Señor?“ antwortete Tomasillo mit einem eben so heitern wie sanften Lächeln, das ihm und seiner Schwester eigen war, in welcher sich Munterkeit und Sanftmuth, wie in ihm Glanz und Feuer vereinigten.

„Weil das Meer ein Feind des Menschen ist, wie Du wohl weißt, und Dein Vater seinen Tod dort gefunden hat. Ich weiß also nicht, eigensinniger Junge, wie Du den Muth haben kannst, zur See gehen zu wollen.“

„Wo ist denn Euer Vater gestorben, Pater Nolasco?“ fragte Tomasillo.

„Nun, ganz ruhig in seinem Bette,“ antwortete der Pater.

„Aber wie könnt Ihr denn den Muth haben, Euch in's Bett zu legen, Pater Nolasco?“

„Komm mir nicht mit solchen naseweisen Einreden, Tomasillo. Du weißt, daß von zehn Menschen, die zur See gehen, neun in der Blüthe ihres Lebens

ertrinken und ohne Beichte sterben, und das wäre für Dich, der Du ein böserer Junge bist als irgend Einer, schlimmer als für irgend Einen. Gehst Du zur See, so hast Du den Schaden davon, denn im Uebrigen ist Nichts an Dir verloren; Du selbst, sage ich Dir, und Deine arme Mutter, die sich um Dich grämen wird, weil sie Dich geboren hat. Und dann mußt Du sie auch erhalten."

„Nun, was wollt Ihr denn, Pater Nolasco? Soll ich etwa wieder wie Anfang Sommers mit einer Schelle in der Hand durch Onkel Mateo's Feld gehen, um die Vögel zu verscheuchen und dazu singen?"

„Nun, was ist denn dabei für eine Gefahr?"

„Ich liebe aber die Gefahr, Pater Nolasco."

„Schweig, Du fliegender Fisch; wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Ich habe mit meinem Gevatter Gil Piñones gesprochen und er hat mir gesagt, er wolle Dich zum Schweinehirten nehmen."

„Das will ich aber nicht. Wie, ich sollte Schweine hüten? Das mag ihr Herr selber thun."

„Du willst also nicht arbeiten, Du Tagedieb Du? Du willst kein rechtschaffener Mann werden und Deine arme Mutter unterstützen, Du Strick? Wie?"

O ja, Señor, o ja! Aber ich will keine Landratte*) werden, und nicht mein Leben in meinem Hause zubringen wie eine Schnecke. Sterb' ich... nun was schadet's. Aber man soll mich keinen Liebesäpfelbauer nennen."

„Besser ist's, man nennt Dich Montevideo, oder auch:

Hans Ohnesorgen laß Dich nennen,
Du ungerathen Kind,
Man soll Dich an dem Namen kennen:
„Ich schlag es in den Wind!"

Wir wollen einmal sehen, ob Du nicht auf Onkel Gil's Bauerhof gehen wirst. In eigener Person will ich Dich hinbringen, und wenn Du Umstände machst, so schleppe ich Dich an einem Ohre hin. Seh mir Einer! Nach all' den Wegen, die ich davon gehabt und der Mühe, die ich mir gegeben habe! Wann hast Du Taugenichts Dir denn je denken können, daß Du noch einmal Schweinehirt beim Onkel Gil Piñones werden würdest? Also kannst Du Dich nur gleich morgen mit dem Frühesten dahin auf den Weg machen."

Am folgenden Morgen lief der Knabe davon,

---

*) Im Originale steht espachurra terrones, wörtlich: ein Erdschollenzermalmer.

setzte sich in eine Barke und Niemand konnte ihn wieder herausbringen. Da er so hübsch, so munter, so anstellig und anschmiegsam war, gefiel er dem Eigenthümer der Barke und er behielt ihn auf derselben, wo er nunmehr zur Würde eines Cuarteron aufgestiegen war, wie man die Schiffsjungen, die ausgelernt haben und Löhnung beziehen, nennt, weil dieselbe den vierten Theil der Löhnung eines Mannes beträgt.

„Montevideo," sagte Pater Nolasco zu ihm, als er ihn wiedersah, „Du bist wie die Tannzapfen von La Rápita, die den Leuten sieben Jahre lang auf die Köpfe fielen, bis endlich Einer den Kern darin entdeckte."

„Pater Nolasco," antwortete Tomasillo, „durch drei Dinge macht der Mensch sein Glück, durch Wissen, durch das Meer und durch das Hofleben."

Viertes Capitel.

Nach dem Abendessen versammelten sich alle Hausbewohner vor der Hausthür, mit Ausnahme der armen Wittwe, die ihr leidender Zustand und ihre Geschäfte auf dem Boden zurückhielten.

Auf eine Bank zur Rechten setzten sich Pater Nolasco, Señor Canuto, der jene Nacht nicht die Wache hatte und der alte Mateo. Zwischen den Knien des letztern stand sein kleiner Enkel, die Aermchen über des Großvaters Schenkel haltend.

„Onkel Mateo," sagte Pepa, „Ihr seid ganz vernarrt in den Jungen."

„'S ist wahr," antwortete Mateo, der ein Spaßvogel war, „ich kann's nicht leugnen, das ist die Macht des Blutes, denn: der Tochter Sohn ist gewiß mein Enkel, des Sohnes Sohn — das weiß man nicht."

Auf die Bank zur Linken setzten sich Esteban, der ältere, zwanzigjährige der beiden Brüder, die wir mit ihrem Vater haben vom Felde kommen sehen, sein achtzehnjähriger Bruder Lorenzo und zu ihrer Seite Maria Dolores, die reizende Tochter der armen Wittwe, die gleich ihrem Bruder von Allen außerordentlich geliebt wurde. Als daher der alte Mateo sagte:

„Wie lustig der Tomasillo ist! Munterer wie ein Fandango! Singend wie ein Vogel geht er zu Bett und singend steht er wieder auf" — antwortete die alte Melchora, seine Frau: „Es ist wahr, und die Maria Dolores! Welch ein Engel! Legt sich zu Bett und steht auf, Gott lobend wie ein Seraph!"

Dolores zählte vierzehn Jahre, ein Alter, in welchem Kindheit und Jugend sich so eng umschlingen, daß die Jahre zuweilen die Thränen zu Hülfe nehmen müssen, um sie zu trennen.

Tante Melchora saß auf dem Hausthürtritt und neben ihr ihre kleine Enkelin, die den Kopf auf der Großmutter Schooß gelegt hatte, und, ohne eine Weintraube, die sie in der Hand hielt, loszulassen, eingeschlafen war wie eine kleine Bacchantin.

Pepa, die Carabiniersfrau und Katharina, die Mutter der Kinder, die, weil Pepa die letztern

liebte, sehr intim mit einander waren, hatten Schemel geholt und saßen gegenüber. Katharina hielt den kleinsten Knaben, welchen sie nährte, eingeschlafen in ihren Armen.

„Es kommt mir vor, als wollte es regnen," sagte der Carabinier, „denn der Wind kommt von Osten, und um diese Zeit bringt der Ostwind immer Regen. Was meint ihr, Onkel Mateo?"

„Ich meine, daß Ihr nicht Unrecht habt," antwortete dieser, „heute ist Donnerstag, und das ist ein Merktag wie der Sonntag, und wenn sich an solchen Merktagen die Sonne hinter einem Vorhange zu Bette legt, so gibt's anderes Wetter."

„Kommst Du mit, Lorenzo?" sagte Esteban zu seinem Bruder, den er zärtlich liebte; „es ist Sonnabend, die jungen Leute haben eine Guitarre kommen lassen und tanzen."

„Ich gehe nicht hin," antwortete lakonisch Lorenzo, der übler Laune war.

„Thu's auch lieber nicht," antwortete Esteban, „Du fängst ohnedies überall Streit an. Besser also, Du gehst nicht hin; immer siehst Du aus wie einer, dem man schuldig ist und nicht bezahlt. Thut Dir Etwas weh?"

„Mein Kopf, von Deinem Sprechen."

„Nun denn, mit Gott! mein Junge; wem ein Zahn wehe thut, der muß es aushalten oder ihn herausziehen lassen.“

Esteban ging.

„Warum gehst Du nicht mit?“ fragte Dolores.

„Weil ich lieber hierbleiben will.“

„Warum?“

„Ich weiß es selbst nicht.“

„Wenn ich aber hingehen könnte, wo Guitarre gespielt wird, ich bliebe nicht hier.“

„Wenn Du den ganzen Tag gegraben hättest!“...

„Geh doch, Du Faulpelz! Haben die Andern das nicht eben so gut gethan wie Du?“

„Die Andern! Die Andern gehen auch nicht nach der Guitarre, sie gehen nach ihren Bräuten.“

„Und Du hast keine Braut, Lorenzo?“

„Nein,“ antwortete der junge Mensch finster. „Sieh, Dolores“ — fügte er nach einer Weile hinzu – „ich sage Dir hiermit, wenn ich mich einmal verliebe, so ist's in Dich. In meinem ganzen Leben will ich keine andere Braut haben.“

Dolores brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Du lachst?“ fragte Lorenzo sehr empfindlich.

„Wie sollt' ich nicht lachen? Du mein Bräutigam? O wie lächerlich!“

„Nun es wird Dir nicht immer lächerlich erscheinen. Denn wenn ich Dein Bräutigam bin, werde ich Dir schon den Daumen auf's Auge drücken, und Du wirst nicht immer lachen, wie die verrückte Johanna."*)

„Ich werde aber auch Deine Braut nicht werden," sagte Dolores in entschiedenem Tone.

„Nicht? Das wollen wir einmal sehen. Wenn Du es auch nicht willst, Du wirst es doch!"

„O nein!"

„O ja!"

„O nein!"

„O ja!"

„O nein! sag ich," rief die Kleine halb weinend.

Da hörte man eine fröhliche und helle Stimme singen:

„Mutter, Dein Verlorner kommt,
Dank es dem Geschicke,
Vöglein, das ein Nestchen hat,
Findet stets zurücke."

---

*) Juanilla la Tonta. Es ist augenscheinlich die Königin Johanna I. von Castilien, Gattin Philipp's des Schönen und Mutter Karl's V. gemeint, die bekanntlich wahnsinnig war.
Anm. d. Uebers.

„Das ist mein Thomas,“ rief Dolores freudig aus, indem sie dem Singenden entgegenlief.

„Guten Abend, meine Herrschaften,“ sagte Thomas, der einen Korb mit Fischen trug.

„Gott schenke Dir einen recht guten Abend, mein Sohn.“

„Tante Melchora, hier habt Ihr einen Rapé, von dem ich weiß, daß er Euch angenehm sein wird, um Suppe davon zu kochen. Seña Pepa, hier diese Salmoneten sind für Euch. Und hier, Pater Nolasco, diese Pescadillas*) zum Abendbrot,“ sagte der Knabe, die mitgebrachten Fische vertheilend.

„Sieh, bist Du schon wieder zurück, Montevideo?“ sagte Pater Nolasco. „Nun, das ist rasch gegangen; Du gehst ja schneller als eine schlimme Nachricht. Was sagst Du?“

„Ihr sollt diese Pescadillas zum Abendbrot nehmen, Pater,“ schrie Tomasillo.

„Nein, nein, ich will nur meine Suppe; Fleischbrühe ist in meinen Jahren besser als Fisch.“

„Gott lohne Dir's, Tomasillo,“ sagte die Tante Melchora.

---

*) Der Rapé, der Salmonete und die Pescadilla sind gewöhnliche, aber an jenen Küsten mit Recht sehr geschätzte Fische. Anm. d. spanischen Herausg.

„Danke,“ fügte Pepa hinzu.

„Nicht Ursach,“ antwortete der Cuarteron, „Ihr müßt vorlieb nehmen.“

„Bist Du weit gewesen, Tomasillo?“ fragte der alte Mateo.

„Jesus! Bis nach Gibraltar, auf englischem Boden.“

„Wie, Du bist in England gewesen?“ fragte Katharina.

„Nein, der Felsen ist in Spanien, gehört aber den Engländern; das ist so, als wenn Ihr sagtet, meine Hand gehöre Euch. Nicht wahr, Pater Nonasco?“

„Mein Junge,“ sagte Tante Melchora, „er heißt nicht Nonasco, er heißt Nolasco; ich habe Dir das mehr als dreißig Mal gesagt.“

„Nonasco; so sagt man in Cadix, und das sind feine Leute. Nicht wahr, Señor Canuto?“

Der ernste und schweigsame Carabinier, gezwungen, auf die directe Frage zu antworten, sagte mit heiserer Stimme:

„Er heißt nicht Nonasco.“

„Siehst Du's?“

„Auch nicht Nolasco.“

„Seht Ihr's?“

„Wie heißt er denn?“

„Er heißt Ronato.“

„Wie? So heißt ja der heilige Ramon,“ bemerkte Tante Melchora.

„Die Beiden haben auch einen und denselben Zunamen,“ antwortete Señor Canuto, wie Jemand, der seiner Sache gewiß ist.

„Wenn Señor Canuto es sagt, dann wird’s wahr sein, denn er weiß mehr als Seneca,“ sagte Katharina.

„Ei! Und wer ist denn Seneca?“ fragte der Cuarteron.

„Ich weiß es selbst nicht,“ antwortete die Frau des Pferdehirten, „vielleicht ein Advocat.“

„Pater Ronasco,“ schrie der kleine Seemann, „sagt mir einmal, wer war Seneca?“

„Rebecca?“ fragte der Pater, der nicht recht verstand; „das war eine Hirtin aus Bethlehem.“

„Danach frage ich nicht,“ erwiederte der Cuarteron, „ich frage, wer Seneca war?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortete der gute Mann; der Heilige steht weder in der Agende noch in dem Martyrologium.“

„Señor Canuto,“ fuhr Tomasillo fort zu fragen, „befriedigt Ihr meine Neugier und sagt mir, wer

Seneca war, denn das schmeckt nach einem Geheimnisse."

„Seneca," antwortete der Carabinier mit der größten Sicherheit, „ist ein weiser Mann bei den Mauren, der ihren König unterstützt und leitet, wie der Papst den unsrigen."

„So? das habe ich nicht gewußt," sagte seine Frau, „obwohl ich immer gehört habe, daß die Mauren sehr klug wären."

„Sperren sie doch ihre Frauen ein; Du kannst also wohl denken, daß sie nicht dumm sind," bemerkte der alte Mateo; „ist's nicht so, Pater Nolasco?"

„Natürlich," antwortete dieser; „eine rechtschaffene Frau hält fein ihre Thür zu. Heutzutage aber sind sie herumtreiberischer als der Rauch, der immer ein Loch sucht, wo er herauskann."

„So ist's zu allen Zeiten gewesen, Pater Nolasco," sagte der alte Mateo. „Höre, Cuarteron," fuhr er fort, „hast Du denn dort im weiten Meere die Meersirene gesehen?"

„Nein, Ihr meint wohl Haifische, Onkel Mateo."

„Nein, nein," fiel Tante Melchora ein. „Die Sirene ist ein ganz schamloses junges Mädchen, die sich hier an der Küste umhertrieb und durch ihre

Schönheit und ihren Gesang die Seeleute in sich verliebt machte, bis ihr Vater sie verfluchte und zu einem Fische verwünschte; und so geschah es auch, sie wurde von der Mitte des Leibes an ein Fisch. Vor Scham sprang sie in's Meer und ging weit weg bis in die Mitte desselben, wo sie immer noch, wie früher am Strande, singt, um die Menschen in ihr Verderben zu locken. Und darum heißt der Spruch:

Sirene ist ein reizend Weib,
Merkt, Kinder, Euch die Lehre,
Dieweil ihr Vater sie verflucht,
Hält Gott sie fest im Meere.*)

Hast Du nicht gewußt, Tomasillo, daß wenn die Delphine springen und die Sirenen singen, dies Sturm anzeigt und Schiffbruch verkündet?"

„Nein, Señora, ich habe nur das Schnaufen der Corbinen gehört. Jene Sirene wird wohl ein Fisch aus einem andern Meere sein, mein' ich. Nun, jetzt will ich zur Mutter gehen und ihr sagen, daß ich mich als Schiffsjunge auf einer Fregatte so groß wie ein Castell einschiffe."

„Junge, wohin denn?" riefen Alle.

---

*) Man sehe, wie das Volk die mythologische Sirene in eine christliche verwandelt hat. Anm. d. Verf.

„Weit, weit weg nach Amerika.“

„Jesus!“ riefen Alle nochmals.

„Was sagen sie?“ fragte Pater Nolasco.

Onkel Mateo wiederholte es ihm mit lauter Stimme.

„Hab ich's nicht gesagt?“ rief Pater Nolasco aus, „nach Indien, nach Montevideo! Hat er doch nicht ruhen können, bis er's erreicht hat, der unbesonnene Junge, der wilder ist als der Fasching! Will lieber ein Mahl für die Fische werden, als Schweinehirt beim Gevatter Gil Piñones! Ist das zu glauben?“

„Unsere Mutter Erde verlassen, um der Rabenmutter, der See, willen!“ sagte Tante Melchora.

„Señora,“ antwortete der Cuarteron, „Geld verdient man nicht auf der Bärenhaut. Und ich will viel Geld verdienen und schnell, damit meine arme Mutter ein ruhiges Alter hat.“

„Tomasillo, wer in einem Jahre reich sein will, der wird in einem halben gehangen,“ bemerkte Onkel Mateo.

„Ach, mein Gott!“ sagte Dolores und fing an zu weinen, „Herzensbruder, geh nicht so weit in's Meer, in dem so viel Christen begraben liegen!“

„Still, still, Lorchen, ich werde wie Don Marcelino mit vielem Golde zurückkommen."

„Ja, wovon man nicht weiß, wo es herkommt," brummte Lorenzo.

„Der Mutter bringe ich eine Kiste Zucker für ihre Tränke mit, Dir einen rothen Papagei und dem Pater Nolasco einen kleinen Neger, um ihm den Dienst bei der Messe zu versehen."

„Laß die Neger in Ruhe," erwiederte Pater Nolasco, „und denke daran, daß, wer sich in Gefahr begibt, darin umkommt. Aber dem Einen genügt nicht das Jüh! dem Andern nicht das Oha!"

„Pater Nolasco, Ruhm und Geld sind für Den, welcher sie sich erwirbt."

„Ja, und wenn Du dabei das Leben oder die Gesundheit verlierst? . . . Wenn Du nicht wiederkommst?"

„Ich werde wiederkommen, Señor, ja, ich werde wiederkommen! Gesund und mit viel Geld, das ist erst die wahre Gesundheit!" antwortete lustig der Cuarteron und ging hinein zu seiner Mutter.

Fünftes Capitel.

Die Vorstellungen seiner Freunde, die Bitten und Thränen seiner Mutter und Schwester vermochten Nichts über den unternehmenden und entschlossenen Knaben.

„Wer nicht wagt, gewinnt nicht," antwortete er. „Wißt Ihr nicht, was das Sprichwort sagt:

Ward Dir ein reiches Erbe nicht
In Spanien zu Theil,
So setz' Dich in ein Schiff und such'
Jenseit des Meer's Dein Heil."

Thomas reiste ab. Keine Worte vermögen die Betrübniß seiner armen Mutter zu schildern, deren Leben sich zwischen dem Schmerz über die Vergangenheit und den Leiden der Gegenwart verzehrte, gleich der Eiche, die vom Blitze getroffen ist, wäh-

rend gleichzeitig an ihrem Herzen ein Wurm nagt. So verging ein Jahr.

Eines Tages trat bei der armen Wittwe ein Lootse ein, ein alter Bekannter ihres Mannes. Der Mann brachte einen Brief, und der Brief war von Thomas dictirt und aus dem berühmten Montevideo datirt.

Er schrieb vergnügter als je, sagte, daß er eine wundervolle Reise gemacht habe, daß er zufrieden sei, wie der Fisch im Wasser, daß er eine halbe Elle gewachsen sei, und auf demselben Schiffe und mit demselben Capitän, der ihn sehr liebte, zurückkommen würde. Seitdem ließ die Wittwe keinen Tag verstreichen, ohne an den Strand zu gehen und ihre Augen über die öde und glänzende blaue Fläche schweifen zu lassen, auf welcher die Fregatte, die ihr ihren Sohn brachte, sich wie ein in Perlen gefaßter Diamant abzeichnen mußte. Man hatte ihr davon abrathen wollen, weil diese unnöthigen Wege ihrer schwachen Gesundheit schadeten, aber vergebens! Wenn die Wirklichkeit jedes Glück versagt, klammert sich das Herz an eine Täuschung und läßt sie nicht wieder los; denn es lebt nur für sie! Aber Tag, Wellen und Wolken zogen vorüber und Thomas kam nicht zurück.

Es war eines Abends um die Tag- und Nachtgleiche. Der heitere, glänzende Sommer schied und ließ die Erde ausgetrocknet und erschöpft zurück; der kalte und strenge Winter kam, sie wieder zu beleben, sie mit seinen Stürmen zu schütteln und mit seinem klaren Wasser fruchtbar zu machen. Er kündigte sich an durch ein furchtbares Gewitter, vor dem Alles erbebte, selbst die Gemüther der Menschen.

O wie glücklich ist die Familie, die an solchen Abenden sich vollständig um das Feuer versammelt und, nachdem sie Gott für eine so große Wohlthat gedankt, die Hände faltet und für Diejenigen, die leiden oder in Gefahr sind, betet und so den fernen und unbekannten Leiden ihrer Nebenmenschen den schuldigen Tribut entrichtet!

In diesem Falle befand sich die unglückliche Wittwe nicht. Ihr Sohn, ihr Abgott war auf der See und jeder Stoß des Südwestwindes entriß ihren Augen ihre letzten Thränen, wie den Bäumen ihre letzten Blätter und thürmte Wogen von Qualen in ihrem Herzen auf, wie salzige Wogen im Schooße des Meeres! In diesem Zustande der Bekümmerniß hatte sie die Nacht hingebracht; am Morgen war sie außer Stande, aufzustehen. Ihre Tochter brachte ihr die Tasse Fleischbrühe, welche Pater Nolasco ihr

von seiner kärglichen Mahlzeit aufheben ließ, und ging dann, um bei einer reichen Bäckerin Weizen auszulesen.

Pater Nolasco that dies Werk der Barmherzigkeit, ohne es als ein solches anzusehen. Und wie wir schon bei einer andern Gelegenheit gesagt haben, daß es nichts Rührenderes gibt, als Jemand Unrecht leiden zu sehen, ohne daß er dasselbe dafür ansieht, so sagen wir dasselbe jetzt auch von der Wohlthätigkeit. Unrecht leiden, ohne der Ergebung zu bedürfen, und Gutes thun, ohne sich erst in eine empfindsame Stimmung versetzen zu müssen, das ist, mit Nachdenken betrachtet, in beiden Fällen die höchste Vollkommenheit; das heißt sich fügen, ohne daß die zwingende Gewalt der Tugend dazu kommt, das heißt Gutes thun, ohne von einem empfänglichen Herzen dazu fortgerissen zu werden, das heißt grade gehen ohne einen Stab, das Ziel erreichen ohne Compaß. Das heißt, seine Pflicht thun, wie der Vogel singt und die Blume duftet.

Kaum sah sich die arme Wittwe allein, als ihre Angst ihr keine Ruhe mehr ließ; sie stand auf und ging an den Strand.

Wer hat nicht mit schaudernder Bewunderung das großartige Schauspiel gesehen, welches der

Ocean bietet, wenn der Sturm, die Fluth und der Rückprall der gewaltigen Wogen von einander, die, wie Shakspeare sagt, ihre ungeheuren Häupter mit gesträubten Haaren erheben, ihn zu gleicher Zeit auf den Strand schleudern? Wer hat nicht geglaubt, seinen Zorn in der geschwellten Brust seiner Wogen kochen zu sehen, oder ihn in seiner Tiefe gleich einem verfolgten Raubthiere brüllen zu hören? Wer hat nicht mit Zittern seine Gewalt gesehen, der Nichts auf Erden widersteht? Wer hat nicht, wenn er eine Welle am Ufer zerschellen und sofort eine zweite größere ihr folgen sah, dabei an jene Hydra der Fabel gedacht, die durch keinen Verlust kleiner, durch keine Niederlage schwächer wurde? Der Horizont schien durch eine Regenwand geschlossen, die, vom Winde vorwärts getrieben, schräge Linien bildete, zwischen denen hindurch Cadix mit seinem Leuchtthurme verschwand, als ob die gewaltige Hand des Gewitters sie aus der großen Weltkarte tilgen wollte. Die Schwere der Wolken nahm ihnen ihren leichten Flug und ihre luftigen Formen, und gleich Allem, was fällt, senkten sie sich mit wachsender Schnelligkeit abwärts.

Die arme Wittwe stand, vom Sturme gepeitscht, der ihre ärmlichen Gewänder fest an den abgema-

gerten Körper drückte, am Strande und blickte in's Meer hinaus, sah aber Nichts, als den Kampf der Natur, in welchem jedes lebende Wesen verschwunden war, wie weggekehrt durch die Windstöße, denen die schwache Frau widerstand, als ob ihre Mutterliebe ihr die letzten Kräfte liehe! So stand sie unbeweglich und glaubte in jeder Schaumkuppe, mit welcher die Wellen sich krönten, die weißen Segel eines Schiffes zu sehen, das den Hafen suchte.

Sechstes Capitel.

An jenem Abende trat Señor Canuto sehr eilig in sein Haus und war äußerst verdrießlich, seine Frau nicht anwesend zu finden. Er ging ein paar Mal auf und nieder, stand wieder still und kratzte sich hinterm Ohr, wobei er eine Art von unzufriedenem Grunzen hören ließ.

„Was bringt Ihr, Señor Canuto?“ fragte Tante Melchora.

„Ich bringe . . . ich bringe eine unangenehme Geschichte,“ antwortete der Carabinier.

„Und was denn, Señor? Ihr gehört doch sonst nicht zu Denen, die sich um einer Kleinigkeit willen graue Haare wachsen lassen.“

„Ich . . . ich habe am Strande eine Frau todt gefunden.“

„Jesus Maria! Ermordet?“

„Nein, Senora, im gesetzlichen Wege gestorben, eines natürlichen Todes. Indessen das ist noch nicht das Schlimmste, aber die Frau ist Eure Nachbarin, die Tante Tomasa.“

„Heilige Jungfrau! Was sagt Ihr, Señor Canuto?“

„Die Wahrheit, ohne alle Umschweife, Tante Melchora. Indessen ist das noch nicht das Schlimmste, aber ich muß Anzeige davon machen.“

„Das ist das Wenigste,“ sagte Tante Melchora, indem sie an zu weinen fing.

„Das ist nicht das Wenigste, bei Leibe nicht; denkt Ihr denn, daß eine solche Anzeige sich in den Backofen schieben läßt wie ein Schmalzkuchen? Und die Pepa ist nicht da! — Ich habe das gefürchtet,“ fügte der Carabinier hinzu, als er die Familie und die Hausbewohnerinnen klagend und jammernd zusammenlaufen sah. „Bei solchem Lärmen soll Einer eine Anzeige abfassen! Ich spreche nur selten, aber jedesmal habe ich Verdruß davon. Hättest Du denn nicht den Mund halten können, Canuto, Du verteufelter Schwätzer? Kennst Du denn nicht das Sprichwort: Des verständigen Mannes Mund thut auch nicht, was bekannt ist, kund?“

Zum Glück trat in diesem Augenblicke seine Frau ein, von der er den Schlüssel forderte und hierauf das Zimmer öffnete, in welchem er sich einschloß, um seine Anzeige zu schreiben.*)

„Für die Arme,“ sagte Tante Melchora, „ist es ein Glück, daß ihre Leiden zu Ende sind! Und als fromme Frau und Dulderin wird sie kräftig an die Himmelspforte geklopft haben. Wohl ihr!“

„Da habt Ihr Recht, Tante Melchora; denn, wie die Gelehrten sagen, besteht die Strafe, die Gott dem Kain auferlegt hat, darin, daß er nicht sterben kann; Einige sagen, er sei unter der Erde, Andere, in den Hörnern des Mondes, aber sterben kann er

---

*) Die Anzeige selbst hat mit unserer Erzählung Nichts zu thun; wir wollen aber dem Leser ein so merkwürdiges und authentisches Document nicht vorenthalten. Es lautete:

„Der untengenannte Endesunterzeichnete zeigt der richterlichen Behörde dieser Stadt hiermit an, daß an dem sogenannten Punkte Torres Arenas der Leichnam einer vollkommen todten Frau der Länge nach ausgestreckt liegt, die eine Wittwe ohne Mann und eine Mutter mit Kindern aus hiesigem Ort ist, was ich meinen Vorgesetzten hiermit zu wissen thue, um nicht wissentlich durch Unwissenheit zu sündigen, zur Kenntniß löblicher Behörde, welche über diese Gegend und Umgegend zu sagen hat, und zu Ehren der Menschlichkeit.

Von Amtswegen
Canuto Micon.“

nicht. Für die arme Tomasa ist der Tod eine Belohnung gewesen."

„Ihres Sohnes Abreise hat sie vollends daniedergedrückt" sagte Katharina. „Zu bedauern ist nur ihre arme Tochter."

„Seña Pepa," sagte eine der Hausbewohnerinnen, „Ihr, die Ihr sie so liebt und keine Kinder habt, könntet sie wohl an Kindesstatt annehmen."

Dieser schöne, menschenfreundliche Gedanke war schon in dem Herzen der trefflichen Frau aufgestiegen; da sie aber nicht allein darüber entscheiden konnte und auch keine gute Absicht aussprechen wollte, die, wenn sie nicht verwirklicht wurde, die ganze Schuld der Weigerung auf ihren Mann geworfen hätte, so antwortete sie:

„Ich werde sie in Allem, was in meiner Macht steht, unterstützen; aber fremde Kinder anzunehmen, liegt reichen Leuten ob. Und eben dadurch, daß es freiwillig ist, legt es um so größere Pflichten auf. Das Sprichwort sagt: Wer ein fremdes Kind erzieht, sammelt sich Kohlen im Busen."

„Und wer wird der armen Dolores den Tod ihrer Mutter anzeigen?" fragte Katharina sehr besorgt.

„Der Pater Nolasco soll ihr's sagen, wenn er

aus der Kirche kommt," antwortete Tante Melchora. „In solchen kitzlichen Fällen rechnet man immer auf die frommen Väter und nie macht man die Rechnung ohne den Wirth."

Pepa war in das Zimmer getreten, in welchem sich ihr Mann befand, der eben die sorgfältig aufgesetzte Anzeige versiegelte; dann ging er hinaus und sandte sie durch einen expressen Boten an den Richter von Puerto de Santa Maria, zu dessen Bezirk Rota gehört."

„Wißt Ihr, wovon wir eben gesprochen haben?" sagte die gute Alte zu ihm. „Daß Gott dem armen Kinde, das nun verwaist und hilflos ist, einen Beschützer schicken sollte, und daß Ihr das sein könntet, weil Pepa sie sehr liebt."

„Und was hat Pepa gesagt?" fragte der Carabinier.

„Daß es reichen Leuten obläge, fremde Kinder anzunehmen; wenn Ihr aber wolltet . . ."

„Ich wollen!" rief der Carabinier und machte schreckliche Augen, „das fehlte noch! Bin ich etwa Majoratsherr mit einer Million, um, wie die Königin, Waisenkinder unter meinen Schutz zu nehmen? Wißt, das Sprichwort sagt:

Wer sich nimmt fremder Kinder an,
Wer seine Frau zeigt Jedermann,
Wer Reben pflanzt und Füll'n dressirt,
Der wird gar oft arg angeführt."

So sprechend ging der Carabinier mit grimmigem Gesicht in sein Zimmer.

„Also ... Canuto, die arme Frau athmete schon nicht mehr, als Du sie fandest?" fragte seine Frau weinend.

„Sie war so todt, als hätte sie schon drei Tage auf dem Strande gelegen, und die steigende Fluth benetzte schon ihre Füße."

„Arme Frau! arme Frau! Wenn sie Dich doch wenigstens vor ihrem Tode noch gesehen hätte, Dich, der ihr ein so lieber Freund war."

„Das ist wahr, Frau!"

„Wenn Du ihr doch wenigstens ihre letzten Augenblicke durch die Worte hättest versüßen können: Sterbt ruhig, ich werde mich Eurer Tochter annehmen und der Pepa sagen, daß sie für die arme Dolores sorgen soll!"

„Du hast recht, Frau," erwiederte der Carabinier, dessen grimmiger Blick einer Miene der Zerknirschung Platz gemacht hatte, als er seine Frau weinen sah.

„Welch ein Jammer, Mann, daß die Fügung Dir nicht erlaubt hat, dieses gute Werk zu thun, das Deinem guten Herzen so ganz angemessen gewesen wäre.“

„Aber, Frau, hast Du denn nicht der Tante Melchora gesagt, fremder Kinder sich anzunehmen, komme reichen Leuten zu?“

„Das habe ich freilich gesagt. Aber ich habe nicht gesagt, daß ich mich dem entziehen würde, um so weniger, da ich Gottes Wort vor Augen habe, der sagt: Helfet Euch unter einander. Ja, noch mehr, ich hätte mich sogar gefreut, wenn Du es gethan hättest. Du weißt ja, daß ich mir immer eine Tochter gewünscht habe. Gott hat uns keine geschenkt, vielleicht weil er uns dies unglückliche Mädchen bestimmt hatte.“

„Nun, ich glaube, es würde ein gutes Werk sein, Pepa, und es ist noch immer Zeit dazu. Ja, ja, es scheint mir ganz gut; sie wird Dir helfen und so kannst Du Dich ausruhen.“

„Thu' es nicht darum, Canuto, sondern thu' es aus christlicher Liebe, denn wer Gutes thut, der thut sich selbst gut. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, so ginge ich hin und sorgte dafür, daß die arme Ertrunkene aufgenommen, in die Kirche ge-

bracht und dort anständig und mit Lichtern umgeben ausgestellt würde, denn die Arme selbst hat Niemanden, der dafür sorgt."

Der Carabinier setzte seinen wachstuchenen Czako auf, ging in den Vorhof und sagte mit großer Selbstgefälligkeit zu Tante Melchora:

„Tante Melchora, ich werde das Mädchen zu mir nehmen, denn Gott sagt: Helfet Euch unter einander, und das Kind kann meiner Pepa helfen."

„Hat sie denn nicht nein gesagt?" fragte die gute Frau erstaunt.

„Ich bin Herr in meinem Hause, Tante Melchora, und meine Pepa hat keinen andern Willen als den meinigen. Erfahrt Ihr das jetzt erst?"

Damit ging Señor Canuto im Paradeschritt davon.

Bald darauf trat Pater Nolasco in's Haus, dem Alles Vorgefallene mitgetheilt wurde.

Pater Nolasco besaß jene Unempfindlichkeit, die eben so schätzbar ist bei einem Wundarzte für die Leiden des Körpers, wie bei einem Geistlichen für die der Seele. Mag nun diese Unempfindlichkeit ihren Ursprung in einer großen Stärke und Hoheit der Seele haben, wie bei bedeutenden Menschen, oder, wie bei den meisten, in der Gewöhnung an ihren traurigen Be-

ruf, immer ist sie schätzbar und hat sehr wohlthätige Wirkungen.

„Gott sei mit Dir!“ sagte der gute Pater, als er von Allem unterrichtet war, „heute Du, morgen ich; wir müssen alle diesen Weg gehen. Das Schlimmste ist nicht, daß sie gestorben ist, sondern daß sie ohne die Sacramente gestorben ist, wie ein Maure aus der Berberei. Aber die arme Frau gehörte zu den Gerechten und wird sicherlich nicht hinkommen, wo die Gottlosen sind.“

Da hörte man Dolores fröhlich singend vom Weizenauslesen bei der Bäckersfrau kommen.

„Guten Abend allerseits,“ sagte sie beim Eintreten; „Eure Hand, Pater Nolasco.“ Und als sie den Kopf erhob und die Thür nach dem Boden verschlossen sah, fügte sie hinzu:

„Und Mutter? Ist sie etwa ausgegangen?“

Und das Mädchen blickte erschrocken die versammelten Frauen an, die nur mit Thränen auf ihre Frage antworteten.

„Aber . . . was ist denn geschehen?“ fragte sie mit gedämpfter Stimme.

Niemand antwortete.

Da schien es, als ob alles Blut nach ihrem Herzen strömte, es am Klopfen verhinderte und erstickte.

„Meine Mutter! Meine Mutter! Wo ist meine Mutter?“ rief sie endlich.

„Deine Mutter ist, wo wir Alle sein möchten,“ sagte Pater Nolasco. „Das ist nun nicht mehr zu ändern; also ... als gute Tochter und gute Christin empfiehl sie Gott. Alles Uebrige ist ein Vergehen gegen die fromme Ergebung, die unsere Stütze auf Erden ist.“

Dolores stieß einen lauten Schrei aus und stürzte nach der Treppe.

Katharina und Pepa liefen hinter ihr her, ergriffen sie beim Arm und sprachen:

„Da ist sie nicht, Kind, da ist sie nicht.“

„Da ist sie nicht?“ rief die arme Waise außer sich; „wo ist sie denn?“

„In der Kirche.“

Das Mädchen machte sich aus den Händen, welchen sie festhielten, los und stürzte nach der Hausthür.

Katharina und Pepa folgten ihr.

„Laßt mich! Haltet mich nicht fest!“ rief das arme Mädchen, indem sie sich mit Gewalt von ihnen loszumachen suchte, „ich will sie sehen, ich will meine Herzensmutter sehen!“

„Du sollst nicht hingehen; ich, als Dein Beicht-

vater, befehle es Dir," sagte Pater Nolasco näher tretend. Willst Du etwa den ganzen Ort in Bewegung bringen und Aufruhr in der Kirche stiften? Wozu würde es nützen, wenn Du hingingest? — Komm, mein Kind, beruhige Dich; wir müssen Alle sterben und der Tod erschreckt nur die Bösen."

Dolores brach in lautes Weinen und Schluchzen aus und sank in die Arme Pepa's und Katharina's, welche sie auf das Bett der letztern brachten.

Gleich darauf kamen Onkel Mateo und seine Söhne, welche Tante Melchora hatte benachrichtigen lassen, voller Bestürzung vom Felde zurück. Sie traten an das Bett, in welchem Dolores lag und fortwährend weinte und schluchzte. — „Ich will zu meiner Mutter! Man soll mich gehen lassen! Ich will sie sehen; wenn sie begraben ist, kann ich sie ja nicht mehr sehen! Wer hat das Recht, mich daran zu verhindern? Meine Mutter ist allein, allein in der Kirche ... Niemand bei ihr, als vier Lichter; Nichts regt sich um sie her, als der Wind, der die Fenster schüttelt; Niemand wacht bei ihr, als das Käuzchen im Glockenthurme. Mutter! ... Mutter! Ich will meine Mutter sehen!"

„Gib Dich zufrieden, Dolores, ich will hingehen und bei Deiner Mutter wachen," sagte Lorenzo.

„Und ich auch,“ fügte Esteban hinzu.

„Gott und die heilige Jungfrau und alle Heiligen des Himmels mögen Euch dies fromme Liebeswerk lohnen,“ rief Dolores aus, indem sie von Neuem einen Strom von Thränen vergoß; aber ihre stürmische Verzweiflung beruhigte sich, und bald darauf fiel sie kraftlos und mit geschlossenen Augen auf das Kissen.

Nach Verlauf einer Viertelstunde richtete sie sich plötzlich auf, preßte beide Hände auf ihr Herz und stöhnte mit erstickter Stimme:

„Was wird aus mir werden?“

„Was aus mir wird,“ sagte Pepa und schloß sie in ihre Arme; „denn wir werden uns nicht von einander trennen; ich will die Stelle der Mutter, die Du verloren hast, zu vertreten suchen, meine Tochter.“

Mit stürmischer Dankbarkeit, die sie nur durch Thränen ausdrücken konnte, schlang Dolores ihre Arme um Pepa's Hals.

Siebentes Capitel.

Es war zwölf Uhr Nachts. Tiefe Stille herrschte im Dorfe, nur unterbrochen durch das laute und harmonische Plätschern der Meereswellen, welche durch die steigende Fluth gegen die Steine und Felsen getrieben wurden. Der Mond verbreitete rings umher sein kaltes, blasses Licht gleich dem sanften Echo eines fernen Tones, und das Dorf wäre einer stillstehenden Uhr zu vergleichen gewesen, wenn nicht von Zeit zu Zeit der Hahn rücksichtslos seine drei hellen Töne ausgestoßen hätte, als wollte er seinen Kamraden zurufen: Aufgepaßt, Schildwache!

Im Vorderhofe von Onkel Mateo's Hause stand ein junger Mann an eins der Gitter gelehnt, welche auf den Hof hinaus gingen. Hinter den Gitterstäben sah man ein liebliches Mädchengesicht, welches von Außen durch das Licht des Mondes

beschienen, von Innen durch einen Ausdruck von Traurigkeit bedeckt, bleich und ernst aussah, und mit seinem matten und tiefen Blicke einem Bilde des Nachdenkens glich, das gleichzeitig eine traurige Vergangenheit und eine traurige Zukunft versinnbildlicht.

Der Jüngling dagegen hatte das ruhig-heitere, energische Gesicht des Mannes der That, den festen und glühenden Blick des Mannes von heftigen Leidenschaften und die stolze Stirn des Mannes von ungezähmtem Muthe, der sich nicht zurückschrecken läßt, sondern allen Hindernissen mit wilder Kühnheit trotzt.

„Hab' ich Dir's nicht gesagt?“ sprach er, „hab' ich Dir's nicht gesagt, daß Du meine Braut werden würdest? Was ich will, muß geschehen ... durch die Kraft meines Willens! Du lachtest darüber, Du wurdest böse.“

„Damals war ich ein Kind, Lorenzo,“ antwortete sie.

„Damals! Als ob das ein Jahrhundert her wäre, und es sind drei Jahre.“

„Ich weiß nicht, wie lange es her ist. Nur das weiß ich, daß ich damals aufhörte, ein Kind zu sein, und daß Du damals Etwas thatest, das

Dir mein Herz gewann und Dir, hätte ich hundert Herzen gehabt, sie Dir alle gewonnen hätte."

„Du sollst mich nicht aus Dankbarkeit lieben, Dolores; denn eine solche Liebe ist wie eine Schuld, die man abträgt, nicht wie ein Geschenk, das man macht."

„Wenn das Wasser, das Du trinkst, den Durst Deines Herzens löscht, was kümmert's Dich, aus welcher Quelle es sprudelt?"

„Das kümmert mich viel, weil ich seine Beschaffenheit kennen will."

„Die Beschaffenheit ist gut, Lorenzo."

„Das kommt noch darauf an, noch ist sie nicht erprobt. Ich kann mir nicht helfen, aber ich glaube nicht, daß Du mich liebst."

„Weshalb, Kind Gottes?"

„Weil Du immer traurig bist; das beweist, daß meine Liebe Dich nicht befriedigt."

„Bedenke, Lorenzo, daß eine Liebe, die jede andere vertilgt, nicht von gutem Stoffe, und daß ein Herz ohne Gedächtniß nie fest im Lieben ist."

„Eben so wenig wird aber auch die Liebe von gutem Stoffe sein, die über Dem, was vergangen, das Gegenwärtige vergißt, Dolores; und Du ergehst Dich mit Lust in Deinen Erinnerungen, anstatt

in Deinen Hoffnungen, wie Du thun müßtest, wenn Du mich liebtest."

„O daß ich doch aus meinem Herzen das Bild auslöschen könnte, das ich immer und immer darin finde! Dies Bild ist das meiner geliebten Mutter, allein und hilflos auf dem harten, kalten Sande des Meeres, mit dem Tode ringend, ohne andere hilfreiche Stimmen zu vernehmen, als das Brausen der Wogen, die näher und näher kamen, jede die andere vorwärts stoßend und ihre Füße benetzend, so daß wohl mehr die Angst als ihre Leiden sie getödtet haben mögen! Und ich war nicht da! Und ich habe sie erst todt wiedergesehen! Das, Lorenzo, sind zwei Nägel, die mir das Herz durchbohren, und die Nichts aus der Wunde reißen kann! Von den Meinigen habe ich Niemand mehr, als meinen lieben Bruder, und Gott weiß, ob das Meer, das meine Mutter nicht verschlingen konnte, sich nicht rächt und dafür den Sohn verschlingt, wie es schon meinen Vater verschlungen hat. Wie soll ich vergnügt sein oder vergessen?"

„Danach müßte also, da wir Alle Todte zu beweinen haben, Niemand die Trauer ablegen."

„Eigentlich ja!" sagte Dolores seufzend.

„Nun, wozu hat denn Gott eigentlich die Farben geschaffen?“

„Für die Kinder, die Vögel und die Blumen, Lorenzo,“ antwortete sie, die Stirn an das Gitter lehnend.

„Maria Dolores,“ sagte Lorenzo bitter, „wer so viel Liebe für die Todten und Abwesenden hat, dem kann für die Gegenwärtigen nicht viel übrig bleiben.“

„Du irrst, Lorenzo. Dieselbe Sonne, die der Cypresse Leben gibt, gibt es auch der Rose. Aber, glaube mir, Dein Mißtrauen wird die Galle sein, die Dein und mein Leben verbittert.“

„Mißtrauen fürchtet oder verspottet nur Derjenige, dem es störend ist.“

„Ich fürchte es nicht, aber es ist beschämend für mich, eben so wie das Durchsuchen nicht minder beschämend ist für den ehrlichen Mann, wie für den Schmuggler.“

„Und weißt Du, weshalb dem so ist? Weil Viele, ohne Schmuggler von Profession zu sein, doch schmuggeln.“

„Und ich sollte schmuggeln, Lorenzo?“ fragte sie mit sanftem Vorwurfe.

„Die Frauen, sagt Pater Nolasco, lügen,

ohne es zu wollen, und betrügen ohne andern Zweck, als zu betrügen."

„Er meint die schlechten Frauen; von mir wird er das nicht sagen."

„Ja, wie sollte er das von Dir sagen, die Du sein Augapfel bist!... Wer den Alcalden zum Vater hat, kann sicher zum Gericht gehen."

„Nun, wenn der Pater Nolasco, der so wenige Menschen liebt und nicht zu den Milden gehört, mir traut, so wird er wohl Recht behalten. Willst Du denn immer so bleiben, Lorenzo?"

„Immer; meine Mutter müßte mich denn noch einmal gebären."

„Aber bedenke doch, fortwährend einen bösen Argwohn mit sich herumtragen, ist eine Krankheit, und an der Krankheit, die der Mensch hat, stirbt er."

„Und Du merke Dir das Sprichwort: „So sicher wie das Salz vom Meer, kommt von den Frau'n viel Uebel her" und „das Weib, das heut' Dir kommt entgegen, ist morgen schon auf bösen Wegen."

„Gebe Gott, daß Jedermann immer Deine schlechten Meinungen mit derselben Geduld ertrage, wie ich."

Gefesselt durch überspannte Dankbarkeit, geduldig in Folge ihres weichen Gemüths und wie

eine Sclavin beherrscht durch Lorenzo's Despotismus, sah Dolores so einem Leben entgegen, wie es vielen frommen Gattinnen und Müttern aus dem Volke zum Loose fällt.

Wenige Tage nachher wurde eine Verordnung bekannt gemacht, die alle Bewohner des Ortes wie ein Dolchstich traf, manches Glück zerstören, manche Bande zerreißen und den Herzen der Mütter tiefe Wunden schlagen sollte. Diese Verordnung kündigte die Recrutenaushebung an.

Nicht die Arbeit ist für den Landmann ein schweres Unglück, denn sie ist seine Lust; auch die Entbehrungen nicht, denn diese fühlt er wenig; auch nicht die vielen Kinder, denn er liebt sie; das Trauerspiel seines Lebens ist die Loosung, die daher passend der Bluttribut genannt wird. Die Hand des Ministers, der den Befehl dazu unterzeichnet, würde zittern, wenn er wüßte, wie viel bittere Thränenströme sie kosten, wie viel Herzen sie zerreißen, wie viel Existenzen sie zerstören wird.

Wann wird es Gottes Wille sein, daß wir die Civilisation sich in die Arme ihres Vaters, des Christenthums, werfen und beide vereint bewirken sehen, daß sich die Menschen nicht anders als freiwillig bewaffnen und zwar einzig und allein, um den Thron

als Schmuck zu umgeben und der Gerechtigkeit eine Stütze zu sein!

Tante Melchora war in einem Zustande der trostlosesten Verzweiflung einerseits und der tiefsten Niedergeschlagenheit andererseits; denn ihre beiden Söhne mußten loosen, weil sie noch einen ältern Sohn hatte, der in Chipiona verheirathet war.

Esteban hatte sich schon einmal freigelost und meinte deshalb, daß die unbeständige Schicksalsgöttin ihm das Glück nicht zum zweiten Male gewähren würde. Lorenzo sagte selbst, er habe eine Ahnung, daß ihm das Unglück durch seine eigene Hand kommen würde. Und weder Mutter noch Söhne täuschten sich in ihrer Voraussicht, denn beide Brüder mußten Soldaten werden.

Achtes Capitel.

Die Bäckerin, bei welcher Dolores Weizen auszulesen pflegte, war eine junge Wittwe und hatte sich in Lorenzo verliebt. Sie suchte beständig Vorwände, zur Tante Melchora zu gehen und fand auch welche, um Lorenzo in ihr Haus zu ziehen. Bald sollte er ihr den Weizen nach der Mühle bringen, bald den, welchen sie kaufte, von irgend einem Kornboden her in ihr Haus bringen. Lorenzo's von Natur mürrisches Wesen, welches gegen sie, ungeachtet sie jung, reich und hübsch war, an Schroffheit und Unart streifte, war nicht im Stande, sie von ihrem Vorhaben zurückzubringen; es bestärkte sie im Gegentheile nur noch mehr darin.

An dem Tage, wo Lorenzo das Soldatenloos gezogen hatte, mußte er ihr einige Melonen aus ihrem Cojumbral*) holen.

*) S. Bd. I., S. 105.

Er trug sie auf den Boden und wollte, wie gewöhnlich, ohne ein Wort zu sagen, wieder gehen, als die Wittwe ihn rief.

„Also,“ sagte sie, „Du mußt Soldat werden?“

„Das konnte nicht fehlen,“ antwortete Lorenzo, „ich habe immer Unglück.“

„Nun, wir wollen einmal sehen,“ fuhr die Wittwe fort; „wenn sich nun Jemand fände, der Dir die Mittel böte, Dich frei zu machen?“

Dem jungen Manne hüpfte das Herz in der Brust, als hätte er eine Volta'sche Säule berührt.

„Und wüßtet Ihr etwa Jemand, der mir das Geld liehe?“ fragte er mit gespannter Erwartung.

„Ja, ja,“ antwortete die Wittwe, „vielleicht auch Jemand, der es Dir gäbe, in der Ueberzeugung, daß das Geld gut angelegt wäre.“

Lorenzo, der schon seit längerer Zeit die Absichten der Wittwe kannte, verstand den versteckten Sinn ihrer Worte und seine augenblickliche Freude erlosch wie ein Licht, während sein Gesicht wieder seinen gewöhnlichen finstern Ausdruck annahm.

„Nun, was sagst Du, Lorenzo? Ist etwa der Vorschlag so schlecht, daß Du trübe wirst, wie der Decemberhimmel? Was meinst Du?“

„Señora, das Sprichwort sagt:

Laß Dir von Niemand Etwas schenken,
Sonst mußt an's Wiedergeben denken."

„Nun, so komm doch her, Mann; steh nicht so zurückhaltend und in Dich gekehrt da, und mach' es nicht wie der Onkel May Miguel, der sich vor Allem schämte, sogar daß er ein ehrlicher Mann war. Für Alles in dieser Welt gibt's ein Mittel, nur für den Tod nicht. Wenn Du nicht so unwirsch wärest, könnte man sich verständigen. Du weißt, daß mein Juan mir bei seinem Tode das Haus, den Ofen und die Bäckerei hinterlassen hat; ich brauche so nothwendig wie das liebe Brot einen Mann, der derselben vorsteht; viel zu thun gibt's für den Vorsteher nicht, aber viel zu gewinnen. Könntest Du . . ."

„Ich verstehe Nichts von der Bäckerei, Señora."

„Du weißt auch, daß er mir eine Heerde Kühe von der großen Race hinterlassen hat, aus der ich den Fleischern Vieh liefere; es sind Fersen, Rinder, zweijahrige und dreijährige darunter."

„Ich habe mich noch nie mit der Viehzucht abgegeben, Señora."

„Auch hat er mir ein hübsches Baarvermögen hinterlassen; Du wirst „Möpse" finden."

„Was hab' ich dabei?"

„Du könntest das Alles leiten.“

„Nein, Señora, das sind faule Fische,“ sagte Lorenzo, indem er sich entfernte, „ich will keine Obliegenheiten; je mehr Obliegenheiten, desto mehr Verantwortlichkeit.“

„Ach das sind ja Alles nur leere Ausflüchte, Mensch; ich sage Dir ja klar, wenn Du nur wolltest, gehörte Alles Dir.“

„Ich mag nicht reich sein, wenn Etwas dahinter steckt,“ sagte Lorenzo und ging.

„Hat man je solch' einen hochmüthigen Bauerbengel gesehen,“ brummte die Bäckerin hinter ihm her.

Die Wittwe, die überzeugt gewesen war, daß Lorenzo ihre Anträge annehmen würde, hatte sich die Aeußerung entschlüpfen lassen, daß das Loos wohl auf Lorenzo fallen könnte, daß er aber nie den Soldatenrock anziehen, nie durch den Koth marschiren, nie Commißbrot essen*) würde.

Da auf dem Lande wie in der Stadt Alles mit Zusätzen und Veränderungen erzählt wird, so gelangte diese Aeußerung der Wittwe, in jeder neuen Auflage zwar nicht verbessert, aber vermehrt, endlich zu

*) Im Orig. steht comer en rancho, wörtlich: in Gemeinschaft mit seinen Kamraden essen. Anm. d. Uebers.

der Familie Lopez. Onkel Mateo glaubte nicht recht daran, Tante Melchora war außer sich vor Freude darüber, Dolores erschrak.

„Lorenzo,“ rief die arme Mutter dem Ankommenden entgegen, „ist's wahr, daß die Wittwe einen Stellvertreter für Dich stellen will?“

„Was sagst Du da, Mutter?“

„Es heißt, sie gibt Dir das Geld dazu?“

„Gibt! Gibt! Gegeben werden Dinge, die Nichts kosten, Mutter.“

„Nun, dann wird sie es Dir nicht geben, aber leihen.“

„Geduld wird Einem geliehen, Mutter, und nur zur Messe wird man eingeladen.“

„Du wirst es wohl nicht haben nehmen wollen, Lorenzo.“

„Ich .... Mutter! Ja, ich gehöre auch zu Denen, die immer Etwas geschenkt haben wollen!“

„Und er hat recht daran gethan, kein Darlehn zu nehmen,“ sagte sein Vater, „denn obwohl er ein tüchtiger Arbeiter ist, so daß Jedermann ihn gern haben will und man sich um ihn reißt, so weiß doch Gott, wann er hätte bezahlen können; Borgen macht Sorgen.“*)

*) Im Orig. sprichwörtlich: Cochino fiado gruñe todo

„Man sagt aber, Sohn Lorenzo, daß sie Dich hat heirathen wollen," fuhr die Mutter fort; „und Du hast das Glück ausgeschlagen!"

„Wer hat denn das ausgeheckt? Weißt Du nicht, Mutter, daß das Nein ein Wörtchen ist, das nur das Weib zum Manne sagt? Warum will man die Frau in schlechten Ruf bringen?"

„Man bringt sie ja nicht in schlechten Ruf; man hat nichts Schlimmes gesagt."

„Nein, man reißt sie noch nicht ein, aber man deckt ihr das Dach ab. Der Neid, Mutter, der Neid! Ist sie doch reich und hübsch, darum sind die Andern so wüthend und bissig."

Während Alle vor der Thür saßen und klagten und weinten, daß die Brüder fort mußten, hatte sich Lorenzo, der bemerkt, welchen schmerzlichen und beunruhigenden Eindruck das Gespräch über die reiche Bäckerin auf Dolores gemacht, auf seine gewöhnliche Bank gesetzt und sang, den Kopf an die Wand gelehnt und den Blick zum Sternenhimmel, dem sein Gesang zu gelten schien, gerichtet, mit leiser aber klarer Stimme, und mit jener bewunderswürdigen Biegsamkeit und jenem feinen

el año, ein geborgtes Schwein grunzt das ganze Jahr hindurch. Anm. d. Uebers.

Gehör, welches die zarten und zuweilen seltsamen Modulationen und Uebergänge der Volksmelodien verlangen.

Das Lied, welches er sang, war natürlich an Dolores gerichtet, der nicht eine Silbe vom Texte, nicht ein Wechsel der Melodie entging, deren süße Harmonie ihr Ohr und ihr Herz zugleich traf.

Das Lied lautete folgendermaßen:

„Hirt, der Du so fern der Liebe,
Weilst hier auf der Au,
Zu Dir komm' ich, Dich zu fragen:
Willst Du mich zur Frau?"
— „Frein ist nicht nach meinem Sinne,"
Spricht der grobe Gauch.
„Meine Heerd' ist in den Bergen,
Dahin geh' ich auch."

„Hast den groben Bauernkittel
Nun so lang' schon an,
Und Du könntest Hosen tragen,
Würdest Du mein Mann."
— „Frage nichts nach Deinen Hosen,"
Spricht der grobe Gauch;
„Meine Heerd' ist in den Bergen,
Dahin geh' ich auch."

„Trägst doch lang' die alte Jacke
Schon Jahr aus Jahr ein,
Könntest in ein Wamms Dich kleiden,

Wollt'st Du um mich frein."
— „Frage nichts nach Deinem Wammse,"
Spricht der grobe Gauch,
„Meine Heerd' ist in den Bergen,
Dahin geh' ich auch."

„Hattest stets zu Deinem Mahle
Nichts als Roggenbrot,
Wolltest Du, Dir stünde künftig
Weißes zu Gebot."
— „Frage nichts nach Deinem Weißbrot,"
Spricht der grobe Gauch,
„Im Gebirg' ist meine Heerde,
Dahin geh' ich auch."

„Hast auf harter Streu geschlafen
Schon so manches Jahr,
Könnt'st auf meinen Polstern ruhen,
Würden wir ein Paar."
— „Will Dein Polsterbett nicht haben,"
Spricht der grobe Gauch,
„Im Gebirg' ist meine Heerde.
Dahin geh' ich auch."

„Eine Kutsche hat mein Vater
Und er gibt sie Dir,
Daß Du jeden Samstag Abend
Fahren kannst zu mir."
— „Will nicht in der Kutsche fahren,"
Spricht der grobe Gauch,
„Im Gebirg' ist meine Heerde,
Dahin geh' ich auch."

„Sollst aus einem goldnen Bronnen
Mit vier Röhren dran
Künftig Deine Heerde tränken,
Wenn Du wirst mein Mann.“
— „Frage nichts nach gold'nem Bronnen,“
Spricht der grobe Gauch,
„Und ein Weib, das so verliebt ist,
Gern entbehr' ich's auch.“

Abends, während die übrigen Recruten, lustiger oder doch weniger gerührt als Lorenzo, zusammenkamen und ihre Niedergeschlagenheit im Weinglase erstickten oder verbargen oder auch durch die Straßen liefen und sangen:

„Mädchen, wollt' Ihr Männer haben,
Müßt sie an die Wand Euch malen,
Denn der span'sche Junggeselle
Gehört der Königin Isabelle.“

sprach Lorenzo bitter und mit zitternder Stimme zu Dolores:

„Ich wußte wohl, daß mich das Loos treffen würde! Jetzt kannst Du Dich hervorthun.“

„Gott steh mir bei!“ erwiederte Dolores weinend, „Du machst es Dir zur Aufgabe, mir die Abwesenheit noch mehr zu verbittern, Lorenzo!“

„Wirst Du mich vergessen, Dolores?“

„Nein, auch wenn Du mich vergissest.“

„Du weißt wohl, daß das gar nicht möglich ist.“

„Dir weit eher als mir.“

„Weshalb?“

„Weil Du nicht, wie ich, eine Erinnerung hast, die Dir in meinem Herzen einen Altar errichtet.“

„Und das ist grade der Grund, daß ich auf Deine Liebe nicht bauen kann, die mehr die einer Tochter als einer Braut ist.“

„Laß doch solche Spitzfindigkeiten; die Liebe, welche aus der Erinnerung an eine Mutter entspringt, ist sicher nicht von schlechterer Beschaffenheit, sondern heiliger und dauernder als die, welche der Ton der Guitarre erzeugt.“

„Nun, dann schwöre mir, mir treu zu bleiben.“

„Ich schwöre es Dir.“

„Bei was?“

„Bei meiner Gesundheit.“

„Das ist nicht genug.“

„Bei meinem Leben.“

„Ist nicht genug.“

„Bei meinem Seelenheil.“

„Genügt mir auch noch nicht.“

„Bei der Seele meiner Mutter! Aber ... warum bist Du so argwöhnisch?“

„Weil mir mein Herz sagt, daß Du mich vergessen wirst.“

„Dein Herz ist Dein Henker, Lorenzo.“

„Weil es aufrichtig ist. Du mußt mir aber noch etwas Anderes schwören.“

„Und was?“

„Daß Du nicht von hier fortgehen, sondern bei meiner Mutter bleiben willst, wenn auch Pepa wo anders hingeht.“

„Gut, ich schwöre es Dir.“

„Jetzt merke Dir eins; wenn Du mich um einen Andern verläßest, so soll der, wenn ich zurückkomme, keinen Bissen Brot mehr essen, sondern von meiner Hand sterben.“

„Drohe nicht, Lorenzo, das kleidet nicht gut.“

„Ich drohe Dir damit nicht; ich warne Dich nur.“

„Aus Furcht werde ich nicht thun, was ich nicht aus Liebe thue, Lorenzo. Und da Du so mißtrauisch bist, so solltest Du einer Liebe, der Du drohst, mehr mißtrauen, als einer Liebe, der Du schmei-

chelst. Genieße ihrer, wie die Biene ihres Honigs, zerreiße sie nicht, wie der Wolf seine Beute, und laß mir beim Abschiede eine Erinnerung, die mich trösten kann und nicht eine, die mir die Trennung verbittert!"

Neuntes Capitel.

Ein Jahr verging und im Hause des alten Mateo Lopez machte sich die Abwesenheit der Söhne täglich fühlbarer, weil der alte Vater allein nur einen Theil seines Landes bewirthschaften konnte.

Die muntern und klaren Augen der Tante Melchora waren vom Weinen getrübt und hatten durch fortwährendes Denken an die Vergangenheit einen Ausdruck von Traurigkeit bekommen. Das Haus war nicht mehr, was es gewesen und hatte jenes Aussehen stillen Glückes verloren, dem es früher seine ruhige Heiterkeit verdankte.

Noch aber stand ihm eine neue bedeutende Veränderung bevor, und jede Veränderung in diesen ruhigen und einförmigen Existenzen ist fast immer eine schwarze Wolke an einem heitern Himmel. Señor Canuto war nach Sevilla versetzt und mußte

abreisen. War dies für Alle ein Kummer, so war es für Dolores herzzerreißend, weil sie sich von Pepa, der trefflichen Frau, die ihr so viel Liebe erwiesen hatte, nicht trennen wollte, und doch wegen des Lorenzo gegebenen ausdrücklichen Versprechens sich aus dem Orte nicht entfernen konnte. Aber auch bei der Familie Lopez konnte sie nicht bleiben, weil dieselbe durch die Abwesenheit der beiden Brüder zurückgekommen war. Pepa wollte sie mit sich nehmen und Tante Melchora, welche sie (wie in der Regel Mütter die Gegenstände der Liebe ihrer Söhne) zärtlich liebte, und in Dolores ein treues Echo ihrer Sorgen und ihres Kummers fand, wollte sie bei sich behalten. Aber, wie schon gesagt, die arme Dolores sah sich genöthigt, beide Anerbietungen abzulehnen.

Vielleicht sieht Mancher in der Darstellung dieses edeln Kampfes zweier armen Familien um den Vorzug, welche von ihnen eine Waise bei sich aufnehmen soll, eine Schönmalerei. Hierauf wollen wir nur erwiedern: diejenigen, die nicht daran glauben, mögen hingehen in die Dörfer, wo es keine Findelhäuser gibt und der Kindermord unbekannt ist, und sich dort überzeugen, was aus den vielen kleinen Wesen wird, die in einem Lande, in welchem

das Leben der Menschen in Folge mannigfacher im Norden unbekannter Gefahren, in der Regel kurz ist, früh zu Waisen werden.

Dolores nahm in ihrer Noth ihre Zuflucht zu Pater Nolasco, der zwar den Seneca nicht kannte, ihn auch nicht zu seinen Heiligen zählte, dafür aber eine große Kenntniß des Herzens, der Leidenschaften und der Verhältnisse des Landvolkes besaß. Mit gesundem Verstand und naheliegenden Mitteln verstand daher Pater Nolasco besser Schwierigkeiten zu beseitigen als andere mit mehr Wissen und mehr Hilfsmitteln vermocht hätten. Pater Nolasco schlug Dolores, ohne sich den Kopf zu zerbrechen (denn das war seine Gewohnheit nicht), ein Mittel vor, ihrer peinlichen Lage ein Ende zu machen.

„Höre," sagte er, „Doña Braulia hat mir aufgetragen, ihr eine Magd zu verschaffen; sie will ein gutes, stilles, reinliches und fleißiges Mädchen, kurz eine, mit der ich zufrieden bin. Nimm den Dienst an, es sind gute Leute, das weißt Du; Du bleibst dann hier, fällst Niemand zur Last und verdienst monatlich zwanzig Realen, macht im Jahre zweihundertundvierzig, und damit kannst Du Dir, wenn Lorenzo ausgedient hat, Deine Aussteuer kaufen. Wenn Dein Sausewind von Bruder Schweinehirt

beim Gevatter Gil Piñones geworden wäre, als ich ihm den Dienst verschaffen wollte, brauchte er sich jetzt nicht auf's Ungewisse auf dem Meere herumzutreiben. Hatte der ein loses Maul! Wenn man ihm etwas erklären wollte, sagte er gleich: „Weiß schon! weiß schon!“ und er wußte es doch noch nicht. Und dabei hatte er Blut wie ein Lamm, war immer heiterer als der Tag und sanfter als Schafwolle; aber widerspenstiger war er als ein gallizisches Maulthier.“

Dolores nahm den Vorschlag des Paters an, obwohl es ihr sehr wehe that, sich von Pepa zu trennen, und diese — so schmerzlich es ihr auch war — konnte gegen einen so verständigen Entschluß und die Beweggründe zu demselben Nichts einwenden.

Doña Braulia Toro war eine gute, sehr gewöhnliche, sehr dicke und sehr lustige Frau; diese letztere gute Eigenschaft aber hatte sie verloren, seit sie das Vermögen ihres Bruders, Don Marcelino Toro, geerbt hatte. Seitdem hatte sie eine unselige Leidenschaft für das „Feine“ bekommen, und in Folge davon verbitterte sie sich das Leben dadurch, daß sie ihre dicke Gestalt, wie Gott sie ihr gegeben hatte, in ein Corset zwängte, das sie aus Cadix kom-

men ließ, und ihr offenes und einfaches Wesen mit einer Ziererei vertauschte, deren lächerliche Anmaßung ihrem Umgange — wie das Corset ihrem Körper — seine gemüthliche Natürlichkeit benahm.

Dagegen war Rosa — ihre einzige Tochter und dreizehn Jahre alt — ein echtes Kind der andalusischen Natur, aufgeweckt, lebhaft, heiter, schelmisch und offen.

Ihr Aeußeres stand in der vollkommensten Harmonie mit ihrem Charakter und ihrem Alter. Ihr Gesicht war rund und rosig, ihr frischer Mund war stets beschäftigt und ließ schwatzend, singend oder lachend ihre blendend weißen Zähne im vortheilhaftesten Lichte erscheinen; ihre schönen Augen blickten bald schalkhaft, bald munter, bald gebieterisch, schelmisch aber nicht boshaft, unschuldig aber nicht einfältig. Ihr zierlicher Kopf, der in fortwährender Bewegung und immer mit Blumen geschmückt war, ihre raschen Bewegungen, ihre wenige Stetigkeit, bildeten im Vereine mit ihrem guten Herzen und ihrem richtigen Gefühl ein so anmuthiges und verführerisches Ganze, daß Jeder dadurch unwiderstehlich zur Liebe hingerissen wurde, wie man nothwendig den wohlthätigen Eindruck eines frischen und lebhaften Windes empfinden muß.

Rosa hielt die Heiterkeit für den natürlichen Zustand und den Freimuth für die einzig mögliche Art sich auszudrücken; für Thränen hatte sie noch kein Verständniß gehabt, noch weniger für Traurigkeit.

Ernsthafte Menschen, ihre Mutter an der Spitze, seitdem dieselbe sich auf die Feinheit und Abgemessenheit gelegt hatte, verabscheute sie; vor Traurigen floh sie weit weg. Nie hatte sie zwei Minuten hinter einander an ein und dasselbe gedacht. Nachdenken war eine zu große Last für einen Kopf, der keine andere kannte, als Blumen. Von ihrer Mutter ohne allen Zwang erzogen, besaß sie alle Vortheile und Nachtheile dieser Erziehung. Es wäre ebenso unmöglich gewesen, ihrem unbändigen Kopfe einen ernsten Gedanken beizubringen, wie ihrem unbefleckten Herzen ein schlechtes Gefühl. Rosa durchlief den Pfad ihres Lebens wie die Pfade ihres Gartens; von beiden forderte sie Blumen als Tribut, denn diese zu ziehen war ihre Mission.

Rosa hatte zwei große Wünsche; der eine, schon alte, war der, eine Puppe zu haben, welche die Augen öffnen und schließen könnte; der andere, neuere, war der nach einem Bräutigam, der ihr das unaussprechliche Vergnügen machen könnte, hinter dem Rücken ihrer Mutter vor ihr Fenster zu

kommen, wie „bei andern Mädchen.“ Wären beide Wünsche in Erfüllung gegangen, so wäre die Puppe, welche die Augen öffnete und schloß, eine gefährliche Nebenbuhlerin für den Bräutigam gewesen, und hätte zuweilen erreicht, was der mütterlichen Autorität nicht möglich gewesen wäre, nämlich daß Rosa ein Rendezvous versäumt hätte.

Als ihre Mutter daran dachte, ihr Lehrer zu geben, war es schon zu spät. Sie war nicht im Stande, das A zu lernen oder einen Grundstrich zu machen.

„Soll ich denn etwa,“ sagte sie zu ihrer Mutter, „jetzt noch, wie die kleinen Kinder in der Schule, sagen: „„b-a, ba, b-e, be, den Katechismus kenn ich nicht; schlagen Sie mich nicht, Herr Lehrer, auf morgen will ich ihn lernen,““ damit alle andern Mädchen über mich lachen sollen?“

„Seh' Einer das Mädchen! Wie altklug die ist!“ Wissen kommt feinen Leuten zu und ist ein Schatz,“ sagte ihre Mutter.

„Ei, Mama,“ warf das Mädchen ein, „der Reimspruch sagt:

Viel im Kopf und wenig Geld
Bringt nicht weiter in der Welt,
Der weise Mann hat ohne Frage
Nichts reichlicher als Hungertage.“

Dona Braulia hatte in dieser Angelegenheit den Pater Nolasco zu Hilfe genommen, aber mit sehr schlechtem Erfolge.

„Man kann noch in jedem Alter etwas lernen," sagte Pater Nolasco. „Dein Oheim hat noch im fünfzigsten Jahre malen gelernt und ist ein Wunder geworden."

„Warum habt Ihr denn nicht malen gelernt?"

„Malen können nur reiche Leute lernen, aber Lesen kann jeder lernen und wer lesen kann, kann Alles."

„So?" erwiederte Rosa; „nun mit all' Eurem Lesen wißt Ihr doch Eins nicht, und noch dazu Etwas, das Ihr wissen müßtet."

„Was denn?"

„Welche Aehnlichkeit ist zwischen einem Schwindsüchtigen und einem Einsiedler?"

„Solche Narrheiten! Welche Aehnlichkeit zwischen beiden ist? Ganz und gar keine."

„Oho, es gibt eine Aehnlichkeit."

„Warum nicht gar."

„Ich sage aber, es gibt eine Aehnlichkeit, und die müßtet Ihr besser kennen als ich, die ich weder Geistlicher noch Arzt bin."

„Was schwatzest Du da für Zeug zusammen, Mädchen?

„Also mit all Eurem Schreiben und Lesen wißt Ihr nicht, daß ein Einsiedler und ein Schwindsüchtiger sich gleichen en no tener cura?*) Wißt Ihr's jetzt, Pater Nolasco?"

„Der Vogel ist schon davon geflogen," sagte der Pater, als er Rosa davon und in den Garten laufen sah.

---

*) Das Wortspiel ist im Deutschen ganz unübersetzlich. No tener cura heißt: keinen Pfarrer haben (wie der Einsiedler), aber auch unheilbar sein.

Anm. d. Uebersetzers.

Zehntes Capitel.

Wir müssen dem Leser kurz mittheilen, wer Don Marcelino Toro war, der in dieser Geschichte schon manchmal hinter den Coulissen gespielt hat.

Don Marcelino, Sohn eines Kaufmannes in so kleinen Verhältnissen, daß Vater und Sohn zusammen nicht hinter dem Ladentische Platz hatten, wurde von Marcelino, dem Vater, nach Amerika gesandt, wo er einen andern, größern Ladentisch fand, hinter welchem er mit Zeit, Geduld und Rechtschaffenheit plötzlich eines Tages, wie die Leute in seinem Dorfe sagten, als Millionär, in Wahrheit aber als Besitzer von 25,000 Piaster hervorging. Mit diesen und ein Paar Tressen vorn an den Aermeln für irgend ein obscures Amt, kurz von der geringsten Sorte aus der zahlreichen Classe von

Stickereien, Bändern und Tressen, die Leuten verliehen werden, aber mit dem, was sie bedeuten sollen, möglichst wenig zu thun haben, kehrte er triumphirend in sein Dorf zurück.

Wie manches große Unglück, so geht auch manches große Glück in dieser Welt unbemerkt vorüber. Man kann sich schwer einen Begriff davon machen, wie unendlich glücklich Don Marcelino nach seinem Dorfe zurückkehrte, welches er als Hiob verlassen hatte und nun als Krösus wiedersah.

Das Erste, was er that, war, daß er ein einer Persönlichkeit wie er angemessenes Haus kaufte. Bei den entgegengesetzten Beweggründen aber, die ihn hierzu veranlaßten — nämlich seinem Wunsche nach Wohlleben und äußerm Glanz und der Anhänglichkeit an seine mexikanischen Piaster, bei seiner Sucht zu glänzen, die ihn antrieb, und dem Wunsche, wenig auszugeben, der ihn zurückhielt, bei seinem schlechten Geschmack und seinem ängstlichen Streben nach Eleganz — kam das Haus auf folgende Weise zu Stande. Da er nicht von Grund aus bauen wollte, kaufte er das beste Haus, das grade feil war; da es ihm aber bald zu klein schien, kaufte er das angrenzende und vereinigte es mit jenem. Später fehlte ein Garten und Don Marcelino

wollte um jeden Preis einen Garten haben, aber einen den Tressen seines Besitzers angemessenen Garten mit Buchsbaumhecken, Statuen, Fernsichten, einem Goldfischteiche, vor Allem aber mit einem Labyrinthe; ein Labyrinth war das Ideal Don Marcelino's. Zu diesem Zwecke kaufte er noch ein drittes Haus mit einem großen Hofe, der an den seinigen stieß, ließ die Zwischenmauer niederreißen und legte seinen Garten an, in welchem er alle eben genannten Dinge zusammenbrachte, mit Ausnahme der Fernsichten, die nicht herzustellen waren; diese ließ er daher durch einen Pfuschmaler, den er aus Cadix kommen ließ, und mit welchem er, wie wir später sehen werden, die innigsten Beziehungen anknüpfte, an die Wand malen. Dieser Garten wurde, Dank dem Jasmin, dem Geisblatte, den Weinstöcken, Rosensträuchen, Myrthen und tausend andern Nymphen von Flora's Hofe, trotz seiner lächerlichen Anlage und Ausführung, binnen Kurzem ein Paradies. Das Labyrinth, in welchem sich nur die Maulwürfe verirrten, wurde ein entzückendes Myrthenbouquet; die Schlingpflanzen bedeckten die Mauern mit ihren blauen, rothen und gelben Fresken, die Anspruch auf einen Vergleich mit den atheniensischen machen konnten. Die Reben machten aus dem kleinen Gold-

fischbehälter einen köstlichen Platz voll Schatten und Frische und die Blumen- und Rosengebüsche verdeckten züchtig die hölzernen Statuen einer rachitischen Diana und einer zwerghaften Venus dergestalt, daß von denselben Nichts als die nicht griechischen Nasen sichtbar waren.

Das Erste, was Don Marcelino that, als er sein Haus ausmöblirte, war, daß er sich von seinem geliebten Pfuscher malen ließ, um die Erinnerung an seine Tressen nicht untergehen zu lassen. Der Pfuscher brachte auch wirklich auf ein großes Stück Leinwand die traurige Gestalt des Don Marcelino, der ein paar unheilverkündende Schatten, welche sich zu beiden Seiten des Mundes wie ein Schnurrbart hinaufzogen, sich auf seinen Schläfen wie zwei Pflaster gegen Kopfschmerzen und auf seiner Nase wie ein blauer Fleck abzeichneten, ein noch traurigeres Aussehen gaben. Dafür hatte aber der Maler seine ganze Kunst auf den wesentlichsten Theil des Gemäldes verwandt, nämlich auf die linke Hand, welche, auf der Brust liegend, drei Finger, die aussahen wie drei Stöcke, in die Weste steckte, wobei auf dem Aermel die obengenannten Tressen glänzten. In der andern Hand hielt Don Marcelino ein offenes Papier, das aussah wie ein Anschlagezettel für ein

Stiergefecht und auf welchem zu lesen war: Juan Almazarron fecit.

Dieses Kunstwerk wurde im Wohnzimmer der Thür gegenüber aufgehängt und mit einem Filetrahmen versehen, um es gegen die unehrerbietigen Angriffe der Fliegen zu schützen. Don Marcelino war so entzückt über dieses Meisterwerk der Kunst des Apelles, daß er sich entschloß, dieselbe selbst zu treiben und ihr seine Mußestunden zu widmen.

Wie der Bourgeois-gentilhomme von Molière, der in seinem vierzigsten Jahre plötzlich fand, daß er Dichter war, so fand Don Marcelino in seinem fünfzigsten plötzlich, daß er Künstler war.

Der Pfuscher ermuthigte ihn und erweckte in seiner Seele den edeln Wetteifer und die glühende Liebe für den Ruhm Murillo's.

Wir überlassen es dem Leser, sich vorzustellen, was für Ungeheuer von Sudeleien aus den Händen von Schüler und Lehrer hervorgingen. Dessenungeachtet fanden sie viele Bewunderer, und der aufrichtigste derselben war Pater Nolasco, Don Marcelino's Freund, der ihm dafür den unverwüstlichen wollenen Rock zum Geschenke machte.

Die ersten Studien nach der Natur, die der neue Schüler machte, waren Küchenstücke. Der Sud-

ler, der mit der Zusammenstellung und malerischen Anordnung der zu gruppirenden Gegenstände beauftragt war, ging in die Küche und brachte eine Pfanne, eine Lampe und vier Strohwische und aus der Speisekammer zu Ehren Rota's einen seiner berühmten Kürbisse, der den Ehrenplatz auf dem Gemälde einnehmen sollte. Er wurde daher auf die Strohwische gelegt, wodurch er einen gewaltigen Backenbart wie ein Pionier bekam, als Vorhut wurden einige Rüben neben ihn gelegt und als Schildwachen ein paar Spargelstengel vor ihn gestellt. Die Lampe wurde in den Hintergrund des Gemäldes gehängt, und ihre mit Zinober gemalte Flamme verbreitete ihren rothen Widerschein auf die Rüben, welche dadurch in Mohrrüben verwandelt wurden und auf die Spargel, so daß der Kürbiß aussah wie das Gesicht des berühmten Seeräubers Barbarossa.

Kühn gemacht durch die guten Erfolge dieses Küchenstilllebens, welches fortan das Speisezimmer schmückte, ging der Schüler nunmehr dazu über, Heiligenbilder zu malen. Mit dem Enthusiasmus des Malers wuchs das Format der Gemälde und endlich kam ein riesiger Sanct Christoph zu Stande, der das ganze Dorf in Aufruhr brachte, und den sich

Alles zu sehen drängte. Pater Nolasco, der noch weit stolzer darauf war, als der Künstler selbst, brachte dem Heiligen eine große Menge Bewunderer. „Hier, hier,“ sagte er und führte sie an das entgegengesetzte Ende der Werkstatt, „hier, hier; Gemälde, den König und die Sonne sieht man von fern am besten.“ Und indem er ihnen dann die Pinsel und die Farben zeigte, fügte er hinzu: „Sieh, Miguel, das kostet mehr Geld als Deine ganze Ernte. Und mit so vielen Farben und Pinseln soll er nicht gut malen? Ich möchte nur einmal sehen, wie er damit schlecht malen wollte. Mit guten Zuthaten kocht keine Köchin schlecht.“

Bei dem Triumphe seines heiligen Christoph kannte Don Marcelino's Leidenschaft für die Kunst gar keine Grenzen mehr und er machte ein fünf Ellen breites und vier Ellen hohes Stück Leinwand zurecht, um sich dem historischen Genre zu widmen. Er schwankte zwischen der Einnahme von Rota durch Alphon's X., den Weisen, um's Jahr eintausendzweihundert und so und so viel, oder der Einnahme von Rota durch den Grafen Essex, der im Jahr eintausendsiebenhundert und so und so viel daselbst landete und zwar in Folge Verraths des Gouverneurs des Schlosses, eines Italieners Namens

Scipione Brancaccio. Er entschied sich für das erstgenannte Süjet, nicht weil es patriotischer war, sondern weil er gern Turbane malen wollte.

Hier aber zeigten sich ernstliche Schwierigkeiten, nicht etwa künstlerische — denn solche existirten für Herrn Rothstift und seinen Schüler nicht — sondern materielle. Don Marcelino, der klein war, konnte nicht einmal ein Drittel so hoch reichen, wie das Gemälde war. Unter verschiedenen Auskunftsmitteln, die gesucht wurden, um die Hände des Künstlers auf gleiche Höhe mit dem zu malenden Gegenstande zu bringen, wurde das von Pater Nolasco vorgeschlagene angenommen. Man nahm nämlich ein Kathederpult, das sich noch in seinem Kloster befand, ließ von einem Stellmacher ein paar Räder daran machen, um es von der Stelle bewegen zu können und brachte — da das Monstergemälde im Hof im Freien gemalt wurde — ein Regendach darüber an. So auf seinem Pulte stehend wie ein Prediger malte Don Marcelino mit seinem Gehülfen den zweiten Theil; der dritte aber unterblieb, weil er ihn auch auf den Zehen auf dem Pulte stehend nicht erreichen konnte.

Vergebens zerbrachen Meister, Schüler und Pater Nolasco sich den Kopf, sie fanden kein Aus-

kunstsmittel. Die Muthlosigkeit folgte allgemach der Begeisterung, wie am Strande die Ebbe der Fluth. Weil aber unmöglich das Schloß ohne Zinnen, die Pferde ohne Ohren, die Helden ohne Kopf, die Mauren ohne Turban, die Lanzen ohne Fähnchen und der Himmel ohne die halbe Arroba Berliner Blau bleiben konnte, das zu seiner Vollendung bereitet war, so mußte nothwendiger Weise ein Mittel gefunden werden, damit Don Marcelino Zinnen, Ohren, Turbane und Fähnlein vertheilen konnte. Pater Nolasco schlug ein Paar Stelzen vor, der Meister eine Leiter; Beides wurde als unbequem und gefährlich von Don Marcelino verworfen, welcher als der am meisten dabei Interessirte endlich das dem Zwecke entsprechende, bequeme und sichere Mittel fand, um sich zu der nöthigen Höhe zu erheben.

Er kaufte einen Sattelgurt, an welchem er ein dickes Seil befestigte, brachte im Dach einen starken eisernen Ring an, zog das Seil hindurch, befestigte sich den Gürtel um den Leib und der Lehrer und Pater Nolasco mußten ihn an dem Seil in die geeignete Höhe ziehen. Alles ging nach Wunsch und unser Don Marcelino, Palette und Pinsel in der Hand, schwebte durch die Lüfte, wie ein Seraph, zur großen Befriedigung der Verfertiger des Appa-

rats; kaum aber befand er sich in einer gewissen Höhe, als das Seil, das neu und sehr stark gedreht war, sich durch das Gewicht mit wachsender Schnelligkeit aufzudrehen anfing. Der Schrecken Pater Nolasco's und des Meisters, als sie Don Marcelino mit offenen Armen und aus Leibeskräften schreiend sich wie wahnsinnig in der Luft drehen sahen, war der Art, daß sie den Strick losließen und davon liefen, wodurch der arme Don Marcelino zu Boden fiel, wo er platt wie ein Frosch liegen blieb.

Da dieser Unfall ihm denjenigen in's Gedächtniß rief, welcher dem armen Murillo das Leben kostete, fühlte er seine künstlerische Begeisterung erkalten und hing die Waffen des Apelles an den Nagel.

Elftes Capitel.

Don Marcellino fühlte sich in seinem Besitze so glücklich, daß er, hätte er gewußt, daß ein Franzose keinen glücklichern Menschen gefunden hat, als einen Paria in einer indischen Hütte,*) nicht darüber gelacht hätte — denn lachlustig war er nicht — sondern sehr böse geworden sein würde über die albernen und paradoxen Behauptungen der Papierbeschmierer. Er ging in seinem Garten und seinem Hause umher in einer Art von ruhiger Verzückung, in welcher es ihm nur leid that, daß der Tag nicht mehr als vierundzwanzig Stunden und das Jahr nicht mehr als 365 Tage hatte.

Zehn Jahre lang genoß Don Marcelino seines Glückes, beschäftigt, seine geliebten Piaster, nach dem Rathe, welchen Pater Nolasco mit seinem gesunden

*) Bernard. de St. Pierre „die indische Hütte."

Verstande ihm gegeben hatte, gut anzulegen. Nach Verlauf dieser zehn Jahre aber und da er es am wenigsten dachte, bediente sich die Parze als Scheere einer Lungenkrankheit und in acht Tagen ging Don Marcelino — obwohl nicht sehr gern — zu einem bessern Leben über.

Don Marcelino hatte einen schönen Tod. Er verzieh seinen Feinden nicht, weil er keine hatte, vertheilte in seinem Testamente viele Almosen, empfahl fromm seine gute Seele Gott und verordnete in letzter menschlicher Schwäche, daß man ihn in seiner Uniform begraben sollte.

Seine Schwester, Doña Braulia Toro, die Wittwe eines Maulthiertreibers, erbte das ansehnliche Vermögen ihres Bruders und zog in das ererbte Haus, das, wie wir wissen, aus Dreien in Einem bestand. Natürlich blieb das famose Gemälde, in welchem seit dem Tode seines Originals die Schatten noch dunkler geworden waren, auf seinem Ehrenplatze. Pater Nolasco sah es nicht einmal an, ohne ihm ein Lob zu spenden und darauf andächtig ein Paternoster für seinen Freund zu beten. Rosa hatte das bemerkt, und wenn der Pater dorthin ging, verfehlte das lustige und muthwillige Mädchen nie, seine Aufmerksamkeit auf das

Bild zu lenken, sicher, daß kein Mal verging, wo der gute Pater nicht ausrief: „Ein stattlicher Herr!" und dann sofort ein Paternoster betete.

Die Mutter, die diesen Muthwillen bemerkte, hatte ihre Tochter gescholten und ihr verboten, dergleichen wieder zu thun. Rosa aber, mit ihrer gewöhnlichen Unfolgsamkeit, achtete nicht auf das Verbot, und der gute Pater ließ jedesmal, wenn Rosa den Verstorbenen nannte, sein unfehlbares: „Ein stattlicher Herr!" und das davon unzertrennliche Paternoster folgen.

Wie viel Ausdrücke gibt es, beiläufig gesagt, die, weil sie alltäglich und gewöhnlich sind, unsere Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehen und doch einen äußerst tiefen Sinn haben! Zu diesen Ausdrücken gehört der: „Wie viele Leute gehen in weißen Hosen zum Himmel." Hierüber werden Diejenigen die Achseln zucken, welche das Talent als die größte Vollkommenheit des Menschen betrachten — was der crasseste aller Irrthümer ist — und Diejenigen, welche in dem eben so crassen Irrthume befangen sind, daß die Ueberlegenheit in dieser Welt dieselbe sei wie die der andern. Dumas, dem man Mysticismus nicht vorwerfen wird, hat es ausgesprochen: „Sicher ist das,

was in den Augen der Menschen groß ist, nicht groß in den Augen Gottes.“*)

Wir schämen uns, einen profanen Schriftsteller zu citiren, da doch diese große Wahrheit so oft in der heiligen Schrift ausgesprochen ist. Aber wir haben es gethan, weil die Meisten glauben, daß Bibelsprüche nur für die hohen Regionen der Seele passen, nicht aber in das niedere Getreibe des gewöhnlichen Lebens herabsteigen und sich mischen dürfen. Sie sehen in ihnen einen nur für Tempel passenden Weihrauch, ohne zu bedenken, daß dieser als Brandopfer von der Erde zum Himmel hinauf, das Wort Gottes dagegen vom Himmel zur Erde herabsteigt, um den Menschen zu leiten.

Den Tag nach seiner Unterredung mit Dolores ging Pater Nolasco zur Wittwe und sagte nach den ersten Begrüßungen:

„Braulia, ich habe ein ausgezeichnetes Mädchen für Dich.“

„Ei, das freut mich,“ antwortete sie. „Hat sie Verstand? Ist sie eine gute Christin? Kann sie waschen? Ist sie reinlich? Und vor Allem, ist sie nicht unmanierlich?“

---

*) In seinem „George.“

„Ich sage Dir, Frau, sie ist ein Juwel.“

„Pater Nolasco,“ sagte Rosa, „kommt es Euch nicht vor, als ob Jemand an meines Onkels Bild angestoßen hätte und als ob es schief hinge?“

Pater Nolasco erhob den Kopf, sah das Bild an und antwortete:

„O nein, es ist so grade, wie Dein Onkel selbst; er ruhe in Frieden! Schönes Bild das! Prächtig! Der Juan Rothstift verstand doch seine Sache. Der Pfarrer sagte neulich, in Madrid wäre Einer, der die Königin malte, er heißt Don Federico Madraza, der soll zum Erstaunen sein. Aber gegen diesen kommt er nicht, bei Weitem nicht! Aber so geht's in der Welt! Wenn Juan Rothstift nach Madrid gegangen wäre, wär's ihm ganz anders geglückt. Wenn sie dies Porträt sähen! Ein stattlicher Herr! Paternoster — —“

Das Uebrige sagte er leise.

„Was Du thust,“ sagte Doña Braulia zu ihrer Tochter, fest versichert, daß der Pater es nicht hörte, „ist sehr albern, und kein junges Mädchen von guter Edition*) thut so Etwas. Thust Du das noch einmal, so versetz' ich Dir einen Kniff, daß Du alle

*) Sie will sagen Education.

zehn Finger danach lecken sollst; Du sollst mir fein werden, oder es müßte mit unrechten Dingen zugehen! Daß Dich das Wetter — —!“

„Mutter, gib Dich nicht mit dem Feinen ab, das zerbricht. Gib mir eine Weintraube; Du verwahrst sie ja, als wenn sie von Gold wären.“

„Feine Leute essen nicht außer der Zeit,“ *) entgegnete die sparsame Dame.

„Pater Nolasco,“ rief das junge Mädchen aus, „Mutter will mir keine Trauben geben; sie sagt, das sei sehr albern und unehrenhaft. Nicht wahr, mein Onkel Marcelino, der doch ein feiner Mann war, aß Trauben bis er satt war.“

„Das ist wahr,“ antwortete Pater Nolasco, bei seinen Erinnerungen lächelnd; „die Muscatellertrauben wurden haufenweise aus dem Weinberge geholt.“

„Und da man von Trauben fett wird, so wird er wohl so dick wie ein Ziegenlamm mit zwei Müttern geworden sein,“ bemerkte Röschen seufzend.

„Heuer (ich meine dies Jahr) ist der Muscateller nicht gerathen,“ sagte Doña Braulia.

---

*) Im Original steht hier ein unübersetzliches Wortspiel. Doña Braulia will sagen à deshora (zur Unzeit), sagt aber fälschlich à deshonra (zur Unehre). Darauf beziehen sich Rosa's folgende Worte. Anm. d. Uebers.

„Lüge!“ murmelte Rosa.

„Was sagst Du?“ fragte Pater Nolasco.

„Ich sage, ob es Euch nicht vorkommt,“ rief die Kleine laut, „als hätte der Onkel an den Schläfen ein paar Pflaster gegen Kopfschmerzen, wie die Zigeunerinnen, und eine große Fliege an der Nase.“

„O nein,“ antwortete Pater Nolasco, das Gemälde ansehend. „Wie er leibt und lebt! Das ist ganz seine Hand. Die Hand hat Manchem geholfen, der sie jetzt vermißt. Mir schenkte er diesen Rock und sagte: Pater Nolasco, tragt ihn in Gesundheit auf. — Lebt, so lange ich ihn trage, antwortete ich. — Aber mein Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen und auch der seinige wird nicht in Erfüllung gehen, denn der Rock wird länger leben als ich! Ein stattlicher Herr,“ fügte er seufzend hinzu: „Gott hab' ihn selig! Paternoster —“

„Au! au!“ schrie Rita davon laufend, denn sie hatte an ihren Armen die feine Berührung der feinen Finger ihrer feinen Mama gefühlt.

Den Tag darauf kam Dolores in's Haus, traurig und schüchtern, aber mit der redlichen Absicht, sich Liebe zu erwerben und ihre Pflicht zu erfüllen.

Binnen Kurzem hatte Rosa sie ungemein lieb gewonnen, und Doña Braulia war sehr mit ihr zufrieden, denn außerdem, daß sie verschwiegen, geschickt und reinlich war, hatte sie für die sparsame und „feine" Dame zwei ganz vortreffliche Eigenschaften: sie aß wenig und war nicht linkisch. Eines Tages sagte sie zu ihrer Tochter:

„Dolores ist recht gut, aber ein wenig langsam; sie hat so viel Kraft wie eine erstarrte Fliege und geht wie ein Käfer durch den Theer."

„Ei über Deine Eigenheiten, Mutter!" rief Rosa laut lachend aus. „Magst Du auch noch so oft sagen obgleich, Du kommst immer wieder auf Dein letztes Wort zurück."

„Ich wollte sagen, sie ist umständlich," erwiederte Doña Braulia beschämt.

„Aber willst Du denn, Mutter," antwortete Rosa lebhaft, „daß Alles fertig sein soll, ohne daß es gethan wird, oder daß sie wie jene fromme Frau in Sevilla nach einem Tranke Eier legen soll?"

„Man sagt nicht Mutter, man sagt Mama oder Mamachen."

„Um Gotteswillen geh' mir mit dem Papa und Mama; das ist für Leute, die eine schlechte

Aussprache und eine dicke Zunge haben; meine Sprache ist deutlich und meine Zunge geläufig."

„Hör' Einer das unverschämte Kind! Wo hat die Erbse den Schnabel her?"

„Nun, willst Du etwa einen Affen aus mir machen? Damit ist's Nichts, Mutter. Arbeiten will ich wie ein galizisches Maulthier, aber ich bin ein zu edler Most zum Destilliren," antwortete Rosa.

„Ich will nicht, daß Du arbeitest; dazu habe ich ein Mädchen," erwiederte die Mutter. „Nähen sollst Du; das thust Du noch sehr schlecht, denn zwischen einem Stich und dem andern hat ein altes Weib Platz."

Dolores verlebte in dem Hause ein ruhiges und man hätte sagen können zufriedenes Jahr, hätte nicht ihr Herz die Erinnerung an ihre Mutter wie ein trauriges Aschenhäuflein und die an Lorenzo und Thomas wie zwei lebhafte, durch die Unruhe bewegte Flammen bewahrt.

Eines Tages sagte Rosa plötzlich zu ihr:

„Dolores, hast Du einen Bräutigam?"

Bei den Landleuten ist die Liebe, als stete Vorläuferin der Ehe, etwas so Natürliches, Erlaubtes und Gesetzmäßiges, daß Diejenigen, welche

in Liebe verbunden sind, es niemals leugnen. Deshalb antwortete Dolores aufrichtig:

„Ja, ich habe einen.“

„Du Glückliche!“ erwiederte Rosa. „Aber wo ist er denn, ich habe ihn ja noch nicht gesehen?“

„Er ist auswärts.“

„Auswärts? Ach! Wie weißt Du denn aber, daß er Dein Bräutigam ist?“

„Wie er weiß, daß ich seine Braut bin; weil wir uns lieben.“

„Ein Bräutigam, der auswärts ist . . . ist wie ein Stieglitz, der nicht singt. Wozu nützt das? Ich mag das nicht. Wenn ich einen Bräutigam hätte, so müßte er mir Musik machen und wir müßten uns recht bald verheirathen.“

„Und warum hast Du denn so große Lust, Dich zu verheirathen?“

„Nun, warum denn sonst, als um unter der Ruthe meiner Mutter wegzukommen, die langweiliger ist als eine Nachmittagsfliege. Aber, mußt Du wissen, wenn Dein Bräutigam kommt, . . . wie heißt er?“

„Lorenzo.“

„Lorenzo Lopez? Ach Jesus! Das soll ja aber ein bitterböser Mensch sein! Da bist Du schön an-

gekommen! Arme Dolores! — Wenn nun aber Lorenzo kommt, mein' ich, und Dich besuchen will, so stirbt meine Mutter vor Wuth, wie ein Sperling; denn ich glaube, sie bildet sich ein, alle Bräutigams in der Welt sind Mörder. Ich bin überzeugt, mein Vater ist ihr Mann geworden, ohne ihr Bräutigam gewesen zu sein."

„Er wird nicht in's Haus kommen," sagte Dolores mit sanftem Lächeln.

„Du wirst ihn aber auch nicht am Fenster sprechen können, wenn sie es erfährt; ich sage Dir, meine Mutter glaubt, daß die Bräutigams die Pest mitbringen."

„Ich werde nicht an's Fenster gehen, Fräulein," sagte Dolores.

„Nenne mich nicht Fräulein, wenn meine Mutter nicht dabei ist; ich habe Dir das schon mehr als elftausendmal gesagt. Meine Mutter, die dicke Tonne, die in ihrem Leibchen oder Corset und ihrer Spitzenmantille aussieht wie ein schlechtgewickeltes Knäuel, will gern die große Dame spielen, und das „Madam" paßt für sie, wie für mich das Schleppkleid der Infantin; so geht ihr's in Allem. Die süßen Speisen, die sie früher machte, konnten auf des Königs Tafel kommen, Eiercreme, Milchreis,

Beignets, Honigkuchen, Milchgebackenes und Torten machte Niemand so gut als sie. Jetzt backt sie nur noch Buines*) und die verbrennt sie alle oder backt sie nicht gar und sie sind ungenießbar.

Da Du nun aber einen Bräutigam hast, Dolores, könntest Du vergnügt und zufrieden sein; Du siehst aber immer aus wie die heilige Jungfrau „von den Aengsten“ und sprichst, lachst und singst in Deinem ganzen Leben nicht.“

„Es gab eine Zeit,“ sagte Dolores, „wo ich lachte und sang. Aber ich habe ja meinen Vater verloren, der ertrank, und meine Mutter ist allein und verlassen auf dem Strand umgekommen; mein lieber Bruder ist auf der See und so fern von mir, seine Abwesenheit dauert schon so viele Jahre und kann ewig dauern; Lorenzo hat Soldat werden müssen und ist auch fort; wie soll ich da sprechen, singen und lachen, Rosa?“

„Das ist wahr,“ sagte Rosa, und in ihre Augen trat eine helle Thräne; „arme Dolores! Aber tröste Dich, Mädchen, die Todten sind bei Gott und die Lebenden werden wiederkehren.“

„Amen!“ antwortete Dolores seufzend.

---

*) Ein gewisses in Andalusien gebräuchliches Gebäck.
Anm. d. Uebers.

Zwölftes Capitel.

Eines Abends war Dolores im Garten beschäftigt, welchen die sparsame Senora Braulia, die den Vorzug besaß, daß ihr der Geist des heutzutage so viel gepriesenen Positivismus angeboren war, in einen Obstgarten verwandelt hatte. Dicke, kräftige, enggepflanzte Kohlköpfe ersetzten die Myrthen; schlappblättrige Zwiebeln verpesteten den Platz, den früher die Veilchen mit ihrem Duft erfüllt hatten und dickbäuchige weiße Rüben hatten die reizenden Georginen von dem ihrigen verdrängt.

Wie man denken kann, war die Tochter in Verzweiflung gewesen und hatte über die ausgerissenen Blumen ihre ersten Thränen vergossen.

„Nun sieh,“ sagte sie in schmerzlichem Tone zu ihrer dicken Mutter, „nun hast Du's mit den Blumen gemacht, wie Sextus Quintus, der nicht einmal Chri=

stum verschonte; jetzt ist im Garten keine Rose mehr, außer mir. Ich wollte, daß alle Deine Kohlköpfe die Schwindsucht bekämen, all Dein Salat vertrocknete und Deine Rüben verfaulten."

Der Abend war trübe und der Wind, der schon zu stöhnen begann, kündigte den Winter an. Dolores blickte zu den Wolken, die rasch dahinzogen wie Abtheilungen eines Heeres, das sich zum Kampfe rüstet; das Brausen der Meereswogen, die sich unruhig bewegten, schlug deutlich an ihr Ohr, während eine am südlichen Horizonte stehende Wolkenschicht allmälig ihren düstern Schatten durch die Atmosphäre verbreitete.

„Wo, wo," dachte sie, „mag meinen armen Thomas der Sturm treffen, der sich naht? Auf dem Meere, auf der Erde oder im Grabe? Vielleicht werde ich diesen geliebten Bruder nie wieder sehen."

In diesem Augenblicke hörte man an die Hausthür klopfen und Dolores lief hin um zu öffnen. Unter dem Thürdache stand ein großer, schlanker junger Mensch in sauberer Matrosenkleidung. Die catalonische Mütze saß stattlich auf seinem blonden Lockenhaare; über seine gebräunten aber rosigen Wangen liefen zwei Thränen, welche abstachen

mit der Herzensfreude, die um seinen hübschen Mund lachte.

„Kennst Du mich nicht?“ sagte er zu Dolores, die ruhig wartete, daß er ihr den Zweck seines Kommens sagen sollte.

Beim Tone der Stimme stieß Dolores einen Schrei aus, der aus der tiefsten Seele kam und mit den Worten: „Mein Bruder,“ stürzte sie dem jungen Seemann in die Arme. Aber dieses innige Glück wurde unterbrochen; Dolores' lange an Leiden gewöhnte und durch unaufhörliche Arbeit geschwächte Fibern konnten eine so plötzliche Freude nicht ertragen und sie sank bewußtlos nieder.

Auf den Schrei waren Dona Braulia und Rosa herzugeeilt.

„Was ist das? Was ist das? Wer bist Du, junger Mensch?“ rief Jene.

„Ich bin ihr Bruder, Señora,“ antwortete Thomas.

„Wenn das wäre, hättest Du sie nicht so erschreckt.“

„Aber, Señora . . .“

„Fort, fort, Du hast keinen Taufschein in der Hand und Gott weiß, was Du für Absichten haben magst.“

„Mutter," sagte Rosa entschieden, „das ist Thomas, Dolores' Bruder; man braucht ihn ja nur anzusehen, um ihn zu kennen; sie sehen sich ja ähnlich wie eine Rose von seiner Farbe einer weißen Rose."

„Halt den Mund, Naseweis," sagte ihre Mutter, „und hole Essig zum Riechen für Dolores. Und Du," fügte sie zu dem Matrosen gewendet hinzu, „verschwinde, denn Du bist hier übrig. Das wäre mir recht! als ob man nur so ohne Weiteres in fremde Thüren hineinzugehen brauchte!"

Man hätte sagen sollen, ein prophetischer Instinkt habe die Wittwe bewogen, den hübschen jungen Matrosen so grob abzuweisen, denn wenn auch ihr Geld und ihr Silberzeug durch seine Gegenwart keine Gefahr liefen, so doch ein Schatz von weit größerm Werthe.

Wer hat nicht mit Vergnügen und Interesse jene weißen Streifen, jene rothen Wölkchen am Himmel umherziehen sehen, ohne ausmitteln zu können, welche Dünste sie gebildet, welche Lüftchen sie emporgehoben und ihnen ihre Richtung gegeben haben?

Ihnen ähnlich wollen wir gleich jetzt, ohne Ursachen, Anlässe und Beweggründe dafür zu suchen,

die süße, zarte und rosige Liebe des jungen Seemanns und der jungen Rosa vorführen.

Dolores hatte sich dieser Liebe widersetzt, über welche Doña Braulia außer sich gewesen sein würde; aber weder Röschen noch ihr Bruder hatten darauf gehört. Unglücklicher Weise ist guter Rath, der einer entstehenden Liebe widerspricht, ein Tropfen Oel in's Feuer; er nährt sie nur.

„Rosa,“ sagte Dolores, „bedenke, daß diese Liebe keinen Boden hat und kein gutes Ende nehmen wird; Deine Mutter wird nur einen reichen und vornehmen Herrn zum Schwiegersohne haben wollen.“

„Nun, wenn sie auf einen vornehmen Schwiegersohn rechnet, so irrt sie sich gewaltig,“ antwortete Rosa. „Mir gefallen die Vornehmen nicht. Vor Kurzem war hier eine Schaar junger Herrchen aus Cadix. Heilige Jungfrau! Und was für Herrchen! Sie trugen Hüte ohne Form und Manier, mit ungeheuren Krempen, die Arme hingen ihnen am Leibe nieder, ihre Röcke waren so weit wie Fuhrmannskittel und sie gingen so verdreht und schlotterig wie der heilige Serapius. Einer wollte mir etwas Schönes sagen, ich antwortete ihm aber: Lassen Sie sich über den Leisten schlagen, Señor, denn Sie sind

ganz aus der Façon gekommen. Nein, nein, Dolores, die vornehmen Herren sind für die vornehmen Frauenzimmer in Haube und Mäntelchen; jedes Schaf halte sich zu seines Gleichen, Schwester."

So bestand denn diese kindische Liebe ganz aus zarten Blättern und Eintagsblumen, nur der Wille nicht, der den Stengel bildete.

Nicht nur hatten Beide sich zu einander hingezogen gefühlt wie zwei Bächlein, die von derselben Anhöhe herunterfließen, um sich im Thale zu vereinigen und ihren muntern Lauf zwischen den Oleandern und dem Rasen fortzusetzen, sondern auch weil Thomas das dringende Bedürfniß gefühlt hatte, seinem leicht beweglichen Herzen einen Anker anzulegen und Rosa, weil es ihr lebhaftes Vergnügen machte, ihrer Mutter durch die That — wie bisher schon durch Worte — zu beweisen, daß sie in Beziehung auf ihre Ansichten über Bräutigams durchaus verschiedener Ansicht von ihr war. Daher wußte sie mit der größten Geschicklichkeit und dem innigsten Vergnügen den grimmigsten aber sorglosesten Argus von der Welt zu hintergehen und vom Fenster aus mit Thomas zu sprechen. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir indessen sagen, daß bei diesen unerlaubten Zusammenkünften, die nicht sehr ernsthaft

und noch weniger sentimental waren, nicht vorzugsweise von Liebe die Rede war, und daß das Lachen dabei den Vorsitz führte. Sie pflegten folgender Art zu sein

„Was hast Du?“ fragte der Bräutigam die Braut, wenn er fand, daß sie nicht im Stande war ein Wort zu sprechen, nicht vor Rührung, noch weniger vor Verwirrung, sondern weil sie vor Lachen ersticken wollte.

„Was soll ich haben?“ antwortete Rosa. „Eben im Augenblicke sagte meine Mutter zum Pater Nolasco: Mein Kind — denk einmal: „mein Kind,“ und dabei bin ich vierzehn Jahr weniger zwei Monate und zwanzig Tage alt — mein Kind, sagte sie, kennt noch nicht einmal das Wort „Liebe;“ mein Kind soll fünfundzwanzig Jahr alt werden, ohne auch nur einmal einem Manne in's Gesicht zu sehen; dafür werd' ich sorgen. — Und ich werde dafür sorgen, Frau Mutter — dachte ich bei mir selbst — daß ich nicht sechzehn Jahre alt werde, ohne Dir einen Enkel geschenkt zu haben. Bis dahin bist Du schon Steuermann und kannst heirathen; nicht wahr, Thomas?“

„Natürlich! Indessen müssen wir bedenken, Rosa, daß Du und Deine Mutter für mich sehr

hoch steht und daß Deine Mutter nicht wollen wird."

„Was hoch! Ei ja! Onkel Miguel Lachugas, der ausruft: „Wunderschöne Fächer zu verkaufen; wenn's Papier zerreißt, bleibt der Stiel," ist meiner Mutter leiblicher Vetter. Aber wenn sie nicht will, führst Du mich mit Gewalt in die Kirche ... und damit gut."

„Und was hast Du Deiner Mutter geantwortet?" fragte Thomas.

„Was ich geantwortet habe? Merk' auf. Ich sagte zum Pater Nolasco: Pater, seht einmal meinen Onkel an. Der Pater sah ihn an und sagte: „Ein stattlicher Herr," und betete ein Paternoster für ihn, wie immer, wenn er ihn ansieht. Ich hatte mich fern von meiner Mutter hingestellt, denn jedesmal wenn ich meines Onkels Namen nenne, kneift sie mich."

„Ei was! Und warum denn?"

„Weil ich es nur thue, damit Pater Nolasco ein Paternoster für ihn beten soll; und darüber wird meine Mutter böse, anstatt mir dankbar zu sein, daß ich ihm das Gebet für seine Seele verschaffe; denn seit sie geerbt und sich auf die „Feinheit" gelegt, hat sie ein Gemüth bekommen wie ein Drache."

„Aber … zur Sache zu kommen. Du antwortetest also Deiner Mutter, indem Du die Aufmerksamkeit des Pater Nolasco auf das Bild Deines Onkels lenktest?“

„Nur Geduld, wird schon kommen; das geht ja nicht Alles wie ein Flintenschuß. Ich sagte also zum Pater Nolasco, als er sein Gebet beendet hatte: Pater, habt Ihr in Eurem ganzen Leben einen häßlichern Mann gesehen, als meinen Onkel? — Jesus! was für ein Frevel, sagte meine Mutter — die, wie Du weißt, die feine Dame spielen will und eben so fein ist als ich, denn wir Beide sind so fein wie ein umgekehrter Saumsattel — was ist denn an meinem Bruder häßlich? — Alles, antwortete ich, besonders aber die Augenbrauen, die wie ein Katzenschnurrbart aussehen und die Farbe wie gekochte Quitten. — Er war nicht häßlich, es war ein schöner Mann, sagte Pater Nolasco, der eben so hübsch ist, wie er war. — Nun wißt, sagte ich, er ist so häßlich, weil er sich nie verheirathet hat. — Geh, geh in den Garten und begieß den jungen Salat, altkluges Ding, sagte meine Mutter. Ich freute mich, daß ich weggeschlagen war wie ein Gummiball, lief fort und kam schneller als das Licht hierher; die Mutter aber lief mir nach und schloß

mich ein. Ich lache; und soll ich darüber etwa nicht lachen? denn siehst Du, der Ochs, der mich auf die Hörner genommen, hat mich an eine gute Stelle geworfen; denn hier halte ich Liebeszwiesprache, etwas, wozu ich immer große Neigung gehabt habe und das mir mehr gefällt, als eine gesungene Messe. Ehe Du da warst, fing ich an zu singen:

Zum Plaudern brauchts Witz,
Zum Singen Schwung,
Um Mädchen zu fangen
Beurtheilung.

Sieh, Thomas, ich konnte die Zeit gar nicht erwarten, Dir das zu sagen."

„Was?"

„Das ich äußerst vergnügt bin."

„Worüber?"

„Ich weiß es selber nicht!"

„Nun, ich bin es auch, aber ich weiß warum."

„Warum denn?"

„Weil Du meine Braut bist."

„Das glaub ich wohl."

„Und auch weil der Capitän mir gesagt hat, daß er mich als Matrosen mitnehmen und mich in der Steuermannskunst unterrichten will."

„Wohin will er Dich denn mitnehmen?“

„Nach Hamburg.“

„Also noch einmal nach Indien?“

„Nein, das liegt wo anders.“

„Noch weiter?“

„Nein, näher; da oben hinauf.“

„Geh mit Gott! Aber merke Dir, daß ich nicht will, daß Du wieder nach Montevideo gehst, denn Pater Nolasco sagt, wer das einmal sieht, der sieht's nicht zweimal.“

„Kümmere Dich nicht um das, was Pater Nolasco sagt, wenn von Seereisen die Rede ist; denn er hat solch eine Furcht vor dem Wasser, daß ich überzeugt bin, selbst das Taufwasser erschreckt ihn.“

„Ich habe Dir Etwas zu sagen, Thomas.“

„Und ich Dir, Rosa.“

„Nun, dann fang Du an.“

„Nein, Du; der Unterrock geht voran.“

„Es ist ein Räthsel; was gilt's, Du räthst es nicht?“

„Wollen sehen.“

„Nun dann paß auf.

Ich und meine fleiß'ge Schwester
Geh'n im Tact denselben Weg,
Mit dem Schnabel stets nach vorne,
Mit den Augen hinterwärts.“

„Der Schnabel nach vorn? Die Augen nach hinten? Das wird wohl der Pfau sein?“

„Was für ein Unsinn! Sind das etwa zwei Schwestern? Die Schere, ... Einfaltspinsel, die Schere! — Sag Du mir eins, ich mag sie so gern, rasch.“

„Eine schöne Dame
Läuft dem Glücke nach.
Schneidet ohne Scheere,
Nähet ohne Nadel.“

Rosa wurde nachdenklich und murmelte:

„Eine schöne Dame? ich. Läuft dem Glücke nach? ich. Schneidet ohne Scheere? ... ein Kleid; ich. Aber das Nähen ohne Nadeln ... ich kann's nicht herauskriegen.“

„Hast Du mich denn nicht ohne Nadeln hier vor Deinem Fenster angeheftet, Mädchen?“

„Ja sieh, das ist wahr.“

„Aber das ist es nicht, Du hast's nicht getroffen.“

„Nun, was ist es denn?“

„Der Nachen.“

„O Jesus! Meine Mutter!“ rief Rosa, „und wenn die mich hier findet, so bekomme ich Schläge — daran ist mir Nichts gelegen — aber sie wird

das Fenster zumauern lassen, und daran ist mir viel gelegen."

Mit diesen Worten lief sie weg, kehrte aber schnell wieder um und sagte:

„Vergiß ja nicht, Thomas, wenn Du von der See zurückkommst, mir kleine Heuschrecken mitzubringen."

Und leicht und unhörbar wie ein Hauch war sie verschwunden.

Wie viel Sünden verdammt die Lästerung als Todsünden, die eben so verzeihlich sind wie die erzählte! Und wie viele Mädchen gefährden durch Mangel an Vorsicht und Zurückhaltung ihren Ruf!

Dreizehntes Capitel.

Während Rosa und Thomas ihren Kranz von Frühlingsblumen wanden, war die Zeit erschienen, wo im Jahre 1850 ein Theil der Armee zeitweilig entlassen wurde und die beiden Brüder Lopez Urlaub erhielten, um in ihre Heimath zu gehen. Um ihre Familie zu überraschen, beschlossen sie, selbige nicht davon zu benachrichtigen; Lorenzo betrachtete die Ueberraschung nicht nur als Mittel zur Erhöhung der Freude, sondern er hatte dabei auch die Absicht, keine Zeit übrig zu lassen, daß ihm irgend etwas von dem während seiner Abwesenheit Vorgefallenen verborgen werden könnte.

Es war ein Sonntag. Der Tag neigte sich zu Ende, um der Nacht Platz zu machen; die Sonne wollte zur Ruhe gehen, als ob ihre goldene Strahlenkrone ihr zu schwer würde. Der Wind war, mit

dem kalten Hauche der Nacht geschwängert, frischer geworden. Die Schwalben hatten die Schaar der Luftbewohner schon laut zur Ruhe gemahnt, und nur die scheue und am Tage verfolgte Eule klagte in ihrer Einsamkeit, gleich dem Paria, über das abgeschiedene Leben ihres Geschlechts. Die Wellen breiteten sich träge über den Strand und stimmten den Ton ihrer Donnerstimme zu einem ruhigen und eintönigen Gesange herab. Einer nach dem Andern, gleich den Worten des Schüchternen, erschienen die Sterne, um das Wort Ruhe an das Himmelsgewölbe zu prägen.

Zwei junge Männer wanderten leichten und festen Schrittes den kahlen und flachen Weg von Sanlucar nach Rota, ihren Gang mehr und mehr beschleunigend, als ob jeder Gegenstand, den sie erblickten, sie erkannt hätte und ihnen zuriefe: „Macht, daß Ihr hinkommt."

„Es thut mir doch jetzt leid," sagte der Aeltere, „daß ich der Mutter unser Kommen nicht gemeldet habe; die arme Frau kann jetzt plötzliche Erschütterungen nicht vertragen."

„Nun, mir thut's nicht leid," erwiederte der Jüngere; „denn die Freude belebt, und auf diese Weise werde ich mich überzeugen, wie Dolores sich beträgt."

„Still, Lorenzo, still! Dolores ist ein Kleinod, das Du Mißtrauischer gar nicht verdienst.“

„Esteban, das Sprichwort sagt: Sieh Dich vor mit den Frauen und traue auch den besten nicht. Dolores ist gegen meinen Wunsch bei Doña Braulia in Dienst gegangen; den Grund davon haben wir nicht erfahren können und irgend einen Grund muß es doch haben; sie hat nicht für gut befunden, ihn mich wissen zu lassen, sie weicht aus, und ein Eisen, das wackelt, dem fehlt ein Nagel und es sitzt nicht fest. Wozu in ein fremdes Haus gehen, da sie doch bei der Mutter bleiben konnte? Indem ich mir so Eins mit dem Andern zusammenreimte, habe ich endlich aus der unklaren Geschichte so viel abgenommen, daß in der Knospe ein Wurm steckt.“

„Du bist wie der Prophet Jeremias, der das Unglück vorher ankündigte, ehe es in die Welt kam. Deine Frau ist schön dran! Die wird sehr unglücklich werden. Arme Dolores! In Dienst ist sie gegangen, aber bei wem, Mensch? Bei der Wittwe Doña Braulia, die nur eine kleine Tochter hat und zurückgezogener und tugendhafter lebt, als die heilige Monica.“

„Ich sage Nichts gegen die Wittwe; aber was in dem Hause vorgehen mag, weiß Mutter nicht.“

„Bruder,“ sagte Esteban, „grüble nicht weiter, sondern denke das Beste; wir glauben oft Dinge, die gar nicht sind und gewesen sind. Aber Deines Mißtrauens wegen hättest Du wohl verdient, daß Dolores Dich hätte sitzen lassen, Lorenzo.“

„Das solltest Du auch nicht einmal im Scherze sagen, Bruder, denn Scherz ist es, macht aber böses Blut.“

Es war dunkel geworden, als sie im Dorfe ankamen.

„Wir wollen vor dem Hause der Wittwe vorbeigehen,“ sagte Lorenzo.

„Nachher kannst Du dahin gehen, Mensch,“ antwortete Esteban. „Zuerst wollen wir nach Hause gehen; der Vater kommt vor dem Gevatter.“

„Bruder,“ erwiederte Lorenzo, sich zur Linken wendend, „es sind ja nur ein paar Schritte um! . . .“

Esteban war unschlüssig; um aber nicht allein in sein Haus zu treten, folgte er seinem Bruder in einiger Entfernung.

Dieser hatte sich dem Hause der Wittwe genähert und sah am letzten Fenster einen Mann vor dem Gitter.

Da es dunkel war und der Mann ihm den

Rücken zugedreht hatte, konnte er nur sehen, daß er groß und schlank war.

Bei dem Anblicke riß er weit die Augen auf; eine Wolke trat vor seinen Blick, sein Körper bebte, wie die Erde, ehe die Lava sich einen Weg bahnt. Er näherte sich, ohne daß das Geräusch seiner Schritte den Mann vor dem Gitter zu stören schien.

„Esteban wußte etwas!“ murmelte Lorenzo zwischen seinen zusammengebissenen Zähnen.

„Also,“ sagte der am Gitter mit einer Stimme, die sich nicht darum kümmerte, daß sie gehört wurde, „Du wirst mich immer lieben?“

„Bis in alle Ewigkeit,“ murmelte eine sanfte und muntere weibliche Stimme.

„Und Du wirst mich heirathen?“

„Natürlich.“

„Auch wenn sich Jemand widersetzt?“

„Und wenn sich der König und seine ganze Armee unter Anführung des Pater Nolasco dem widersetzte.“

„Jesus steh' mir bei! Ich sterbe!“ schrie der unglückliche junge Mann und stürzte zu Boden.

„Und durch mich!“ sprach Lorenzo mit schauerlicher und zorniger Stimme. „Wollen sehen, ob Ihr

Euch heirathen werdet, ohne daß sich Derjenige widersetzt und es verhindert, der es kann."

„Lorenzo, Bruder, warst Du es?" stöhnte leise der Verwundete, der seinen Angreifer erkannte.

„Gott des Himmels! Wer nennt meinen Namen?" rief zitternd und voll Entsetzen Lorenzo aus.

„Ich, ich, Thomas, kennst Du mich nicht?"

„Du, Du," stammelte Lorenzo, mit den Zähnen klappernd, hervor, indem er sich auf den Verwundeten warf und mit Entsetzen die hübschen, kindlichen Züge von Dolores' Bruder erkannte. Da sprang er in die Höhe, streckte die Arme zum Himmel und rief im Wahnsinne der Verzweiflung aus: „Gott mag mich verfluchen!"

„Nein, nein," sprach der Verwundete mit matter Stimme, „er möge Dir verzeihen, wie ich Dir verzeihe."

Und der arme Knabe verlor die Besinnung.

„Flieh', Bruder, flieh'," sagte Esteban, der mitten in seiner Seelenangst ruhige Ueberlegung behalten hatte, als er sah, daß auf Rosa's Schreien Leute herzuliefen; — „fliehe, ich werde für den Unglücklichen sorgen, und Gott gibt vielleicht, daß er gerettet wird; fliehe," fuhr er fort, seinen Bruder, der sich mit geballten Fäusten vor die Stirn schlug,

nach einer kleinen Gasse hindrängend, „willst Du Vater und Mutter tödten?“

Lorenzo verschwand im Dunkel der Nacht.

Kaum hatten sich einige Leute versammelt, als Esteban überlegte, daß er, wenn er allein zu Hause erscheine, Verdacht gegen seinen Bruder erwecken würde, und daß er sich daher entfernen und Lorenzo, der des Trostes und der Leitung bedürfe, aufsuchen müsse.

Er schlich sich daher aus der zusammengelaufenen Menge weg; dennoch aber hatten Einige ihn gesehen und ihn sich sogar gemerkt, wenn auch ohne ihn zu erkennen.

Vergebens durchstreifte Esteban die Umgegend; er fand seinen Bruder nicht. Er wandte sich nach Sanlucar, wo er am folgenden Tage seine Nachforschungen fortsetzte, ohne in seiner Verwirrung zu bemerken, daß er beobachtet wurde, und am Abend, als er aus der Schenke, in die er gegangen war, um zu hören, was man sprach, heraustrat, um zu sehen, ob er etwas von seinem Bruder oder dem Zustande des Verwundeten in Erfahrung bringen könnte, wurde er verhaftet.

Vierzehntes Capitel.

Dolores pflegte die Sonntagsabende immer bei der Familie Lopez zuzubringen; seitdem aber Thomas angekommen war, sah sie diesen Feierstunden mit der größten Ungeduld entgegen, weil sie dieselben an der Seite ihres Bruders verlebte, der in seinem alten Zimmer wohnte, wohin er sich nach seiner Landung grades Wegs begeben hatte, und von wo ihn die Lopez, die ihn als ihr eigenes Kind betrachteten, nicht wieder fortließen. Die beiden Geschwister hatten, wie immer, den Abend damit zugebracht, daß Dolores von ihrer armen Mutter sprach, und Thomas hinwiederum durch eine lebendige und heitere Schilderung seiner Reisen, seiner Erwerbungen und Schicksale sie zu zerstreuen suchte.

„Das ist Alles recht gut, Montevideo," sagte Pater Nolasco, „wäre es aber nicht besser gewesen,

Du hättest keine dieser Fährlichkeiten durchgemacht, wärst ruhig und in Gottes Schutz zu Hause geblieben und hättest Pater Gil Piñones Schweine gehütet?"

„Pater Nolasco," antwortete Thomas, „seht Ihr jene Wolken?"

Pater Nolasco sah nach dem Himmel und antwortete:

„Ich sehe sie ... und was nun?"

„Dann sagt ihnen, sie sollen stillstehen; wir wollen sehen, ob sie es thun."

„Was ist das für ein Vergleich! Die haben einen Treiber, der sie nicht ruhen läßt."

„Nun, Pater, ich habe auch einen, der mich nicht ruhen läßt."

„Hat man je solch' einen Eidechsenschwanz gesehen! Dir geht's mit dem Meere ganz eben so wie den Schmetterlingen mit dem Lichte; Du wirst nicht eher ruhen, als bis es Dich mit seinem großen Rachen verschlungen hat."

„Schlaf' wohl, Dolores," sagte bei anbrechender Dunkelheit Thomas.

„Willst Du schon fort?" fragte sie traurig.

„Ich muß," erwiederte ihr Bruder mit wichtiger Miene.

„Er kann ja nicht ruhen!“ bemerkte Pater Nolasco brummend.

„Thomas, Thomas,“ sagte seine Schwester, welche wußte, wohin er ging, „Du willst also auf meinen Rath nicht hören?“

„Ei,“ erwiederte Thomas lachend, „Du willst wohl den Pater Nolasco fortsetzen. Nun, ich will Dir auch einen Rath ertheilen und zwar den Vers:

Laß die Wolken weinen
Und die Sonne scheinen.
Laß dem Alten den Klagerguß
Und dem Jungen den Liebesgenuß.“

„Wenn ich eine Königin wäre und eine Prinzessin zur Tochter hätte, so würde sie mir immer noch nicht gut genug für ihn scheinen,“ sagte Dolores, ihrem Bruder nachblickend.

„'S ist aber auch ein prächtiger Junge geworden,“ antwortete Tante Melchora; „ich werde nicht müde, ihn anzusehen.“

„Und er ist noch ganz der Alte,“ fügte Katharina hinzu; „derselbe Witz, dieselbe Freundlichkeit, Fröhlichkeit und Sanftmuth.“

„Es ist wahr,“ sagte Pater Nolasco; „es fehlte ihm nichts, wenn er nicht so eigensinnig wäre.“

In derselben Stunde, wo die oben berichtete

Katastrophe vorging, war Dolores im Begriff, nach dem Hause ihrer Herrin zurückzukehren, als sich der schreckliche Ruf! Ein Verwundeter! im Orte verbreitete.

Die Wirkung, die dieser schaurige Ruf in einem Dorfe hervorbringt, ist in hohem Grad ergreifend. Gesang, Gelächter und Spiel hören sofort auf und an ihre Stelle tritt ein finsteres Schweigen, nur unterbrochen durch Ausrufe des Bedauerns und Schauders; aus allen Häusern sieht man bleiche und verstörte Frauen hervortreten, die sich erst auf der Straße die Tücher umbinden und dem Orte des Unglücks zueilen, angstvoll murmelnd: Mein Mann! Mein Sohn! Mein Bruder! Ist es ein Streit und kommen sie an, ehe er zu Ende ist, so sieht man sie, wie echte Heldinnen, nicht aus Prahlerei, sondern aus Liebe, sich kühn zwischen die Kämpfenden werfen, ohne ihre Dolche oder ihre blinde Wuth zu fürchten, ein Beweis, daß das Ideal, zu welchem die Gefühle des Herzens gelangen können, sich vollkommener und heiliger in der Wirklichkeit findet, als in den romanhaften Schöpfungen; denn das Ideal der Empfindung liegt im Herzen, aus welchem dieselbe ausbricht, nicht in dem Kopfe, der das Ideal schafft.

„Es ist Thomas, Thomas, der Sohn der armen

alten Thomasa," sagten einige Frauen, die über die Straße gingen.

„Was sagen sie?" fragte Dolores, zu deren Ohren die Namen ihres Bruders und ihrer Mutter gelangten. „Was haben sie gesagt?" fragte sie noch einmal und sank auf einen Sessel, denn sie konnte sich nicht auf den Füßen halten.

Katharina war nach der Hausthür gestürzt und lief wie außer sich hinter den Frauen her, die vorübergegangen waren.

„Ich habe es nicht recht verstanden," antwortete Tante Melchora, welche die beiden Namen auch gehört hatte, der armen Dolores, die mehr todt als lebendig war.

Pater Nolasco hatte Nichts gehört und Onkel Mateo war im Hofe.

Da näherte sich langsam und schweigend eine Schaar von Männern, auf einer Leiter den Verwundeten tragend, der ohne Besinnung dalag. Er war weiß wie eine herabgefallene Jasminblüthe und schien schmerzlos und unverletzt zu schlafen.

„Mein Bruder!" rief Dolores mit erstickter Stimme, mit krampfhafter Heftigkeit die Hände auf der Brust faltend.

„Thomas! Jesus! ..." rief voll Schmerz der

alte Mateo, „welcher Bösewicht hat den Unschuldigen verwundet?“

„Man weiß es nicht,“ antworteten die Männer.

„Thomas! Mein Sohn, hörst Du mich nicht?“ sagte Pater Nolasco, die starren Hände des armen Knaben zwischen die seinigen nehmend. „Ist er todt?“ fügte er hinzu, seine Hand dem Gesichte des Verwundeten nähernd. „Nein! Lauft nach einem Wundarzt, lauft!“

„Er kommt schon,“ wurde ihm geantwortet.

Thomas wurde auf das Bett gelegt, in welchem früher Lorenzo geschlafen hatte.

Der Wundarzt kam, untersuchte die Wunde, verschrieb etwas und sagte beim Hinausgehen zu Pater Nolasco:

„Wenn er durch die Essenz, welche ich ihm verschrieben habe, wieder zu sich kommt, so gebt ihm die Sacramente, denn er wird die Nacht nicht überleben.“

Pater Nolasco kehrte zum Bette des Verwundeten zurück, der in diesem Augenblicke wieder zum Bewußtsein kam und sprach:

„Wo bin ich?“

„Ich meinem Hause, in meinem Hause,“ antwortete die gute Alte, „im Bette meines Lorenzo.“

„Nehmt mich heraus, nehmt mich heraus,“ sagte mit schwacher aber angstvoller Stimme der Verwundete.

„Warum denn, mein Sohn?“

„Weil, wenn ich sterbe, Lorenzo sich nicht wieder wird hineinlegen wollen,“ antwortete Thomas.

„Du wirst darin wieder gesund werden, mein Sohn,“ erwiederte die alte Melchora.

„Nein, nein,“ sagte der arme Knabe, „ich sterbe!“ Und seine Augen auf Pater Nolasco richtend, fuhr er mit sanftem Lächeln fort: „Ihr seht, Pater, der Tod erwartete mich nicht im Meere!“

„Desto besser für Dich,“ antwortete der Pater; „dann stirbst Du jetzt als frommer Christ, umgeben von den Deinigen, und mich an Deiner Seite, um Dir die heiligen Sacramente zu spenden.“

In diesem Augenblicke trat der Alcalde ein, um die Aussage des Verwundeten zu Protocoll zu nehmen. Thomas antwortete auf seine Fragen, er sei, nach den Aeußerungen seines Angreifers, den er nicht gekannt, aus Versehen verwundet worden; aber er verzeihe ihm, er möge sein wer er wolle.

Hierauf entfernten sich Alle und ließen ihn mit dem Pater Nolasco allein, damit dieser ihm die Beichte abnehme.

Als die Beichte zu Ende war und der Pater ihn fragte, ob er noch Etwas auf dem Gewissen habe, antwortete er:

„Ja, Etwas, Pater; ich habe so eben eine Unwahrheit gesagt."

„Wie so, mein Sohn, so eben?"

„Ja," antwortete der Sterbende; „ich habe dem Alcalden gesagt . . . daß ich meinen Mörder nicht kenne."

„Und kanntest Du ihn denn?"

„Unter dem Siegel der Beichte sage ich Euch: ja, Pater, ich kannte ihn."

„Und wer war es?"

„Das sage ich nicht, Pater, denn es belastet mein Gewissen nicht, es zu verschweigen."

In diesem Augenblicke bekam der Unglückliche einen starken Blutsturz. Die Bewegung, die dies im Hause hervorbrachte, erlaubte Dolores, sich der Wachsamkeit einiger Frauen, welche sie fern von jenem schrecklichen und herzzerreißenden Schauspiele beaufsichtigten, zu entziehen und mit weit geöffneten Augen und bleich wie die Marmorstatue über einem Grabe in's Zimmer zu stürzen.

„Arme Dolores!" sagte mit erstickter und

erloschener Stimme der Sterbende, während zwei Thränen in seine schon vom nahenden Tode gebrochenen, aber von dem Leben, das noch in ihm war, noch sanften Augen traten.

„Auch an sie wird die Reihe des Ausruhens kommen," sagte Pater Nolasco. „Geh, geh," fügte er hinzu, die verzweiflungsvolle und kraftlose Dolores den Händen der Frauen übergebend, die ihr gefolgt waren, — „geh, Du störst seine Seele. — Denke nur noch an Gott," fügte er, sich wieder zu dem Bette des Sterbenden wendend, hinzu, „denn er ist Dein Vater und ruft Dich zu sich."

„Ich werde nur noch an ihn denken!" sagte Thomas leise, seine noch mit Thränen gefüllten Augen zum Himmel hebend.

„Jetzt, wo Du vollkommen vorbereitet bist, mein Sohn, erhebe Dein Herz zum Herrn der Barmherzigkeit, den Du bald sehen wirst und stirb ruhig, denn hier bin ich und empfehle ihm Deine Seele, als ob Du mein eigener Sohn wärst!"

Thomas drückte dem Pater sanft die Hand, lächelte, schloß die Augen und öffnete sie nicht wieder.

Da ging anfangs leise, dann lauter und endlich

ächzend von Mund zu Mund das schreckliche Wort: er ist todt.

„Welch' ein Jammer! welch' ein Jammer!" riefen die Frauen aus. „Welch' eine unerhörte Schändlichkeit, diesen unschuldigen jungen Menschen, der Niemandem, auch nicht einmal in Gedanken etwas zu Leide gethan hat, zu morden! — Und er hat ihm verziehen!" fügten Andere weinend hinzu; „es war ein Engel, der gestorben ist, wie er gelebt hat, ohne irgend Jemand zu schaden. Ja, das ist der Tod Abel's."

Dolores war wie versteinert; ihre Augen weinten nicht, ihre Lippen klagten nicht und nur von Zeit zu Zeit bekundete ein nervöses Zittern, daß sie noch lebe. Die guten Frauen hatten ihr ein Stück Scharlachtuch auf das Herz gelegt und ihr Wasser in's Gesicht gespritzt; aber Nichts vermochte ihr wieder Kraft zu geben. Plötzlich sprang sie auf, lief nach ihrem Koffer, den Tante Melchora in ihrem Zimmer verwahrte, nahm all ihr so mühsam erworbenes und so sorgfältig aufgespartes Geld heraus, wovon sie sich ihre Aussteuer hatte kaufen wollen, händigte es der guten Alten ein, und sagte mit kaum hörbarer Stimme:

„Für den Sarg, Tante Melchora, denn er soll einen eigenen Sarg haben, für das Begräbniß, und . . . für Seelenmessen!“

Nach diesen Worten ächzte sie auf und fiel bewußtlos zu Boden.

Fünfzehntes Capitel.

Esteban war nach Sevilla gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt worden.

In dem Verhöre war er ruhig und fest dabei geblieben, daß er das ihm zur Last gelegte Verbrechen nicht begangen habe. Erkannt von dem Gärtner der Wittwe, der zuerst an den Ort der Katastrophe geeilt war und mit ihm gesprochen hatte, leugnete er seine Anwesenheit daselbst nicht, wohl aber das Verbrechen. Als man ihm vorhielt, daß, da er im Augenblicke, wo der Mord geschah, an Ort und Stelle gewesen, er den Mörder habe sehen müssen, leugnete er dies, was die flagranten Beweise der Schuld, die sich gegen ihn häuften, noch vermehrte. Seine Abreise oder Flucht von Rota um jene Stunde, ungeachtet er erklärt hatte, daß dasselbe sein Reiseziel sei, die ängstliche Hast, mit

der er den Tag darauf in allen Schenken von Sanlucar umhergelaufen war mit der deutlichen Absicht, zu hören, was über die Katastrophe gesprochen wurde, und zu erfahren, ob der Verwundete gestorben wäre; eine gewisse Verwirrung und Unsicherheit in seinen Antworten — Alles zeugte dergestalt gegen ihn, und das Verbrechen war so abscheulich, daß einstimmig das Todesurtheil gegen ihn ausgesprochen wurde.

Esteban hörte es ruhig an. In der That muß der gewaltsame Tod weniger entsetzlich sein, wenn er als Opfer, denn wenn er als Sühne erscheint!

In dem Augenblicke, wo der Verurtheilte aus dem Sitzungssale des Kriegsgerichts weggeführt werden sollte, trat aus einer Gruppe von Männern ein Jüngling hervor und ging festen Schrittes auf den Gerichtshof zu. Die Todtenbläſſe, welche auf seinen energischen Zügen lag, schien nicht von augenblicklicher Aufregung herzurühren, sondern zu jenem Antlitze zu gehören, in welchem außer einem düstern Feuer in seinen schwarzen und glühenden Augen nichts vom Leben übrig geblieben zu sein schien.

„Jener Mann ist unschuldig,“ sagte er zur Richterversammlung gewendet mit festem und trocknen Tone.

„Woher wißt Ihr das und womit könnt Ihr das beweisen?“

„Dadurch, daß ich den Schuldigen ausliefere.“

„Wann?“

„Jetzt gleich.“

„So bringt ihn her.“

„Er ist schon hier.“

„Wer ist es denn?“

„Ich.“

„Ihr?“

„Ich, überführt und geständig.“

Der Schrecken und das Erstaunen über diesen Auftritt brachten für einige Augenblicke ein Schweigen hervor.

„Bruder,“ rief Esteban endlich, „was hast Du gethan?“

„Und Du hattest geglaubt,“ antwortete der Andere in einem Tone des Vorwurfs, „ich würde Dich sterben lassen? Seit wann hältst Du mich denn für einen Nichtswürdigen? Ich bin nie ein guter Mensch gewesen, ich weiß es; immer habe ich in mir den Feind getragen, der mich in's Verderben stürzen sollte. Aber von da an bis zu der feigen Niederträchtigkeit, einen Unschuldigen für mein Verbrechen büßen zu lassen, ist noch weit, Bruder.

Ich wollte es Dir möglich machen, aus dem Gefängnisse zu entfliehen; aber es ist mir nicht gelungen, den einem Menschen, von dem Gott seine Hand abgezogen hat, kann keine gute That gelingen. So falle denn auf den Verbrecher das Gesetz und es erfülle sich an mir der Spruch: Wer mit dem Schwerte mordet, soll durch das Schwert sterben. Leb wohl, tröste unsere Eltern und . . . verzeiht mir Alle."

Die Gerichtssitzung wurde in Folge dieses unerwarteten Zwischenfalles aufgehoben und Lorenzo statt Esteban, der in Freiheit gesetzt wurde, in's Gefängniß gebracht. Letzterer aber war wie vom Blitz getroffen, unfähig zu reden, zu handeln, zu wollen. Da ergriff ihn Jemand fest beim Arme, zog ihn von dem unseligen Orte fort und führte ihn mit Gewalt, ohne daß der Vernichtete Widerstand leistete, nach einem Hause, in welches sie eintraten, worauf der Führer die Thür verschloß.

„Muth, Muth!" sagte er, ihm ein Gefäß mit Wein reichend, „Muth! denn den muß der Mann haben!"

Esteban blickte auf und sah zum ersten Male dem Mann in's Gesicht, der ihn hiehergebracht hatte.

„Ihr seid's?" rief er aus; „und Ihr habt gewagt . . .?"

„Für die Zeiten der Gefahr sind die Freunde da," antwortete sein Führer, der Niemand anders war, als sein alter Nachbar, der Carabinier.

„Also . . . Du wolltest Dich tödten lassen," rief Pepa aus, die herbeigeeilt war und Esteban mit Thränen umarmte.

„Sollte ich etwa meinen Bruder angeben, Señora?" antwortete dieser.

„Jetzt setzest Du Dich gleich auf's Dampfschiff und fährst nach Sanlucar und von dort nach Rota; denn was man nicht sieht, bricht Einem das Herz nicht."

„Verzeihung, Herr," erwiederte Esteban, der seine Energie wiederbekam, „mein Weg geht jetzt zur Seite meines Bruders."

Was auch Pepa und ihr Mann thun mochten, Esteban von seinem Vorsatze abzubringen, es war unmöglich.

Der Carabinier begleitete ihn; als sie aber im Gefängnisse ankamen, trat, als ob man seine Ankunft vorhergesehen hätte, der Beamte, welcher Esteban vertheidigt hatte, heraus, um ihn zu empfangen.

„Der Angeklagte," sagte er, „schickt mich Euch

entgegen, weil er Euch nicht sehen will, nicht aus Mangel an Muth, denn er ist ergeben und ruhig, auch nicht aus Mangel an Liebe, sondern aus Interesse für Euch; denn Ihr würdet ihn nicht sehen können ohne einen um so heftigern Schmerz, als derselbe nicht kurz und vorübergehend wie der seinige sein wird. Er hat mir gesagt, wenn der Wille eines dem Tode Verfallenen heilig sei, möchtet Ihr denselben erfüllen und ihm damit den letzten Trost geben. Reiset augenblicklich ab, geht und tröstet Eure Eltern und öffnet dort diesen Abschiedsbrief, seine letzte Verbindung mit der Welt; denn seit er mir denselben dictirt hat, sind seine Gedanken nur auf die Ewigkeit gerichtet, die in der Todesstunde so groß erscheint. Gebt Euch nicht der Verzweiflung hin; wenn Etwas für ihn geschehen kann, so wird es geschehen."

Bei diesen Schlußworten verfiel der unglückliche Esteban wieder in sein düsteres Hinbrüten.

„Also," murmelte er mit erstickter Stimme, „ich soll ihn nicht wiedersehen! Ich soll ihn nicht wiedersehen, meinen Herzensbruder! Jesus! Heilige Jungfrau! Das ist schlimmer als der Tod. Tausendmal besser wäre es gewesen, er hätte sich nie gestellt."

Der gute Carabinier mit seinen wenigen Worten, aber seinem großen Eifer führte Esteban hinweg.

„Muth, Muth!“ wiederholte er, „man muß aus der Noth eine Tugend machen; geh nach Hause, was willst Du hier?“

Damit zog er ihn nach dem Flußufer hin und beeilte seinen Schritt, als er sah, daß durch ein glückliches Zusammentreffen ein Dampfschiff eben im Begriffe war, nach Sanlucar abzugehen. Er brachte ihn auf's Schiff, bezahlte die Ueberfahrt, empfahl ihn einem Cajütendiener, den er kannte, und kehrte an's Land zurück, in demselben Augenblicke, wo das Dampfschiff die Anker lichtete und der Dampf anfing, der schweren Masse den Impuls zu geben, der sie leicht und schnell wie einen Pfeil vom Bogen dahin treiben sollte.

Welche Feder könnte die herzzerreißenden Scenen schildern, die sich Schlag auf Schlag in dem sonst so glücklichen Hause der Lopez folgten, als die unseligen Nachrichten, deren Ueberbringer Esteban war, durch die unbedachtsame ländliche Offenheit bekannt wurden. Wer könnte jene rathlose Verzweiflung, jenes unendliche Leiden beschreiben! Jede Schilderung würde weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, wie der Pinsel, der Wasser und Feuer malen

will, denen er doch keine Wärme und Bewegung geben kann.

Mitten in dieser Trostlosigkeit las Pater Nolasco Lorenzo's Brief vor, der folgendermaßen lautete:

„Weder Gott noch die Eltern bittet man je vergebens um Verzeihung, und wie ich Gott darum gebeten habe, so bitte ich Euch auch darum, denen ich die Liebe, die Ihr für mich gehabt, so schlecht vergolten habe. Betrübt Euch nicht über mein Schicksal, denn ich erhalte nur, was ich verdiene, und ich nehme es mit Ergebung an, zugleich als Strafe und Sühne. Bruder, Gott vergelte Dir die große Liebe, die Du mir bewiesen hast, und die ich Dir, wenn ich leben geblieben wäre, nicht hätte vergelten können, wenn ich den Staub unter Deinen Füßen geküßt hätte. Noch Etwas aber mußt Du für mich thun, damit ich ruhig sterben kann. Jenes unglückliche Mädchen, die ich in einer bösen Stunde jeder Stütze, jedes Halts beraubt habe, nimm Dich ihrer an; heirathe sie und versüße ihr das Leben, das ich ihr so verbittert habe. Und damit ich ruhig sterbe, versprecht es, wenn Ihr meinen Brief leset. Das einem Sterbenden gegebene Wort muß erfüllt werden, und das Bewußtsein, daß es erfüllt wird,

soll mein letzter Trost auf dieser Welt sein. Verzeiht mir und empfehlt meine Seele Gott, denn er ist's, der uns Alle tröstet."

Als der Brief unter Stöhnen und Schluchzen zu Ende gelesen war, näherte sich Esteban dem Bette, in welchem, gleich einem zuckenden Leichname, die unglückliche Dolores lag.

„Dolores," sagte er, „der letzte Wille meines Bruders ist heilig; Du kannst keinen andern Mann haben als mich und ich keine andere Frau als Dich. Er verläßt sich darauf, daß wir seinen letzten Willen erfüllen, und wir müssen dem nachkommen."

Dolores schwieg und fuhr fort zu schluchzen.

„Wenn Du nicht einwilligst," sagte Esteban gepreßt, „so liebst Du ihn nicht, schätzest mich nicht und achtest die Familie nicht. Versprichst Du's, Dolores? Die Zeit drängt."

„Ich verspreche," stöhnte Dolores, „zu thun, was er gewollt hat und was Du willst."

Sechzehntes Capitel.

Sechs Tage waren in dieser qualvollen Lage verstrichen. Die arme Mutter lag fast fortwährend in Krämpfen; der Vater war plötzlich alt geworden und seine bis dahin kräftige und grade Gestalt war gekrümmt, wie der Baum durch einen Sturm. Für Dolores Leben war wenig Hoffnung vorhanden. Katharina fand in ihrer Liebe zu ihren Eltern Kraft, sich nicht vom Schmerz daniederschlagen zu lassen, und der vernichtete Esteban erstickte seine Verzweiflung, um die seiner Eltern nicht zu vermehren. Nur Pater Nolasco war ruhig und nun seinerseits die Vorsehung der Familie, wie diese die seinige gewesen war. Er sorgte für Alle und ermahnte sie kräftig zur Ergebung auch in den bittersten Leiden; denn das sei Gottes Gebot und davon habe seine heilige Mutter uns ein so bewunderswürdiges

Beispiel gegeben. Dann und wann erhob er in seinen Predigten die Stimme, deren bekannter und geliebter Ton mit allem Zauber des Trostes, der Erinnerung und der Hoffnung zu den Ohren gelangte, gleich einem Bande zwischen Lebenden und Todten, zwischen diesem Leben und dem künftigen.

Eines Morgens sagten einige Nachbarinnen, welche gekommen waren, der unglücklichen Familie hilfreich beizustehen, beim Hinausgehen zum Arzte:

„Herr, der armen Mutter hilft nichts von dem, was Ihr verordnet; darüber kann man sich nicht täuschen, es kostet ihr das Leben."

„Ich fürchte noch mehr für den Vater," antwortete der Arzt, „und er macht mir mehr zu schaffen, obwohl er mehr Ruhe zur Schau trägt."

„Und Dolores, Señor? Wird man ihr die Sacramente reichen müssen?"

„Noch hat es keine Eile; sie ist jung und hier ist Hoffnung vorhanden. Eine Krisis kann sie retten."

In diesem Augenblicke wurde die Thür heftig aufgerissen und der Carabinier stürzte außer Athem und staubbedeckt hinein und schrie:

„So lange es einen Gott gibt, gibt es auch noch Barmherzigkeit! Begnadigt! Begnadigt!"

Weiter sagte er nichts, weiter konnte er nichts sagen, weiter brauchte er aber auch nichts zu sagen, um der in Todesängsten schwebenden Familie das Leben wiederzugeben.

Esteban stürzte außer sich auf den Carabinier zu.

„Was sagt Ihr? Begnadigt?“

„Begnadigt.“

„Mein Sohn?“ rief aus ihrem Bett aufspringend die Mutter.

„Lorenzo!“

„Vom Gerichtshofe?“ rief der Vater, der sich kräftig wie ein junger Mann aufgerichtet hatte.

„Ei was, durch den Gerichtshof! Durch die Königin … Es lebe die Königin! Es lebe Isabella die Zweite!“ rief der Carabinier, seinen Czako in die Luft werfend.

„So muß er nicht sterben?“ tönte Dolores' schwache Stimme vom Alkoven her, der nach dem Hofe hinausging.

„Wenn Gott will und nicht früher,“ antwortete der Carabinier.

Die nun folgende Scene zu beschreiben, würde schwer sein, da selbst die in derselben mitspielenden Personen sich dessen, was in derselben vorging, später nicht mehr erinnerten. Die Mutter sank bewußtlos

in die Arme ihres Mannes. Esteban und Katharina umschlangen mit ihren Armen die heilige Gruppe ihrer alten Eltern. Dolores hatte Kraft gefunden, sich in ihrem Bette aufzurichten, die Hände zu falten und ihr inbrünstiges Dankgebet zum Himmel zu schicken. Die guten Nachbarinnen weinten laut; der Carabinier fuhr fortwährend mit dem Rücken der Hand über seinen von Thränen benetzten Schnurrbart, und nur Pater Nolasco sagte ruhig:

„Seht Ihr, meine Kinder? Gott drückt, aber er erstickt uns nicht; ich hab' es Euch wohl gesagt: Ergebung! Die Hoffnung ist das Letzte, was verloren geht! Wenn die Hoffnungen dieser Welt zu Wasser werden, sind doch die jener Welt immer sicher. Deshalb hat Gottes Majestät aus der Hoffnung eine Tugend gemacht und will, daß seine Geschöpfe sie immer im Herzen tragen, damit sie nicht kleinmüthig werden. Das kleinmüthige Herz ist nicht das echte Herz, Brüder."

O Nächstenliebe! Lege oft die Feder in die mächtige Hand, welche das Begnadigungsdecret unterschreiben kann, wenn nicht um des Verurtheilten, so doch um seiner Familie willen, die an seiner That unschuldig ist!

Der seltsame Vorfall im Kriegsgerichte war

ruchbar geworden und hatte die Neugierde und das Interesse des Publicums erweckt, ganz besonders aber der Officiere, welche im Kriegsgerichte saßen und jener Scene der Ehrenhaftigkeit und Bruderliebe beigewohnt hatten. Der natürliche Adel in Haltung und Worten jener beiden Männer, die man Bauern nannte, hatte sie gerührt; denn hinter den gebräunten und unerschrockenen Zügen und den durch die Führung des Säbels gehärteten Händen klopfen zuweilen weichere und edlere Herzen, als hinter den zarten Zügen beiderlei Geschlechts, die im Salon ihre Rührung und Weichherzigkeit zur Schau tragen.

Mit dieser allgemeinen Theilnahme vereinigte sich die einflußreicher Personen, und diese richteten ein Gnadengesuch an die edle Herrscherin, die so zur Milde geneigt ist, daß man sich nie vergebens an ihr schönes Herz wendet. Diesem herrlichen Herzen, welches Worte der Verzeihung für einen Feind fand, in dem Augenblicke, wo nach ihm der hinterlistige, königsmörderische Streich geführt wurde, kann es an jenen Worten der Gnade, die das göttliche Recht der Könige sind, niemals fehlen.

„Und wird er frei? Kommt er hierher?“ fragte die Mutter, als dem ersten Entzücken ein wenig Ruhe gefolgt war.

„Wenn's auf die Königin ankäme ... Meine Herrschaften, es lebe die Königin!“ sagte der Carabinier.

„Gott segne die Königin!“ riefen Alle mit lauter und begeisterter Dankbarkeit.

„Wenn es auf die Königin ankäme ... würde er kommen ...“ fuhr der Carabinier fort. „Aber Ihre Majestät kann ihm nichts als das Leben schenken. Alsdann tritt er die Strafe an, die ihm zukommt, Zwangsarbeit.“

„Zwangsarbeit!“ rief die arme Mutter aus.

„Ja, Señora, wie sollte das auch anders sein? Wer übel thut, muß büßen, Tante Melchora!“ sagte der Carabinier.

„Aber Thomas, mein Engel, der wie ein Abel gestorben ist, hat ihm ja verziehen!“

„Das kommt ihm zu gut, aber das ist nicht genug.“

Die Mutter fing bitterlich an zu weinen.

„Versündige Dich nicht gegen Gott, Melchora,“ sagte der alte Mateo und sank wieder zusammen und mit dem Kopfe auf seinen Stuhl.

„Ich glaubte, er würde frei!“ erwiederte die Mutter schluchzend.

„Weshalb machtest Du Dir auch solche Hoff-

nungen, Frau!" erwiederte der gute Alte. „Hat er doch ein schweres Verbrechen begangen; er muß seine Strafe tragen."

„Und wohin kommt er, Señor Canuto?" fragte die arme Mutter.

„Nach den Mariannen."

„Und auf wie lange?"

„Das weiß man nicht," antwortete der Carabinier, welcher wußte, daß es auf Lebenszeit war.

Der arme alte Mateo hatte es auch so verstanden.

Unterdessen hatte Dolores Esteban an ihr Bett gerufen und sagte zu ihm:

„Esteban, da dank der göttlichen und menschlichen Barmherzigkeit Lorenzo am Leben bleibt, so sind wir des einem Todten gegebenen Versprechens ledig; so lange er lebt, werde ich keines Andern Weib."

„So meine auch ich, Dolores," antwortete Esteban. „Ich liebe Dich sehr, eben so sehr, wie meine Schwester Katharina; aber ich habe in Dir immer Lorenzo's Frau gesehen, und uns zu heirathen, so lange er lebt, erscheint mir wie eine Befleckung des Blutes. Aber Du wirst bei uns bleiben, Dolores; meine Arme sind stark genug, eine Schwe=

ster zu erhalten, und ich bin zweimal Dein Bruder, einmal für Lorenzo und zweitens für Thomas."

Dolores fing an zu weinen.

„Höre," sagte Pater Nolasco zu ihr, als Esteban weggegangen war, „Rosita hat mir aufgetragen, Dir zu sagen, daß sie Dich nicht besucht, weil sie weder dieses Haus betreten, noch irgend Jemand von Lorenzo's Angehörigen sehen will. Ich habe ihr zwar gesagt, das sei nicht recht, aber sie ist nicht dazu zu bewegen, wenigstens für jetzt nicht. Ich soll Dir sagen, daß, so lange sie lebt, Niemand anders für Dich sorgen würde, als sie; nun weißt Du's."

Auch Rosa hatte, wie Dolores, durch Thränen den Weg von der Kindheit zur Jugend gemacht. Das frische und lebendige Roth auf ihren Wangen war für immer verschwunden. Ihre sprudelnde Munterkeit war erloschen wie ein Licht beim Windeshauche. Sie machte Pater Nolasco nicht mehr aufmerksam auf das Bild ihres Onkels, und führte mit ihrer Mutter keinen unkindlichen Streit mehr. Sie brachte ihr Leben mit ernsten Dingen hin, besuchte fleißig die Kirche, beschäftigte sich mit ihren häuslichen Verrichtungen und viel mit den Armen.

Am Jahrestage des fünften Septembers schreck-

lichen Andenkens kann man im Kloster am Ufer des Meeres einen alten Priester sehen, der leise eine Seelenmesse liest. Zwei Frauen, eng umschlungen, hören dieselbe an. Die eine ist ein gut gekleidetes, ernsthaftes, aber blühendes junges Mädchen, die ein ernstes und nützliches Leben zu beginnen scheint; die andere, gleichfalls jung, ist in Trauer, bleich, schlank und hinfällig und scheint ein Leben voll Leiden hinter sich zu haben. Die erste ist Rosa, die zweite Dolores.

Wenn die Beiden vorübergehen, sagen alle Leute voll Theilnahme:

„Wie gesetzt die Rosa geworden ist, die Tochter der Doña Braulia! Sie ist jetzt eine häusliche Frau geworden nach Gottes Gebote.“ Und gerührt fügen sie hinzu: „Die Dolores, die Tochter der alten Thomasa, schwindet dahin wie der abnehmende Mond. Sie hat kein Gesicht mehr, worauf sie sich bekreuzigen kann. Ihr Herz in der Brust ist todt! Sie war zum Leiden geboren ... Arme Dolores!“

Das Gewissen

läßt sich nicht bestechen.

Warum doch eilst Du, blinder Sterblicher,
Der kurzen, lügnerischen Täuschung nach?
Nur Seelenfrieden und ein rein Gewissen
Wird fest Dein Glück begründen.
Franz Xaver von Burgos.

Un seul printemps suffit à la nature,
A reproduire ses fleurs et sa verdure;
Jamais la vie ne reproduit
La paix du coeur qu'un seul instant détruit.

Erstes Capitel.

Wie an den öden Meeresküsten ein Mövennest in der Höhlung eines Felsens, so liegt Cadix in der Höhlung seiner Mauern. Man hat es so kühn in die Wellen hineingebaut, daß das Land einen Arm ausstreckt, um es zu ergreifen. Das Armband dieses schmalen Armes von Stein und Sand bildet die Cortadura, eine zur Zeit des glorreichen Unabhängigkeitskrieges erbaute Festung, welche die stürmischen Wogen des Oceans von den ruhigen Gewässern der Bai trennt und zur Stadt San Fernando führt, die im Hintergrunde der Bucht ihre Arsenäle von La Carraca öffnet, gleichsam als Spitäler für die Fahrzeuge, die auf ihren gefahrvollen Bahnen verwundet und mißhandelt zu ihren Laren zurückkehren. Arme Schiffe, denen die Stürme ihr: Marsch! Marsch! zurufen, wie die Ereignisse den Menschen,

und die bei der Ankunft in ihrem Vaterlande sich mit ihren Ankern an dasselbe festklammern, wie Kinder mit den Händen am Halse der Mutter!

Hinter der Stadt San Fernando — der stattlichen und würdigen Nachbarin von Cadix — welche ihre einer Estrade gleichende „Lange Straße,“ und ihre prächtigen und soliden, wie aus massivem Silber geformten Häuser stolz zur Schau trägt, und jenseit der Brücke Zuazo, die so alt ist, daß ihre Erbauung den Phöniciern zugeschrieben wird, theilt sich der Weg in zwei; der zur Linken geht am Rande der Bai entlang, der zur Rechten nach Chiclana. In diesen herrlichen Ort tritt man durch ein Gehölz von Silberpappeln ein, die, gleich ehrwürdigen Greisen mit weißem Haupte, sich mitten in den grünen Gärten niedergelassen haben und mit ihrem Murmeln die kleinen und zarten Pflanzen ermuntern, kräftig emporzuwachsen, um, wie sie selbst, dem Südwest zu widerstehen. Der Ort ist groß und durch den Fluß Liro wie durch ein silbernes Messer in zwei Hälften getheilt.

In frühern Zeiten ragte auf einer Anhöhe ein halbzerstörter maurischer Thurm als ein Bild der Vergangenheit, und auf einer andern eine reizende Capelle, als Bild der Gegenwart, über der Stadt

hervor. Seit wenigen Jahren ist der Thurm verschwunden und die Capelle ist eine Ruine.

Es stand ein Tempel da und ein Altar,
Wo die Verlass'nen weinten; also weint'
Auch ich; und wiederum ging ich vorüber ...
Und fand nur Staub, und wieder mußt ich weinen!*)

Diese der heiligen Anna geweihte Capelle war rund und mit einer Säulenreihe umgeben, die ringsherum eine Galerie bildete, von welcher aus man eine schöne Rundsicht bewundern konnte.

Am Fuße des allein stehenden und verlassenen Thurmes lag der Kirchhof, als ob die Menschen sympathischer Weise den Schatten des todten Thurmes suchten! Dieser Thurm, der einem steinernen Siegel auf der Geschichtsurkunde des Ortes glich, eine von dem Lande verwaltete Erbschaft früherer Geschlechter, gleichsam die Mumie eines besiegten Feldherrn, einbalsamirt in die Düfte der Feldblumen, dieser ernstblickende Thurm, der nur noch Verbindungen unterhielt mit den Todten, welche ringsumher moderten, mit den Nachtvögeln, die in seinen dunkeln Höhlen den Lärmen und das Licht des Tages flohen, und mit den Winden, die traurig in seinen Spalten,

---

*) Don Juan Arolas.

gleichsam Wunden, die die Zeit ihm geschlagen, stöhnten, dieser harmlose Thurm hat dem Vandalismus unserer Zeit nicht entgehen können! Nicht die Achtung vor den Erinnerungen, die er heraufrief, nicht die Achtung vor dem Friedhofe, den er so sinnig hütete, nicht sein romantisches Aussehen, nicht sein historischer Ursprung kamen ihm zu Statten. Er wurde niedergerissen unter dem Vorwande . . . daß er baufällig sei!! Eine Ruine baufällig! Baufällig der Thurm, der die Jahrhunderte auf seinem Rücken trug, wie Ihr die Tage! Baufällig jene Steinmasse, die länger gelebt haben würde, als alle Eure Bauwerke von Mörtel und Holz!!

Auch die Capelle, geschlossen und verödet, ist der Zerstörung verfallen. Schon ist die Säulenreihe, welche sie so prächtig umgab, verschwunden. Gehölze, Prachtgebäude, Klöster, Heiligthümer, Castelle, Feudalschlösser verschwinden allmälig bis auf die Ruinen, ohne daß an ihrer Statt auch nur einmal Fabriken errichtet und Gärten angelegt werden, um die edle Matrone Spanien in Percal und Blumen zu kleiden, anstatt des Goldstoffs und der Juwelen, die man ihr raubt! — Was wird uns alsdann bleiben? — Weideplätze zur Zucht der wilden und grimmigen Bestie, deren Kämpfe das anmuthige und

gesittete Vergnügen bilden, welches sich vorzugsweise der Gunst des Publicums erfreut!!! Großer Gott! Bedürfen etwa die Wildheit und Grausamkeit des Menschen eines Ableiters, wie die Atmosphäre in den Stürmen, Blitzen und Donnern, wodurch sie sich ihrer Elektricität entladet?

Zu den Zeiten, wo Cadix der Rothschild der Städte war, zu jenen Zeiten, wo, wie Ausländer von Bedeutung sagten, die Kaufleute der genannten Stadt noch herrlich und in Freuden und auf dem großen Fuße von Gesandten lebten, besaß der größte Theil derselben Landhäuser in Chiclana, die mit außerordentlicher Pracht und großem Geschmacke erbaut und ausgestattet waren. Obgleich dieser elegante Luxus, dem die Ankunft der Franzosen unter Napoleon den Todesstoß gab, den größten Theil seines Glanzes verloren hat, so sind doch noch bedeutende Spuren davon vorhanden.

Wenn in gegenwärtiger Zeit, wo in vielen Fällen das bekannte Sprichwort in Erfüllung geht: „Die Zinnen kommen nach unten und die Mistgrube nach oben,“ die Alten uns von der Größe und dem Glücke jener Zeit erzählen, glauben die jungen oder wir wollen lieber sagen die neuen Leute Märchen aus Tausend und einer Nacht zu hören, und ihre

Lippen öffnen sich abwechselnd zu Erstaunen und zur Bekrittelung. Feine Sitte, Großmuth und Freigebigkeit sind, nach der Ansicht unserer Zeit, Stoff für einen Anhang zum Don Quijote, d. h. phantastische Tugenden, die nur in einem überreizten Gehirne Platz finden können.*)

Zur Zeit, wo die Begebenheiten, die wir erzählen wollen, ihren Anfang nehmen — zu Ende des vorigen Jahrhunderts — befand sich Chiclana auf der Höhe seines Glanzes; das Gold funkelte in Cadix und verbreitete seine Strahlen in der ganzen Gegend umher, wie die Sonne am Himmel. Nur in Havannah versteht man heutzutage — wie damals dort — die Dublonen mit derselben ungeheuchelten Gleichgiltigkeit, wie Kinder ihre Seifenblasen, und mit dem vornehmen Anstande von Fürsten, wegzuwerfen, die das, was sie geben oder zum Nutzen Anderer verwenden, gar nicht achten. Wie man erzählt, war es zu jener Zeit, als die berühmte

*) Obgleich die hier beschriebene Zeit zu fern liegt, als daß wir uns bei unserer Schilderung auf Augenzeugen berufen könnten, so können wir doch versichern, daß das Gemälde jener Epoche auch in allen seinen Details vollkommen genau ist, weil die Quellen, aus denen wir unsere Angaben geschöpft haben, die glaubwürdigsten und zuverlässigsten sind.

Anm. d. Verf.

Herzogin von Alba zu einem jungen Mann, der, als er einst auf ihrem Tische zwanzigtausend Piaster liegen sah, die Ansicht aussprach, daß diese für sie so geringfügige Summe einen Menschen glücklich machen könnte, sagte: „Willst Du sie haben?“ Der junge Mann nahm es an. Die Herzogin schickte ihm das Geld, aber . . . verschloß ihm ihr Haus. Heutzutage würde man es umgekehrt machen: man würde das Geld nicht geben, dafür aber verschließt man Demjenigen, der Geld erwirbt, die Thür nicht, die Mittel, deren er sich dazu bedient, mögen sein, welche sie wollen.

In einer von den breiten und freundlichen Straßen des genannten Ortes ragte vor allen ein schönes Haus hervor, obwohl dasselbe nur ein etwas über dem Boden erhobenes Stockwerk hatte. Man stieg auf einer kleinen Marmortreppe hinauf, und die Thür war von Mahagoni mit großen glänzenden, metallenen Nägeln beschlagen. Oben über dem Giebelfelde war das Wappen des Besitzers in Marmor ausgehauen. Adel und Reichthum suchen einander, weil sie ursprünglich Brüder waren, heutzutage sind sie nicht einmal mehr Vettern. Das Vorhaus, so wie auch der Hof und alle Räumlichkeiten, sogar die innern Dienstgemächer, hatten Fuß-

böden von prachtvollen blau und weißen Marmorplatten. Die vier Galerien, welche den Hof*) umgaben, ruhten auf Säulen von Jaspis, und in der Mitte desselben, umgeben von Blumentöpfen und Alabasterstatuen, sprudelte unaufhörlich eine Fontäne, deren reine und kindliche Stimme nicht minder die Knospe pries, die gleich einer Hoffnung sich halb öffnete, wie die Blume, die gleich einem Bilde der Trostlosigkeit entblättert dahinsank. Zwischen jeden zwei Säulen hingen, bedeckt mit grünen und blühenden Gehängen von Jasmin und weißen Rosen, vergoldete Bauer mit reizenden Vögeln; eine Decke von Segeltuch mit einer bunten ausgeschnittenen Kante eingefaßt, war über den Hof ausgespannt und erhielt denselben kühl, während sie zugleich einen Schatten, sanft wie ein Halbschlummer am Sommernachmittage, über denselben verbreitete. Die Wände des Saales waren von weißer Stukaturarbeit auf

*) Wenn irgendwo in diesen Werken vom „Hofe" schlechthin die Rede ist, so ist darunter immer der innere Hof (el patio) zu verstehen, welchen jedes spanische Haus hat, und in welchem sich während der heißen Sommertage nicht nur die Familie in der Regel aufhält, sondern wo auch die Gesellschaften sich versammeln. Vergl. die „Möve" Bd. II. S. 1.
Anm. d. Uebers.

himmelblauem Grunde, Stühle und Sopha von Ebenholz mit Zierrathen von massivem Silber und mit himmelblauem Gros de Tours überzogen. Sie waren einfach und dürftig gearbeitet in griechischem Geschmacke, den damals die französische Revolution zu hohem Ansehen gebracht und zugleich mit der phrygischen Mütze, den Namen Antenor, Anacharsis, Themistokles, Aristides und andern weniger harmlosen Dingen auf die Tagesordnung gesetzt hatte. Auf dem Tische, der vier grade und gereifelte Füße hatte, stand eine prachtvolle Uhr von weißem Marmor und schwarzer, vergoldeter Bronze. Zu jener Zeit, wo auch in der Kunst der Geschmack für das Pastorale und Idyllische vorüber war, waren die ernsten und classischen Allegorien sehr beliebt, denen bald nachher die Kanonen, Standarten und kriegerischen Lorbeeren folgen sollten, vermittelst deren Bonaparte die revolutionäre Fieberhitze der Franzosen in weitem Dunstkreise sich verflüchtigen ließ. Die Restauration hinwiederum, — in welcher die Legitimität dem Despotismus des Säbels ein Ende machte, wie dieser dem Despotismus der Demokratie ein Ende gemacht hatte*) — brachte die monarchische Idee und

*) Dumas, den man gewiß nicht des Antibonapartismus

den religiösen Sinn, brachte die alte Ritterlichkeit, Loyalität, Treue und Religiosität, welche die romantische Schule in der Literatur und den gothischen Geschmack in den Künsten und Moden einleiteten, worauf denn bald der Geschmack des Zeitalters Ludwig's XIV. und XV., das sogenannte Roccoco folgte. Wie Kinder begeistern sich die Menschen für das Neue und treten alsdann das, was einen Augenblick vorher noch Gegenstand ihrer abgöttischen Verehrung war, verächtlich mit Füßen. Shakspeare hat gesagt: „Gebrechlichkeit, Dein Name ist Weib!“ Er hätte passend hinzufügen können: „Veränderlichkeit, Dein Name ist Mensch!“

Die Uhr bildete eine Gruppe, bestehend aus einem Greise, der die Zeit darstellte, zwei schönen nackten, sich umschlungen haltenden Mädchen, die sich auf den Greis lehnten und Unschuld und Wahrheit vorstellten und zwei andern, schwarz verschleierten Figuren, die vor dem Greise, welcher ihnen mit aufgehobenem Finger zu drohen schien, flohen, und die Bosheit und das Geheimniß versinn-

---

oder des Legitimismus beschuldigen wird, sagt: Zweiundsiebzig Jahre lang trug Ludwig XIV. die Krone und herrschte; neunzehn Jahre lang führte Napoleon das Scepter und regierte durch den Despotismus. Anm. d. Verf.

bildlichten. Die Figur des Greises war schön und charakteristisch gearbeitet, und wenn sich mit seiner ausdrucksvollen Geberde der helle und zitternde Ton der Stunde, die ihre todten Schwestern zählte, vereinigte, so schien die Stimme des Alten zu drohen und mußte auf Jeden, der, über den Sinn jener Allegorie nachdenkend, ihre abgemessenen Klänge vernahm, ergreifend wirken.

Zu beiden Seiten der Uhr stand ein Leuchter, gebildet aus einem Neger von Bronze, der auf einer runden Basis von Marmor, mit kleinen bronzenen Ketten verziert, stand. Auf dem Kopfe und in beiden Händen trug der Neger Körbe mit vergoldeten Blumen, in deren Mittelpunkt die Kerzen gesteckt wurden. Die Decke des Saales war gemalt und stellte leichte weiße und graue Wolken dar, zwischen welchen eine Nymphe oder „Tochter der Luft" hervorsah, und in den Händen die himmelblauen Schnüre und Quäste zu halten schien, an welchen eine Lampe von Alabaster herabhing, um ein Licht zu verbreiten, welches, sanft wie das des Mondes, der weiblichen Schönheit ausnehmend günstig und für vertraute Abendgesellschaften bestimmt war. Mitten im Zimmer, auf einem Leuchter von Mosaik, stand eine große Krystallkugel, in welcher Goldfische

schwammen, Geschöpfe, mit welchen das Wasser prunkt, wie die Luft mit ihren reizenden Vögeln und der Garten mit seinen köstlichen Blumen. Dort lebten sie ruhig und schweigsam, ohne sich einschüchtern zu lassen durch die Durchsichtigkeit ihres runden Gefängnisses, und wie kleine Dummköpfe mit großen Augen Alles betrachtend, ohne etwas zu begreifen. Auf dieser Glaskugel stand eine andere kleinere voll Blumen, und eine Fülle derselben war in Jardinièren in den Fensternischen umhergestellt. Vor den Fenstern hingen Gardinen von Musselin mit Spitzen besetzt, fast so wie man sie heutzutage sieht, nur mit dem Unterschiede, daß der Musselin nicht englischer, sondern indischer war, und die Spitzen nicht baumwollene und gewebte, sondern echte, geklöppelte. Da es Sommer war, ließen die Jalousien nur ein Dämmerlicht in das Zimmer; die Luft war durchduftet von Blumen und Räucherkerzchen.

Auf dem Sopha lag eine Frau von außerordentlicher Schönheit; eine Fülle blonder Locken bedeckte eine ihrer alabasternen Hände, in welche sie ihren, auf einem der Sophakissen ruhenden Kopf stützte. Ein Pudermantel von feiner Batistleinwand, mit brabanter Spitzen besetzt, umhüllte ihre tadellose jugendliche Gestalt, und unter dem Besatze sah nur die

Spitze ihres Fußes hervor, der nach der Mode jener Zeit mit einem seidenen Strumpfe und einem weißen Atlasschuhe bekleidet war. Damen von Stande trugen zu keiner Tageszeit andere Fußbekleidung, und der Luxus ging endlich so weit, daß Schuhe von Spitzen, mit farbigem Atlas gefüttert, getragen wurden. Die Apostel der neuen Mode, besonders wenn sie von jenseits der Pyrenäen kommt, die großen Bewunderer der Halbstiefelchen, werfen einen Blick souveräner Verachtung auf diese reiche und elegante Tracht, welche zwei Todsünden begangen hat, — nämlich daß sie alt und daß sie spanisch ist.

An der linken Hand der jungen, auf dem Sopha ruhenden Dame funkelte ein prächtiger Brillant, und mit einem batistenen, in Mexico gestickten Taschentuche trocknete sie von Zeit zu Zeit eine Thräne ab, welche langsam über ihre perlmutterweißen Wangen lief. Ohne Zweifel glaubt der Leser errathen zu haben, daß die einsame Thräne, die eine junge, schöne, von solchem Luxus, dem Zeichen einer beneidenswerthen Lage, umgebene Frau vergießt, nichts als eine Thräne der Liebe ist und sein kann. Wir bedauern, es sagen zu müssen, aber der Leser hat falsch gerathen. Zur Steuer der Wahrheit und selbst um den Preis, der Heldin unserer Erzählung einen

Theil ihres Zaubers zu rauben, müssen wir sagen, daß diese Thräne keine Thräne der Liebe, sondern des Kummers war. Ja, die glänzende Thräne, die aus jenen Augen, so blau wie der Abendhimmel, fiel und durch die langen und dunkeln Wimpern hindurch über jene Wangen von so sanftem und frischem Roth glitt, war eine Thräne des Kummers. — Bevor wir aber fortfahren, müssen wir sagen, welches die Veranlassung davon war.

Zweites Capitel.

Die oben geschilderte junge Dame hieß Ismene und war die einzige Tochter von Don Patricio O'Carty, dessen Familie gleich vielen andern aus Irland eingewandert war, fliehend vor dem Usurpator Cromwell, der zwei Dinge, welche Hand in Hand zu gehen pflegen, verfolgte: Die Religion mit ihrer Standhaftigkeit, und das monarchische Princip mit seiner Loyalität. Der größte Theil dieser Getreuen verließ ihre Stellungen, ihre Häuser, ihre Güter, folgte dem Prätendenten Karl Eduard Stuart nach Frankreich und begleitete ihn, als der unglückliche Fürst im Jahre 1690, unterstützt von Ludwig XIV., eine Landung in Irland versuchte und nach vielen Schicksalen die unglückliche Schlacht am Boyne persönlich lei-

tete.*) Nach dieser Niederlage traten jene Truppen, die aus dem ersten Adel Irlands bestanden, in die Dienste Frankreichs und Spaniens. Philipp V. nahm sie, wie zu erwarten war, wohlwollend auf, und sie bildeten im Jahre 1709 die Regimenter „Ibernia" und „Ultonia" (Ulster) und später noch ein drittes, welches den Namen „Irland" führte. Befehlshaber dieser Truppen war Jakob Stuart, Herzog von Berwick, natürlicher Sohn Jakob's II. von Arabella Churchill, Schwester des berühmten Marlborough. Der Herzog von Berwick gewann die Schlacht bei Almansa und nahm Barcelona mit Sturm, der König aber belohnte seine der Krone geleisteten großen Dienste mit dem Herzogstitel von Liria und Jerica und der Würde eines Granden von Spanien. Der tapfere General hatte zwei Söhne; der ältere wurde in Spanien naturalisirt, erhielt die Titel Berwick, Liria und Jerica und verband sich später durch Heirath mit dem edeln Hause Alba, dessen Mannsstamm ausgestorben war; der

---

*) Die Verfasserin macht hier einen allerdings gewaltigen historischen Schnitzer, indem sie den Prätendenten Karl Eduard Stuart, der erst 1720 geboren wurde, mit seinem Großvater, dem abgesetzten Könige Jacob II., der 1690 die Schlacht am Boyne verlor, verwechselt. Anm. d. Uebers.

zweite Sohn ließ sich in Frankreich nieder, wo noch jetzt Nachkommen von ihm leben, welche den Titel Herzöge von Fitz-James führen. Die oben genannten Regimenter existiren noch heutzutage und bestehen zum Theil aus den Nachkommen jener Getreuen; denn, wie wir hören, gibt es noch neunzig irländische Familiennamen in der spanischen Armee, deren Träger denselben durch Loyalität, Tapferkeit und angeerbten Adel Ehre machen.*)

---

*) Es wird nicht uninteressant sein, hier die ausgezeichnetsten dieser irländischen Militärs anzuführen, denen die spanische Regierung in Anbetracht ihrer Verdienste und des hohen Ansehens ihrer Familien einen Theil dessen, was sie in ihrem Vaterlande verloren, ersetzt hat.

Außer den dem berühmten Befehlshaber jener Truppen, Jakob Stuart, verliehenen Würden, erhielt einer seiner Nachkommen, Pedro Stuart, den Titel Marquis von San Leonardo, der im Laufe der Zeit auf die weibliche Linie überging; die Trägerin desselben verheirathete sich mit dem Brigadier Simon Wall, einem Nachkommen des Generals und Ministers Richard Wall.

Im Jahre 1776 ernannte der König den Generallieutenant Don Bernard O'Connor, Herrn von Ofally, dem Schlosse Philippstown und der Baronie Grashill in Irland, zum Grafen von Ophalia. Der Titel ging auf die weibliche Linie über und die Erbin desselben ist die Frau Gräfin von Tilly. Im Jahre 1771 creirte der König den Grafentitel O'Reilly, dessen gegenwärtiger Besitzer in Havannah lebt. Karl III.

D. Patricio heirathete eine Spanierin, und seine Tochter Ismene vereinigte in sich die Schön-

---

ernannte den Generallieutenant Don Guillermo Lacy zum Grafen von Lacy und den Brigadier O'Neil für seine Verdienste in Florida zum Marquis del Norte; er lebt in Havannah oder Portorico. Im Jahre 1729 verlieh der König dem Don Guillermo Tyrry aus Puerto de Santa Maria, einem sehr reichen Manne, der sich sein Vermögen im amerikanischen Handel erworben und mit demselben ein Majorat gegründet hatte, den Titel eines Marquis von La Cañada. Er stammte in grader Mannslinie von Dominick Tyrry, einem einflußreichen Grundbesitzer der Grafschaft York in Irland, *) der im Jahre 1631 zum Viscount von Limerick ernannt wurde, welche Würde ihm jedoch Cromwell wegen seiner Anhänglichkeit an seinen König und seinen Glauben wieder nahm. Zu dieser Zeit wanderten viele Andere aus und ließen sich in Cadix und andern Orten nieder. Die Grafen von Clonard führen ihre irischen Titel in Spanien fort; der älteste Zweig der O'Reilly's nennt sich Baron von Klonket.

In dem Regimente „Ibernia" dienten die Grafen von Mac-Mahon. Die Butler's gehören durch Seitenzweige zur Familie der Herzöge von Ormond. Die Clairacs sind Grafen von Clairac, die Magenis Grafen von Ibeag. Sarsfield gehört zu einer großen Familie, eben so die O'Brian, Walsh, O'Linsh, O'Donoju [O'Donoghu], Camesford, Kindelan, Burk u. s. w.

Heutzutage bekleiden hohe Stellen in der Armee: D. Leo-

---

*) Eine Grafschaft York in Irland ist mir unbekannt.
Anm. d. Uebers.

heit des Nationaltypus beider Eltern. Ihre zarten und anmuthigen andalusischen Formen waren übergossen mit der weißen und rosigen Färbung, welche den Töchtern des neblichen Erin eigen ist und durch die leidenschaftslose Kälte ihrer Besitzerin jene durch nichts zu trübende Reinheit und durchsichtige Glätte des Wallraths erhielt. Ihre großen, dunkelblauen Augen besaßen inmitten ihrer dunkeln Lider den stolzen und klugen Blick der Töchter des Südens; ihre etwas steife Haltung war nichts desto weniger graciös und natürlich. Die Natürlichkeit ist der größte Reiz der mit so großem Rechte berühmten und gefeierten spanischen Grazie. Der unwiderstehliche Zauber, welchen dieselbe ausübt und welchen in frühern Zeiten die Frauen um sich verbreiteten wie die Flamme ihren Schein und die Blumen ihren Duft, war den Männern zu verdanken, die Alles, was affectirt und erkünstelt, manierirt und studirt war,

---

poldo O'Donnell, Graf von Lucena als Generalcapitän, der Graf von Clonard, Guillermo Stuart und D. José Lemery als Generallieutenants, D. Tullio O'Neill, Marquis von La Granja, D. Demetrio O'Daly, D. Enrique O'Donnell, D. José Grases (bei der Artillerie) als Feldmarschälle. Alles Obige mit Vorbehalt eines Irrthums oder Gedächtnißfehlers.
Anm. d. Verf.

verabscheuten und passend und echt männlich durch den verächtlichen Ausdruck „Afferei“ verdammten. Heutzutage scheint man auf das Gegentheil auszugehen, was dasselbe ist, als wollten die Florentiner ihre Mediceische Venus als Modepuppe anziehen. In der Natürlichkeit liegt die Wahrheit und ohne Wahrheit gibt es keine Vollkommenheit; in der Natürlichkeit liegt die Grazie und ohne Grazie gibt es keine echte Eleganz.

In Bezug auf ihren moralischen Theil war Ismene nicht so gut begabt wie in Bezug auf ihr Aeußeres. Sie vereinigte das kalte und ruhige Gemüth ihres Vaters mit dem stolzen und herrischen Charakter, den sie von ihrer Mutter ererbt und den der Hochmuth des verhätschelten, reichen, schönen und von Schmeicheleien umgebenen Kindes noch schroffer gemacht hatte. Die gefeierte Ismene, die reiche Erbin, beschäftigte sich nur mit sich selbst und einer Zukunft, die sie sich, herrlich und glanzvoll, als ob eine Fee sie prophezeit, in ihrer Phantasie aufgebaut hatte. Sie verschmähte daher thörichter Weise die Liebe aller jungen Männer, welche ihr aufrichtig damit entgegenkamen, da keiner derselben ihr würdig schien, ihre geträumte Zukunft zur Wahrheit zu machen. Aber das Glück wechselt oft plötzlich

und unerwartet, gleich den Verwandlungen in einem Zauberstücke. Binnen wenigen Monaten verlor Ismenens Vater sein ganzes Vermögen in Folge des Verrathes der Engländer, die eine große Menge Schiffe und Güter caperten, bevor sie noch Spanien den Krieg erklärt hatten. Unseliger Krieg, den der unselige Familienvertrag über uns gebracht hat! Don Patricio, der um die Zeit auch seine Frau verlor, zog sich, zu Grunde gerichtet, auf sein schönes Landhaus in Chiclana zurück; bald aber ging ihm auch diese Zuflucht verloren und das Haus wurde von den Gläubigern zum Verkaufe gestellt.

Der erste Käufer, der erschien, war der General Graf von Alcira. Er kam eben von Amerika zurück, wo er viele Jahre gelebt hatte. Obwohl erst fünfundfünfzig Jahre alt, sah er doch in Folge des aufreibenden amerikanischen Klima's, dessen feuchte Hitze die Gesundheit des Europäers zerstört, wie sie Eisen zerfrißt, viel älter aus. Trotz seines Alters hatte er einen jungen Neffen beerbt, von dessen Titel und Besitzungen die weibliche Linie ausgeschlossen war.

Nach seiner Rückkehr begab sich der General nach Sevilla, seiner Vaterstadt. Dort empfing ihn

seine Schwägerin, die sich und ihre Töchter durch ihn ihres frühern Vermögens und ihres Titels beraubt sah, so unfreundlich und feindselig, daß der General, obwohl der beste, rechtschaffenste und edelmüthigste Mann von der Welt, unwillig wurde und beschloß, Sevilla zu verlassen und seinen Wohnsitz in Cadix aufzuschlagen.

Daran that er wohl. Zu jener Zeit trug die ehrwürdige Matrone Sevilla, mit ihrem Rosenkranz in der Hand, noch den steifen Schnürleib, das hohe gepuderte Vorgebirge, das weit mehr wie eine Last denn wie eine Frisur aussah, und den Reifrock, womit eine Dame nur durch eine sehr breite Thür anders als von der Seite hindurchgehen konnte. In ihren steifen Gesellschaften spielte Frau Sevilla nur Baciga oder L'Hombre mit ihren Canonicis und ihren Obergerichtsräthen, ihren Rathsherren und Maestrantes, hatte kein Theater — das verbot ihr ein religiöses Gelübde — keine andere Erleuchtung als die frommen Lichter, welche vor den zahlreichen Heiligenbildern brannten, kein ordentliches Straßenpflaster, keine Promenade de las Delicias, keine Christinenallee, und man befolgte die bekannte Regel:

Zehn geschlagen! Laßt die Gassen
Denen jetzt, für die sie passen:
Laßt die Winkel, laßt die Ecken
Katzen und verliebten Gecken.

Dampfschiffe, diese Eilboten, welche die Bande der Freundschaft zwischen den beiden Städten, den Juwelen Andalusiens, noch fester geknüpft haben, waren natürlich noch nicht vorhanden. Cadix, eben so schön und noch schöner als heutigen Tages, trug sich höchst ungenirt à la grecque, wie man es noch auf den Porträts von Josephine, Madame Recamier und Madame Tallien, unserer Landsmännin, die vor nicht langer Zeit als Prinzessin von Chimay gestorben ist, und anderer Schönheiten damaliger Zeit sieht. Cadix, die verführerische Sirene mit bloßer Brust und silbernen Schuppen, schwamm in einem Meere von Salzwasser, einem Meere von Vergnügen und einem Meere von Reichthümern. Es wußte die Geschliffenheit und Kunst der ausländischen Eleganz ganz vortrefflich mit der Vornehmheit, Anmuth und Originalität der spanischen zu verbinden, und wenn daher auch die graciöse und kluge Andalusierin in Wesen und Form manches Ausländische, das ihr gefiel, annahm, so blieb sie bei alledem doch in der

Hauptsache spanisch, und bewies dadurch ihren guten Geschmack, ihren feinen Tact und ihre Anhänglichkeit an das Nationale.

Seltsam! Damals kannte man den phrasenhaften und marktschreierischen spanischen Patriotismus noch nicht, von welchem heute die unheiligen Spalten der Zeitungen überfließen, der in allen Reden wiederhallt, wie der hohle, langverhallende Donner, der sich zwischen den finstern und schweren Wolken dahinzieht. Er glänzte nicht in lyrischen Gedichten, noch viel weniger aber wurde er durch Anwendung auf diese oder jene Meinung zur Parteiwaffe gemacht. Auch nahm man nicht mit Begeisterung den Stier „Señorito“ *) zu seinem Symbol. Nichts von alledem. Man besaß eine aufrichtige und natürliche Anhänglichkeit an das, was Spanisch war, wie ein tapferer Mann Muth besitzt, ohne ihn auszuposaunen, die griechischen Statuen ihre Schönheit, ohne sie herauszuputzen, das Feld seine Blumen, ohne damit zu prunken. Man hatte die Liebe für das spanische Vaterland nicht im Munde,

---

*) Der Stier „Señorito“, aus der Zucht des Herrn D. José Maria Verjumea aus Sevilla, tödtete im Jahre 1850 im Circus von Madrid einen Tiger, mit welchem man ihn kämpfen ließ. Anm. d. span. Herausgebers.

wohl aber im Blut, im Gemüth, in den Neigungen. Und dieses Spanierthum war so fein, so liebenswürdig, so artig, so gentlemännisch, man wahrte so sehr den graciösen südlichen Typus desselben, daß es ein Gegenstand der Bewunderung und des Entzückens für die Ausländer war. Heutzutage findet das Gegentheil Statt: man verleugnet, man desavouirt, man verachtet es, und umgekehrt wie der Esel, der sein graues und häßliches Fell mit der schönen goldigen Löwenhaut bedeckte, bedecken wir — größere Esel als jener — die unsrige, anstatt sie zu kämmen und zu glätten, mit einer schlechtern fremden Haut. Damals herrschte noch kein Spleen, sondern die offenste Heiterkeit im innigen Verein mit der ausgesuchtesten Feinheit. Es gab keine Clubs, keine Casinos, sondern nur Abendgesellschaften, in welchen die Galanterie die alten Verse zum Gesetzbuch genommen hatte:

Ihr Frau'n seid die Gefürchteten,
Wir sind es, die Euch scheuen;
Ihr seid es, denen Dienst gebührt,
Wir sind's, die der Gehorsam ziert
Und die Euch Dienste weihen.

Ihr seid die Unterjocherinnen,
Wir fürchten Eure Strafen;

Ihr seid die freien Herrscherinnen,
Ihr seid die stolzen Siegerinnen,
Wir sind besiegte Sclaven.

Ihr seid die Angebeteten,
Wir müssen uns bescheiden;
Ihr seid es, deren Lob man singt,
Ihr seid es, deren Ruhm erklingt,
Wenn wir Verschmähte leiden.

Damals kannte man das Wort „guter Ton" nicht, wohl aber übte man „gute Sitte." Die Seeofficiere, die Hauptzierde der Gesellschaft von Cadix, die eben so fein und gentlemännisch als jetzt, aber reicher und freigebiger waren, hatten eine lustige Brüderschaft gebildet, an deren Spitze die Officiere des Schiffes San Francisco de Paula*)

*) Zu der Zeit, von welcher wir reden, befehligten dieses Schiff nach einander zwei unserer ausgezeichnetsten Seemänner, die damaligen Brigadiers D. Federico Gravina und D. Juan Ruiz de Apodaca, beide Ritter des Ordens von Calatrava und vollkommene Muster castilianischer Hidalgos. Später wurde der erstere durch seine Heldenthaten als Befehlshaber unserer Flotte in der unselig ruhmvollen Schlacht von Trafalgar, der zweite durch die Uebergabe des französischen Geschwaders zu Cadix im Jahre 1808, durch seine Gesandtschaft in London und durch seine Statthalterschaft in Mexico sehr berühmt. Beide starben als Generalcapitäne der königlichen Marine, welche ihr Andenken dadurch geehrt hat, daß noch

standen und welche mit Anspielung auf den Wahlspruch des Heiligen — Charitas, Bonitas — die fromme „Brüderschaft der Charitas-Bonitas“ hieß; man gab im Theater die nationalen Stücke unserer Dichter und die Possen des Don Ramon de la Cruz begeisterten das Publicum. Zu den Märkten von Chiclana und del Puerto, die glänzend waren wie Kunstfeuerwerke, strömte die ganze Gesellschaft von Cadix wie eine Schaar Vögel mit buntem und goldenem Gefieder herbei; ja, weit später noch hatte Cadix Reize genug, um von dem großen und einsichtsvollen Schönheitsrichter Lord Byron besungen zu werden.

Bei seiner Rückkunft nach Cadix wünschte der General Graf von Alcira ein Landhaus zu kaufen; man schlug ihm das des D. Patricio O'Carty vor und er ging hin, um es zu besehen. Der unglückliche Besitzer überließ es ihm sofort. Alles, was der Graf in dieser reichen Behausung sah, erregte seine Bewunderung, aber nichts so sehr als die Tochter des Besitzers, welche er, in Trauerkleidern und den weißen Hals mit blonden Locken bedeckt, schreibend

---

heute zwei ihrer Fahrzeuge den Familiennamen des erstern und den Titel Conde del Venadito des zweiten führen.

Anm. d. Verf.

und dabei weinend in einem entlegenen Cabinette fand, welches Licht und Duft vom Garten erhielt. Ismene weinte, indem sie zweien ihrer Freundinnen antwortete, welche ihr ihre Vermählung mitgetheilt hatten, die eine mit einem englischen Lord, die andere mit einem Marquis aus Madrid. In wie bitterm Gegensatze ließen diese Briefe das Schicksal der Freundinnen zu dem Ismenens erscheinen, die, allein und arm, selbst dieses Haus verlassen mußte, den letzten Rest ihrer frühern glänzenden Stellung!

Ihre Thränen erweckten dergestalt die Theilnahme und Rührung des gutherzigen Generals, daß er, nachdem er das Haus gekauft, den Besitzer desselben bat, darin wohnen zu bleiben und ihn selbst durch eine Verbindung mit seiner Tochter als ein Glied der Familie in dasselbe aufzunehmen. Wir brauchen nicht zu sagen, daß D. Patricio dieses Anerbieten als eine Sendung des Glückes und seine Tochter als ein Mittel, um nicht bis auf den Boden des Abgrundes zu sinken, in welchen das Schicksal sie stürzte, annahm.

Als die Schwägerin des Grafen die beabsichtigte Verbindung erfuhr, gerieth sie in eine unbeschreibliche Wuth. Sie machte derselben dadurch Luft, daß sie Verleumdungen über Ismene aus-

streute, die Heirath lächerlich zu machen suchte, ihr Gift in bittern Spöttereien ausspie und schließlich weissagte, daß die ehrgeizige Bettlerin, die aus Interesse einen verlebten und kränklichen alten Mann heirathete, keine Nachkommenschaft haben und eine gerechte Fügung Gottes so ihre ehrgeizigen Berechnungen zu Schanden machen und im Falle des Ablebens des gegenwärtigen Besitzers das Majorat an ihre Familie zurückbringen würde.

Wie schwer empfand nicht Ismenens übermäßiger Hochmuth und ihre hochfahrende Eigenliebe, welche seit ihrem Unglücke so übertrieben reizbar geworden waren, diesen Hohn und diese Verachtung! Ihre Erbitterung stieg noch, als sie die Prophezeiungen ihrer Gegnerin in Erfüllung gehen sah, denn schon war sie zwei Jahre verheirathet, ohne Nachkommenschaft zu haben. Es schien nicht anders, als ob Gott in seiner Gerechtigkeit einer Ehe den Kindersegen versagte, in welcher die Gattin denselben nicht aus dem heiligen Triebe der Mutterliebe wünschte, sondern aus elendem Hochmuth und verächtlicher Habsucht, nicht um des hohen Glückes willen, sich mit Nachkommen umgeben zu sehen, sondern um des Dünkels und des niedrigen Wunsches, eine Gegnerin zu demüthigen und zu besiegen.

Von diesen Gedanken war Ismene, Gräfin von Alcira, zu der Zeit erfüllt, wo wir sie, Thränen vergießend, dem Leser vorgeführt haben. — Und deshalb sagten wir, daß diese kalten und bittern Thränen nicht Thränen der Liebe, sondern des Verdrusses und des Kummers waren.

Drittes Capitel.

Derjenige, welcher das beschriebene Besitzthum dem General in Vorschlag gebracht hatte, war sein Secretär Lazaro, der, als Sohn der Hausmeisterin, dasselbe kannte. Wir wollen dies in wenigen Worten erklären.

Als junger Mann hatte der General Jahre lang einen Burschen, welchen er sehr liebte. Der spanische Officierbursche ist das Muster, das Ideal eines Dieners. Er ist ganz Herz, ganz Loyalität, verlangt Nichts, ist mit Allem zufrieden; wenn man von ihm etwas verlangt, thut er es blindlings und mit Freuden, und, wenn man ihn damit beauftragte, würde er, wie die heilige Therese, aus blindem Gehorsam die Zwiebeln verfault pflanzen. Der Officierbediente hat das Herz eines Kindes, die Geduld eines Heiligen, die Treue und Anhänglichkeit eines

Hundes, dieses Musters hingebender Liebe. Gleich diesem liebt und bewacht er das, was seinem Herrn gehört, vor Allem aber seine Kinder, wenn er deren hat, und zwar in dem Grade, daß einer unserer berühmtesten und ausgezeichnetsten Generäle gesagt hat, ein Officierbursche sei das beste Kindermädchen. Er hat keinen eigenen Willen, kennt keine Faulheit, ist demüthig und muthig, gern gefällig und dankbar, und im Quartier — wo man ihn mit jenem natürlichen und bittern Widerwillen gegen Alles, was mit Gewalt den häuslichen Herd überfällt, kommen sah — sieht man ihn mit Bedauern wieder gehen. Der General, der damals Hauptmann war, lebte lange Zeit mit seinem Burschen auf dem vertrautesten Fuße, ohne daß Letzterer auch nur ein Titelchen von seiner Ehrerbietung gegen seinen Vorgesetzten verlor. Der Respect ist etwas dem Officierburschen ebenso Eigenthümliches und zu ihm Gehöriges, wie der Weide die Neigung ihrer Zweige zur Erde.

Als der General nach Amerika ging, trennte sich sein Bursche von ihm zu großem Bedauern Beider, um nach seinem Heimathsorte Chiclana zu gehen und dort seine Braut, die seit fünfzehn Jahren mit einer in Spanien sehr gewöhnlichen Beständigkeit auf ihn wartete, zu heirathen. Wenige Jahre

darauf starb er an einer Art Scharlachfieber oder Sonnenstich und hinterließ seiner trostlosen Frau einen kleinen Knaben. Die hilflose Wittwe zog als Hausmeisterin mit einer kleinen Nichte in das Haus des Señor O'Carty. Den Knaben, der des Generals Pathe war, ließ dieser zu sich kommen, erzog ihn bei sich mit vieler Sorgfalt und machte ihn zu seinem Secretär. In dieser Eigenschaft brachte er ihn im Alter von vierundzwanzig Jahren mit nach Spanien. Lazaro – so hieß er — war einer jener Menschen, denen der Adel sein Siegel aufgedrückt hat und die, von den Umständen unterstützt, ohne Ostentation oder Vorbedacht, nur durch Instinkt und natürlichen Beruf zum Heroismus gelangen.

Als Lazaro von seiner Mutter erfahren hatte, daß das Haus, in welchem sie als Hausmeisterin diente, verkauft werden sollte, hatte er dasselbe dem General vorgeschlagen, und dieser hatte es nebst einer jungen und schönen Gattin erworben.

Schön war diese Frau, weiß und zart wie eine Nymphe von Alabaster! Aber auch eben so kalt und unbeweglich war sie, die nie Jemand geliebt hatte, als sich selbst! Gehaltlos und ohne Duft war sie, gleich einem Jasmin, den nie die belebenden Strahlen der Sonne getroffen haben!

Abends bei Dunkelwerden trat eine Frau in's Zimmer, um die Fenster zu öffnen. Es war Nora, die Wärterin, welche Ismenen groß gezogen und sich nie von ihr getrennt hatte, ein schlaues und hochmüthiges Weib, die viel dazu beigetragen, in dem Kinde die schon erwähnten bösen Neigungen zu entwickeln.

„Immer weinend!“ sagte sie mit einer Geberde des Unwillens, als sie die Thränen der Gräfin bemerkte. — „Du verlierst Alles, wenn Dein Gemahl stirbt, Vermögen, Ansehen, Jugend und Schönheit! Es bleibt Dir Nichts übrig, als eine Betschwester zu werden und Heilige zu kleiden.“

„Ich weiß wohl, daß ich Alles verliere und darum weine ich!“ antwortete Ismene.

„Aber wer sagt Dir, daß Dein Schicksal nicht anders sein kann?“ erwiederte Nora. „Deine Schwägerin hat nicht über Deine Zukunft zu verfügen. Du kannst mehr dazu thun, sie zu verbessern als zu verschlimmern. Die Hoffnung ist das Letzte, was verloren geht. Aber man muß nur nicht die Arme unterschlagen, so lange man sie gebrauchen kann.“

„Eitle Worte!“ unterbrach sie Ismene bitter

und kummervoll. — „Du weißt, daß meine Hoffnungen unfruchtbar sind, wie meine Ehe."

„Einen Sohn gebären oder an Kindesstatt annehmen, kommt auf eins heraus," sagte Nora.

„Das wollte der Graf nicht."

„Er braucht es gar nicht zu wissen," erwiederte Nora.

„Ein Betrug, ein Verbrechen, eine Beraubung, eine Täuschung! Bist Du rasend?"

„Laß die hochtönenden Worte," erwiederte Nora, „es ist nur ein Werk der Barmherzigkeit, das Du an irgend einem hilflosen Unglücklichen thust. Deine Nichten, die gut verheirathet sind, und Deine Schwägerin, die eines fetten Witthums genießt, bedürfen des Vermögens des Grafen nicht, und wenn sie danach trachten, so geschieht es nur aus Ehrgeiz und aus Mißgunst, damit es Dir nicht zu Theil wird."

„Nie! nie!" sagte Ismene. „Es liegt mehr Stolz darin, sich nicht der Gefahr auszusetzen, Sclavin eines Geheimnisses zu sein, das uns entehren kann, als sich in seinem Range und seiner Stellung zu behaupten. Nie! nie!" wiederholte sie, den Kopf schüttelnd, als wollte sie einen so schrecklichen Gedanken aus demselben heraus schütteln.

„Das Geheimniß wüßte ich allein und ich trüge die Verantwortung. So wird es in meiner Brust sicherer sein als in der Deinigen.“

„Du würdest noch Jemand Anders zu Hilfe nehmen müssen.“

„Ja, ohne mich ihm anzuvertrauen. Aber diesen Jemand habe ich schon gefunden. Dein Gemahl schifft sich heute nach Havannah ein; bei seiner Rückkehr wird er einen Sohn finden.“

„Nora, Nora, es gibt keine Schlechtigkeit, die Du nicht erfindest!“

„Ich erfinde Alles, was zu Deinem Nutzen gereichen kann.“

„Einen Mann, wie der Graf, täuschen, wäre die unverzeihlichste Schändlichkeit.“

„Ich habe Dich den Vers singen hören, Ismene:

Wer täuscht, der ist der treue Freund,
Denn er bewahrt vor Schmerzen,
Doch wer enttäuscht, thut immer weh,
Kommt's auch aus gutem Herzen.

Aber offenbar schwebst Du heute in höhern Regionen, als die Dichter selbst.“

„Jene Worte beziehen sich auf Liebesstreitigkeiten.“

„Der Spruch, der sehr sinnreich ist, läßt sich auf Alles anwenden. Hat man nicht das, was ich Dir vorschlage, tausendmal in Anwendung bringen sehen? Ist es nicht auch tausendmal schlimmer in Verbindung mit der Untreue?“

In diesem Augenblicke trat der Graf ein.

„Ismene, mein Kind,“ sagte er, sich ihr liebreich nähernd, „ich komme, Dich zu einem Spaziergange abzuholen; Deine Freundinnen werden Dich wohl schon in der Cañada erwarten. Wie kommt's, daß diese schönen Abende des Frühlings Dich nicht locken, ihn in seinem Reiche, d. h. in der freien Luft, die er mit dem Balsam der geschmückten Flur erfüllt, zu genießen?“

„Das Gehen wird mir sauer und die Leute sind mir langweilig,“ antwortete Ismene, die beim Eintritte ihres Gatten bleich geworden war.

„Ich finde, daß Du blaß aussiehst, mein Kind,“ erwiederte der Graf voller Theilnahme, „und besonders finde ich Dich seit einiger Zeit niedergeschlagen. Fühlst Du Dich vielleicht unwohl?“

„Mir fehlt Nichts,“ antwortete Ismene.

„Wenigstens gehört das, was Dir fehlt, nicht

zu denjenigen Leiden, deretwegen man einen Arzt ruft," sagte Nora und sah den Grafen mit boshaftem und bedeutsamem Lächeln an.

Ismene's Antlitz wurde glühend roth wie das Blut, welches Zorn und Scham zugleich ihr in die Wangen trieben.

„Nora!" rief sie, „bist Du rasend? Schweig!"

„Ich werde schweigen. Herr Graf, man pflegt zu sagen: je mehr man eine Ankunft geheim hält, um so schöner ist das, was kommt."

In dem gutmüthigen Gesichte des Generals strahlte eine heilige Vaterhoffnung! — „Sollte es wahr sein?" murmelte er, einen Blick voll zärtlicher Rührung auf seine schöne Gattin werfend.

„Señor," sagte Nora, „bemerken Sie denn nicht seit drei Monaten ihren Mangel an Appetit, ihre Mattigkeit, ihr Uebelbefinden, zu welchen doch sonst kein Grund vorhanden ist? Sie glaubt nicht daran und will sich nicht überzeugen lassen, ich aber, die ich mehr Erfahrung habe, als sie, bin es."

„Du lügst, Nora!" rief Ismene, die Farbe wechselnd, aus.

„Die Zeit wird's lehren!" erwiederte Nora sehr bestimmt.

„Die Zeit!" wiederholte Ismene unwillig.

In diesem Augenblicke that die Saturnusuhr mit ihrem metallhellen Klange sechs Schläge.

„Die Zeit erscheint schon auf den Ruf, Herr Graf," sagte Nora mit erkünsteltem Lächeln, — „heut über sechs Monate wird sie antworten."

Viertes Capitel.

Sechs Monate nach den erzählten Auftritten zeigte der General, der in persönlichen Angelegenheiten nach Havannah gegangen war, seiner Gattin in einem zärtlichen Briefe seine Rückkehr an, und Ismene begab sich nach Cadix, um ihren Gatten zu empfangen; eine Amme, die den untergeschobenen Knaben im Arme hielt, begleitete sie in einer Berline.

Dieses Kind war aus dem Findelhause genommen, und das Geheimniß der ruchlosen That wußte Niemand als Ismene, Nora und Lazaro, welcher Letztere wegen eines Unwohlseins Nora's den Knaben aus dem Findelhause geholt hatte. Wie es der gottlosen Frau möglich war, den edeln jungen Mann zur Mitwirkung bei der Schändlichkeit zu bereden, wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß, wie sie

selbst Lazaro versicherte, die That nicht nur mit Erlaubniß, sondern auf Anordnung des Generals geschehe. Lazaro schwankte, aber Nora, welche seinen Widerstand vorausgesehen, hatte klüglich das letzte Billet, welches der Graf vor seiner Abreise an seine Frau geschrieben, in ihrem Gewahrsam behalten. Es lautete folgendermaßen:

„Schon schwellen die Segel, die mich von Dir und mit Dir von allen Süßigkeiten meines Lebens entfernen sollen! Adieu also! Ich hoffe, bei meiner Rückkehr einen Knaben in Deinen Armen zu finden, der unser Glück noch befestigen wird.

Ich habe Dir schon gesagt, daß Du Dich in der bewußten Angelegenheit, wie in Allem, der Hilfe Lazaro's bedienen sollst, in welchen Du eben so unbegrenztes Vertrauen setzen kannst, wie ich."

Der General hatte noch einige zärtliche Worte hinzugefügt und unterzeichnet.

Nora erkannte sogleich den ganzen Nutzen, welchen sie aus diesem Briefe ziehen könnte, wenn sie Lazaro zeigte, daß die „bewußte Angelegenheit" — die eine Geldangelegenheit war — dieselbe sei, mit welcher sie umging; und sie hob das Schreiben auf.

Lazaro holte daher — zwar mit dem größten Schmerz, aber voll Hingebung für seinen Wohl-

thäter — das unschuldige kleine Wesen, das vom Laster verlassen war und jetzt von der Gottlosigkeit aufgenommen wurde, wie die süße Blume, die vom Busen eines Freudenmädchens in die Hände eines Giftmischers übergeht.

Kurz vor der Zeit, wo wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, hatte der Director des Findelhauses das Kind von Lazaro zurückgefordert. Nora fand keinen andern Ausweg aus dieser entsetzlichen Verlegenheit, als daß Lazaro nach den Vereinigten Staaten ginge. Ismene unterstützte mit Wärme diesen Gedanken, und der aufopfernde junge Mann willigte ein, obwohl er wußte, daß seine Abwesenheit, für welche es an allen Motiven fehlte, und für welche er selbst nur ungenügende Erklärungen gab, seiner Mutter und seiner Cousine, mit welcher er verlobt war, das Herz brechen würde.

Er schiffte sich heimlich auf einem Küstenschiffe, das nach Gibraltar ging, ein; auf der Höhe der gefährlichen Küste von Conil aber wurde das Fahrzeug von einem furchtbaren Sturm überfallen, scheiterte und kein einziger der darauf befindlichen Passagiere wurde gerettet.

Dieses Unglück, für dessen Ursache sie sich hielt, erfüllte Ismene mit Schrecken. Ihre Angst wuchs

durch ein drohendes Vorgefühl, in Folge dessen sie ihre Blicke weder auf die Vergangenheit, noch auf die Zukunft richten konnte, ohne zu schaudern. In jener sah sie einen Vorwurf, in dieser eine Drohung.

Unglücklich Derjenige, welcher sein gequältes Leben zwischen diesen beiden Gespenstern hinschleppt! Glücklich, wer mitten in Mißgeschick und Schmerzen bei einem guten Gewissen sich den Frieden der Seele bewahrt, das höchste Gut, welches Gott dem Menschen in diesem Jammerthale verheißen hat!

Fünftes Capitel.

Jahre lang blieb das schöne Haus in Chiclana unbewohnt. Die Gräfin weigerte sich standhaft, den Frühling dort zu genießen, denn für diese Frau gab es jetzt weder Frühling noch Genuß. Die göttliche Gerechtigkeit ließ die Folgen eines mit kalter Ueberlegung begangenen Frevels, für welchen nicht eine einzige Entschuldigung vorhanden war, die seine Abscheulichkeit hätte mildern können, schwer auf ihr lasten. Durch die Macht der Ereignisse selbst wollte diese erhabene und mächtige Gerechtigkeit einem harten und verwegenen Herzen beibringen, was die Gefühle ihm nicht hatten mittheilen können. Und jene Ereignisse waren schrecklich! Denn sie hatte dem Grafen nach einander zwei Söhne geschenkt, deren unerwartete Geburt die Mutter mit Entsetzen erfüllte. Noch mehr; der älteste von den dreien wurde

ein schöner, offener, braver Knabe, und mit Widerwillen sah sie, daß er in der Liebe des Grafen den ersten Platz einnahm. Denn zwischen Ramon, so hieß er, und dem Generale bestand nicht nur eine gegenseitige Zuneigung, sondern für den gerechtigkeitsliebenden alten Mann war die Schroffheit und das gehässige Betragen der Gräfin gegen den Knaben ein Beweggrund, diese Ungerechtigkeit durch doppelte Liebe und doppeltes Interesse für ihn wieder gut zu machen. So hatte die Vorsehung durch die furchtbare Macht der Dinge jenes kalte und fühllose Herz zur Reue geführt, und diese hatte die schuldbeladene Mutter aus dem Hause verscheucht, in welchem Alles sie an ihre Schuld erinnerte.

Reue! Du, die das Haupt mit einer Dornenkrone umgibt und das Herz in ein Bußgewand hüllt, Du, die den Schlaf so leicht, das Wachen so schwer macht, Du, die zwischen den klaren Blick der Seele und die Augen tritt, um ihn zu trüben, zwischen das reine Lächeln des Herzens und die Lippen, um es zu verbittern, Du, welche schweigt, wenn die verführerische Schuld erscheint, und die ihre Geschosse so weit und schrecklich schleudert, wenn die That geschehen ist und nicht rückgängig gemacht werden kann! Grausame und unerbittliche Reue,

wer sendet Dich? Der Geist des Bösen, um sich seines Werkes zu freuen und den Menschen zur Verzweiflung zu bringen, oder Gott, um ihn zu mahnen, daß er sein Vergehen abbüße?

Die göttliche Barmherzigkeit hat durch die Reue dem Menschen zwei Wege geöffnet: die Verzweiflung und die Buße. Die lauen Seelen, die schwachen Willenskräfte schwanken in tödtlicher Angst hin und her zwischen dem Scheiterhaufen, der sie reinigen sollte, und dem grundlosen Meere, in dessen bitterer Tiefe sie für immer verwesen.

Diese Qual, deren Opfer Ismene war, diese Reue — ein ewiger Wurm! — hatte ihr Herz und ihr Leben zernagt, wie ein unheilbarer Krebs. Ihre Martern wuchsen, je mehr sie ihr Ende nahen fühlte. In fortwährendem Kampfe mit ihrem Gewissen, das sich nicht mit weltlichen Gründen oder Zwecken bestechen ließ, weil das Gewissen göttlichen Ursprungs ist, täglich weniger mit sich einig, ob sie den Weg betreten sollte, den das Gewissen ihr vorzeichnete, aber ihr Stolz verwarf, ging Ismene, in gleichem Maße schaudernd vor dem furchtbaren Scheiterhaufen und dem entsetzlichen Abgrunde, ihrem Ende entgegen, wie der Verbrecher dem Schaffot, die Entfernung gleichzeitig zu verlängern und zu verkürzen

wünschend. Als sie fast schon bettlägerig war, bestanden die Aerzte — als letztes Mittel — darauf, daß ihre entzündete Brust die frische Landluft athmen sollte.

Als in Chiclana die Ankunft der Herrschaft gemeldet worden war, wurde das Haus zu ihrem Empfange in Stand gesetzt. Die Decke überspannte den Hof wie ein bewegliches Dach, die ausgesuchteste Sauberkeit glänzte überall wie ein Firniß, die Vögel sangen, die Blumen blühten üppig, obgleich Maria*) nicht mehr sang, wenn sie dieselben begoß.

Der Klang der Schellen verkündigte die Berline, welche langsam ankam und an der Thür still hielt. Das war nicht mehr die schöne, glänzende Ismene, sondern ihr Schatten, der, auf den Arm des Generals gelehnt und von einem Arzt unterstützt, unter das herrliche Marmorportal geschleppt wurde, wie ein Leichnam in sein prachtvolles Mausoleum. In ihrem achtundzwanzigsten Jahre hatte Ismene allen

*) Wir müssen den Leser ein für alle Mal darauf aufmerksam machen, daß die Verfasserin die leidige Gewohnheit hat, Personen, von denen früher nur vorübergehend oder gar nicht die Rede gewesen ist, plötzlich mit Namen einzuführen, wodurch die Erzählung nicht selten unklar wird. Daß hier die Hausmeisterin, Lazaro's Mutter, gemeint ist, ergibt sich aus dem Folgenden. Anm. d. Uebers.

Glanz der Jugend verloren; ihre früher klaren und glänzenden Augen waren trübe und matt, ihre goldigen Haare waren grau geworden, ihr weißer, lebloser Teint glich einem Leichentuche über einem Skelett. Wenige Jahre hatten hingereicht, diese Veränderung zu bewirken, denn nicht die Zeit mit ihrer langsamen und leisen Hand hatte sie gemacht, sondern das Leiden mit seinem zerstörenden Griff.

Die Gräfin wurde auf's Sopha getragen, auf welchem sie lange Zeit wie unempfindlich für Alles, was sie umgab, liegen blieb. Als sie aber allein war, befahl sie mit fieberhafter Aufregung Nora, Maria zu rufen. Nora, welche vorhersah, welche heftige Erschütterung der Anblick der unglücklichen alten Frau, welche das Opfer ihres Unglücks geworden, auf die Kranke hervorbringen würde, wollte antworten, aber die Gräfin wiederholte den Befehl so heftig, daß sie gehorchen mußte. Als die Alte eintrat, streckte Ismene ihre zitternden Arme nach ihr aus, umschlang sie mit denselben und lehnte ihren glühenden Kopf und ihre, mit der Röthe der Scham bedeckten Schläfe an die Brust der Frau, die sie hatte geboren werden sehen. Aber Maria war gefaßt; das reine Herz schlug ruhig in dieser Brust. Ihre

Augen hatten ihren frühern Ausdruck der Zufriedenheit verloren, aber nicht den des Seelenfriedens.

„Maria,“ rief Ismene endlich aus, „wie habt Ihr Euer Unglück ertragen können?“

„Mit der Ergebung, die Gott gibt, wenn man ihn darum bittet, Señora,“ antwortete die Alte.

„O, glücklich die Leiden, mit denen sie vereinbar ist!“ sprach Ismene bei sich.

„Ich sagte Euch einmal, Señora,“ fuhr Maria fort, „ich sei stolz auf meinen Sohn, und Gott hat zugelassen, daß dieser Sohn, meine Freude und mein Stolz, durch allen Anschein eines Verbrechens entehrt werden sollte.“

„Anschein!“ sagte Nora, „wer sagt das?“

„Alle,“ antwortete Maria sanft, aber fest.

Und einige Augenblicke nachher fuhr sie mit derselben Ruhe fort:

„Ein tiefes Geheimniß ruht in meinen Augen, wie in denen Aller, auf den Umständen seiner Flucht. Wenn aber irgend Jemand in dieselbe verwickelt ist, so verzeihe ihm der göttliche Richter, wie ich ihm verzeihe! Gott und ich wissen, daß mein Sohn kein Verbrecher war und sein konnte; das genügt mir, ich schweige und ergebe mich.“

„Und Euer Herz und Eure Ueberzeugung als

Mutter haben Euch nicht getäuscht!“ rief Ismene aus und sank leblos auf die Kissen des Sophas.

Ismene wurde in's Bett gebracht und die Verschlimmerung ihres Zustandes der Aufregung und Ermüdung der Reise zugeschrieben.

Ein narkotisches Mittel beruhigte allmälig ihre Aufregung und versenkte sie später in einen künstlichen Schlaf, weshalb Alle, mit Ausnahme ihrer Wärterin, sich entfernten, um von den Strapazen und Gemüthsbewegungen des Tages auszuruhen.

Der General hatte aus zarter Vorsorge den Hahn der Fontäne zuschrauben lassen, damit ihr Murmeln die leichte Ruhe seiner Gattin nicht stören möchte. Die Uhr des Wohnzimmers schlug Zwölf; zwölfmal tönte die Stimme der Zeit wie eine niederschmetternde Prophezeiung. Zwölf zählte der finstere Greis mit seinem unerbittlichen Gedächtniß, und zwölf Jahre waren eben jetzt verflossen, seit Ismene von einer Schuld beladen, aber in der Ueppigkeit des Luxus und umgeben vom Nimbus der öffentlichen Achtung lebte! Zwölf Jahre waren verflossen, seit sie erst ihr Gewissen ihrem Hochmuth und hierauf ein edles Dasein ihrem Stolze aufgeopfert hatte.

Ismene fuhr aus dem Schlafe empor und rich-

tete sich im Bett auf; ihre wirren Augen schweiften überall umher; ihr Blut siedete von Fieberhitze.

Ihre verzehrende Unruhe benahm ihr den Athem; die Last, welche auf ihrer Brust lag, erstickte sie. Sie sprang aus dem Bett und lief an's Fenster, denn sie schnappte nach Luft, wie Gretchen in Goethe's Faust.

Der sanfte Mond und süßes Schweigen waren in jener milden Nacht brüderlich vereint. Die Ruhe war so groß, daß sie auf Ismenens sturmbewegter Seele lastete, wie die ruhige aber erstickende Atmosphäre vor einem Gewitter.

Sie lehnte ihre brennende Stirn an das Gitter des Fensters, welches in den Hof ging; das Gitter war schwarz und vergoldet, wie ihr eigenes Dasein! Da hörte sie in der Ferne zwei Stimmen, so schwesterlich vereint wie Glaube und Hoffnung, mit einander beten. Es waren Maria und Piedad,*) welche den Rosenkranz beteten. Es lag etwas Feierliches in dem sanften und einförmigen Tone, womit

---

*) Es ist hier augenscheinlich die Anfangs der Erzählung ganz vorübergehend erwähnte Nichte der Hausmeisterin gemeint.
Anm. d. Uebers.

das Wort, ohne Leidenschaft, ohne Biegsamkeit, ohne irdischen Stimmwechsel, wie die Weihrauchwolke vom Altare, sich zum Himmel erhebt, sanft, farblos, und gleichsam vom Himmel angezogen. Es lag etwas tief Rührendes in diesen tausendmal wiederholten, weil tausendmal gefühlten Worten, in diesen Gebeten, in welchen Tausende von Herzen vor Gottes Thron sich vereinigen, in diesen Gebeten, welche eine wörtliche und unverfälschte Uebertragung derer Jesu Christi und seiner Apostel sind, die Seelen von Tausenden von Geschlechtern mit Andacht erfüllt haben, in diesen Gebeten, die so vollkommen und vollständig sind, daß alle Fortschritte und alle Aufklärung des menschlichen Geistes vergebens versuchen würden, sie noch vollkommener zu machen.

Welch einen schmerzlichen Gegensatz bildeten die ernsten und ruhigen Stimmen zu dem Zustande der Seele Ismenens, in welcher die Reue wüthete! Sie wollte darin einstimmen, aber sie konnte es nicht!

„O, mein Gott,“ rief sie aus, vom Fenster zurücktretend, „ich kann nicht beten!“

Bald aber kehrte sie um, angezogen durch den heiligen und unwiderstehlichen Magnet des Gebetes. Da hörte sie Maria die Worte sagen: „Für den Frieden der Seele meines Sohnes Lazaro,“

und mit unveränderter Stimme fuhren die beiden katholischen Frauen in ihrem Gebete fort.

„Ach!“ rief Ismene, verzweiflungsvoll die Hände ringend, aus, „heiliger Gott, ich bin nicht würdig, meine verfluchte Stimme mit diesen reinen Stimmen zu vereinigen, die keine Schuld getrübt hat, die keine Reue erstickt! Sie warf sich nieder, mit dem Gesicht auf den Boden und blieb in dieser Stellung, bis das letzte Amen zum Himmel stieg. Da stand sie auf, schaudernd vor sich selbst wie vor einem Gespenste und sah Nora in einem Sessel eingeschlafen. Sie näherte sich ihr und ergriff sie mit der Hand, jener sonst so schönen Hand, die jetzt der Kralle eines Adlers von Marmor, glich heftig am Arme.

„Du schläfst!“ rief sie aus; „die Verruchtheit schläft, während die Unschuld wacht und betet! Wach' auf! denn Dein Schlaf ist noch schrecklicher als Dein Verbrechen. Du siehst Diejenige, welche Du mit Sorgfalt aus ihrer sanften Wiege genommen hast, durch Deine schändlichen Eingebungen in ihren Sarg gehen, und schläfst, während sie Todesqualen leidet! Was siehst Du in der Vergangenheit? Das unbestrafte Verbrechen. Und Du schläfst! — Was siehst Du in der Gegenwart? Unrechtmäßigen Besitz,

Beraubung, Verrath, ein gemeines, kaltblütiges Verbrechen. Und Du schläfst! — Was siehst Du in der Zukunft? Die himmlische Allgerechtigkeit Gottes, die so süß ist für den Gerechten, so furchtbar für den Schuldigen; und Du schläfst! — Aber diese Gerechtigkeit wird den Fluch, der jetzt auf meinem Haupte lastet, auf das Deinige fallen lassen! Trag also vereint mit mir das Verdammungsurtheil Gottes, den Fluch derjenigen, die Du verführt hast! Ich bin freilich schuldig wie kein anderes Weib, aber Nora, Nora, ohne Dich wäre ich es nicht geworden!"

Auf Nora's Geschrei liefen alle Bewohner des Hauses herzu und fanden die Gräfin in einem furchtbaren Krampfzustande, welcher dem Wahnsinne glich. Nora war außer sich und redete irre; aber man schrieb dies dem Schmerz über das herannahende Ende ihrer Gebieterin zu.

Sechstes Capitel.

Am folgenden Tage befand sich die Kranke in furchtbarer Aufregung. Am Abend sahen sich die Aerzte genöthigt, ihr einen starken Schlaftrunk zu verabreichen, in Folge dessen sie in tiefen Schlaf verfiel.

Der General war beschäftigt, die Papiere zu ordnen, welche zerstreut in einem sehr schönen alten Schreibtische von Ebenholz, dessen verschiedene Abtheilungen mit sehr reichem Schnitzwerk und Gemälden von Rubens geziert waren und in welchen Ismene ihre Papiere verwahrte, herumlagen. Der Schreibtisch war auf Befehl seiner Besitzerin an jenem Abende geöffnet worden, um Papier und Feder, deren sie bedurfte, herauszunehmen.

Ismene hatte von ihrem Vater Englisch gelernt und diese Sprache war ihr so geläufig wie ihre

Muttersprache. Der General richtete seine Aufmerksamkeit auf eine von seiner Frau begonnene Uebersetzung, und dachte mit Schmerz daran, daß sie dieselbe nicht mehr vollenden würde. Es war die Uebersetzung des Hamlet von Shakespeare, und der General las das Letzte, was seine Frau geschrieben hatte. Es war der Monolog des Königs Claudius im dritten Acte, und die Buchstaben waren unsicher, als ob sie mit zitternder Hand geschrieben wären.

Die wörtliche und schlechte Uebersetzung gab zwar kaum einen Begriff von der herrlichen, tiefen und erhabenen Poesie des Dichters, welcher der Stolz seines Vaterlandes war und noch ist, erfüllte aber dennoch den General, dessen Seele für alles Schöne und Gute empfänglich war, mit Bewunderung. Als er aber einen Blick auf seine Frau warf, die weiß auf ihrem weißen Bette lag, wie eine verwelkte Lilie auf dem Schnee, stellte er folgende naheliegende Betrachtung an:

„Warum sucht sie diese Gemälde von Verbrechen und Leidenschaften? Warum ahmt die Taube das schauerliche Geschrei des Uhu's nach, warum die sanfte Taube das Gebrüll des verwundeten und blutenden Löwen?"

Nachdem er die Papiere verwahrt hatte, setzte sich der Graf in einen Sessel am Fußende des Bettes seiner Frau und erhob sein Herz zu Gott in einem inbrünstigen Gebete für das Leben derjenigen, welche er liebte.

Die Uhr in dem an das Schlafgemach stoßenden Zimmer schlug, beharrlich wie eine Erinnerung, die man von sich weist und die beständig wiederkehrt, die elfte Stunde, und ihre metallenen Töne zitterten in der Stille nach, als klopfe die Gerechtigkeit an eine verschlossene Thür, die Gerechtigkeit, für die keine Thür verschlossen bleiben kann. Der helle Klang machte Ismenen in ihrem Schlaf erbeben und sie erwachte mit einem dumpfen Stöhnen.

Der General, der seine Frau wirr um sich blicken sah und unzusammenhängende Worte sprechen hörte, näherte sich ihr und umschlang sie mit den Armen.

„Beruhige Dich, Ismene,“ sprach er; „Du hast Erquickung gehabt. Gott erhört unser Gebet; seit einigen Stunden stärkt Dich ein wohlthätiger Schlaf.“

„Hab' ich geschlafen?“ fragte Ismene leise. „Ich habe geschlafen am Rande meines Grabes, als ob dies mir Ruhe verspräche! Ich habe geschlafen, jetzt, wo mir nur noch so wenig Zeit übrig

bleibt, meine Rechnung mit der Welt abzuschließen. Setz' Dich, Herr! ... denn als solchem, nicht als meinem Gatten, will ich mit Dir reden; ich bin unwürdig, Deine Gattin zu sein. Ich will mit Dir reden, nicht als mit meinem Gefährten, sondern mit meinem Richter, dessen Barmherzigkeit ich erflehe."

Der General schrieb diese seltsamen Worte dem Delirium zu, und ohne bei denselben zu verweilen, wollte er seine Frau beruhigen, indem er ihr vorschlug, die Erklärungen, welche sie machen wollte, bis auf später zu verschieben. Aber Ismene bestand entschieden darauf, daß er sie anhören sollte und fuhr fort:

„Ich sterbe ... und verlasse ohne Bedauern alle Güter dieser Erde. Nur nach Einem trachte ich und dies Eine möchte ich mit mir in's Grab nehmen! Du, der Du für mich Vater, Gatte und Wohlthäter warst, wirst es mir nicht versagen, da nur Du es mir geben kannst. Denn das, was ich von Dir erbitte, Herr, ist Deine Verzeihung."

Als der General seine Frau so reden hörte, wurde er noch mehr in der Vermuthung bestärkt, daß sie phantasire, und abermals bat er sie, sich nicht so aufzuregen. Aber von Neuem und auf's

Dringendste bat ihn Ismene, sie anzuhören, ohne sie zu unterbrechen.

„Wenn eine Frau," sagte sie, „die eine Schuld durch Alles, was die Reue Schreckliches und Herzzerreißendes hat, gebüßt, wenn sie Ruhe, Gesundheit und Leben dabei verloren hat, wenn diese Unglückliche, in dem Augenblicke, wo sie den Tod der Verzweiflung stirbt, noch einiges Mitleid einflößen kann, o, so habe Du, der Du der großmüthigste der Menschen gewesen bist, der Du mein Leben mit Blumen bestreut hast, einen Oelzweig für meinen Tod. Empfange, ohne mich zurückzustoßen, ohne in diesen letzten Augenblicken von mir zu fliehen, ohne meinen Todeskampf durch einen Fluch zu erschweren, ein Geständniß, welches Dir beweisen wird, daß mein Herz nicht ganz verstockt ist, da es noch den Muth hat, es abzulegen."

Ein kalter Schweiß bedeckte die Stirn der Sterbenden, ihre starren Hände zitterten krampfhaft, ihre Worte gingen schwach und bleich über ihre Lippen, wie die letzten Blutstropfen einer tödtlich Verwundeten. Dennoch aber fuhr sie mit einer letzten, heldenmüthigen Anstrengung folgendermaßen fort:

„Ich weiß, daß ich Dein Herz mit einem scharfen Dolche durchbohren werde, aber nur dies

eine Mittel kann mich vor dem Tode der Verzweiflung retten. Hier hast Du," fuhr sie fort, einen versiegelten Brief unter ihrem Kissen hervorziehend, „eine von mir unterschriebene und von zwei ehrenwerthen Zeugen beglaubigte Erklärung, welche den Zweck hat, eine abscheuliche Uebervortheilung, eine verbrecherische Beraubung und einen schändlichen Mißbrauch eines edeln Vertrauens zu verhindern. Du wirst daraus ersehen, Herr, daß ... Ramon nicht unser Sohn ist!"

Bei diesen furchtbaren Worten sprang der General unwillkürlich vom Stuhl auf; gleich darauf aber fiel er vernichtet wieder auf denselben nieder, und indem er das Gesicht mit beiden Händen bedeckte, rief er voll Entsetzen und Schmerz aus:

„Ramon nicht mein Sohn!!! Und wessen denn?"

„Das weiß nur Gott, denn sein schlechter Vater hat ihn verlassen. Er ist ein Findling."

„Aber zu welchem Zwecke ...?" Der General hielt inne und fuhr darauf entrüstet fort: „Ich begreife endlich ... Ehrgeiz! ... Stolz! ... welche Schändlichkeit!!!"

„Habe Mitleid mit meiner Qual!" sagte Ismene händeringend.

„Du bist eine Nichtswürdige!“ rief der General mit dem ganzen Zorne der Redlichkeit gegen die Verrätherei und mit allem Abscheu der Tugend gegen das Verbrechen aus.

Nie hatte Ismene die freundliche und väterliche Stimme ihres Gatten den furchtbaren und männlichen Ausdruck annehmen hören, mit welchem er ihr jenes Schimpfwort in's Gesicht schleuderte, und wie vom Blitze getroffen, zuckte sie zusammen. Es schien ihr, als ob der tiefe Schmerz, das strenge Verdammungsurtheil ihres Gatten zwischen ihm und ihr einen Abgrund öffneten und als könnten die Lippen, welche jenen grausamen Spruch thaten, unmöglich das süße Wort aussprechen, nach dem sie in ihrer Todesqual so sehnlich verlangte, das sie mehr als das Leben wünschte. Das Wort, das ihr allein den Tod versüßen konnte, war Verzeihung, die schönste und vollkommenste Frucht der Liebe, die Verzeihung, deren Werth so groß ist, daß Gottes Sohn sie mit all seinem Blut erkaufte und daß sein Vater sie eben deshalb für eine Thräne gewährt — so groß ist seine Barmherzigkeit! — Die Verzeihung, jene Gottesgabe, welche der Stolz nicht erbittet und nicht gewährt, die aber die Demuth erfleht und bewilligt, jene Verzeihung, welche die Schuldige als

kräftige Fürbitte mit zum Himmel genommen hätte. Hatte sie vielleicht zu lange gezögert, ehe sie darum bat? Sollte sie vielleicht sterben in dem Augenblicke, wo die Wellen des Blutes im Herzen des Beleidigten die heilige Barmherzigkeit, die edle Milde erstickten? In ihrer Verzweiflung stürzte sich die Unglückliche aus dem Bette zur Erde nieder, und ihre gefalteten Hände zu der edeln Brust des von ihr getäuschten Mannes emporhebend, rief sie mit röchelnder und sterbender Stimme:

„Verzeihung!“

Ihr letzter Gedanke, ihre letzte Empfindung, ihr letzter Athemzug entfloh in diesem letzten Worte. Der General entsetzte sich bei diesem auf der Schwelle des Todes ausgestoßenen Schrei, er bog sich herab zu seiner Gattin und nahm sie in seine Arme — er hob nur einen Leichnam auf.

In diesem Augenblicke hörte man die Uhr langsam und ernst Zwölf schlagen, als hätte die Zeit auf diesen Augenblick gewartet, um ihre metallene Stimme gleich einem plötzlichen frommen Geläute ertönen zu lassen! ~

Siebentes Capitel.

Eine geheime Schuld, ihre schrecklichen, gleich einem Knäuel Schlangen in einander verschlungenen Folgen nach sich ziehend, hatte bereits Derjenigen, die sie begangen, Glück und Leben, und Derjenigen, welche die That ausgesonnen, den Verstand gekostet; denn Ismenens Fluch und Tod brachten Nora in's Irrenhaus. Dennoch aber standen ihre furchtbaren Folgen und ihre unheilvollen Wirkungen dabei nicht still; sie vergifteten noch die letzten Jahre des bis dahin so heitern und ruhigen Daseins des Generals von Alcira. Der treffliche alte Mann machte sich unaufhörlich das harte und grausame Wort zum Vorwurf, welches der Zorn seinen Lippen entrissen, das einzige, womit er in seinem ganzen Leben ein zerrissenes und verwelktes Herz, das um ein sanftes

und heiliges Wort bat, um ruhig stillstehen zu können und statt dessen unter harter Schmähung den Tod der Verzweiflung sterben mußte, verwundet hatte. — Er weinte heiße Thränen darüber, daß er die Verzeihung nicht gewährt hatte, die aus seinem edeln Herzen sich nur auf einen Augenblick hatte entfernen können, und dieser Augenblick war der letzte der Unglücklichen gewesen, die darum flehte! Jene Verzeihung, die vielleicht ihr Leben verlängert, ihre Leiden gelindert, ihr den Tod versüßt hätte, hatte er ihr verweigert!!! — Diese Erinnerung, die zugleich ein Gewissensbiß war, vergiftete sein Leben.

Der Umschwung, welche in seinem von Natur edeln Herzen vorging, war der Art, daß er eine Missethat, die durch so ausgezeichnete Eigenschaften aufgewogen, durch beispiellose Reue und tödtliche Qualen getilgt worden war, fast entschuldigte; denn der Tod hat das süße Vorrecht, in dem Augenblicke, wo er seine Beute ergreift, die bösen Eigenschaften desselben mit in die Erde zu nehmen und ihr die guten als Grabschrift zu lassen.

Der Graf machte jenen Augenblick, wo er vergessen hatte, daß er Christ war, durch vermehrte Werke der Barmherzigkeit, die er Gott als Brandopfer darbrachte, um vom Himmel für die reuige

Sünderin die Verzeihung zu erhalten, welche die Erde ihr versagt hatte, sowie durch unaufhörliche Gebete für die Ruhe ihrer Seele wieder gut, Gebete, die der Ewige erhört haben wird, denn er erhört den Menschen, den er geschaffen, was auch der hartnäckigste Ungläubige nicht leugnen kann. — Der Schöpfer hat den Menschen nicht zum Findling gemacht, sondern ihn als seinen Sohn anerkannt, ihm Gebote gegeben und ihm, vom Kreuze an, eine glorreiche Erbschaft versprochen.

Jeden Morgen brachte ein Priester das heilige Meßopfer für die Ruhe einer Seele dar, welche ewig im Herzen des Greises lebte, der vor dem Altare knieend seine Gebete mit denen des Opfernden vereinigte.

Außerdem war es das furchtbare Geheimniß, welches auf ihm lastete und mit ihm zugleich alle seine Söhne einschloß, wie in der herrlichen Gruppe des Laokoon das Schlangenungeheuer Vater und Söhne, was dem General das Leben verbitterte. Er konnte das Geheimniß nicht verletzen, ohne Denjenigen, welchen sein gütiges Herz immer noch zärtlich liebte, zu opfern und ohne die heilige Asche der Mutter seiner Kinder zu entehren. Der General bewahrte daher das unselige Geheimniß, achtete die

Kindheit und Unschuld seiner Söhne und hatte den Muth nicht, es zu entdecken. „Es wird immer noch Zeit sein," dachte er, „den Schleier von einer so traurigen und schrecklichen Wahrheit zu ziehen. Zuweilen hatte er schon gedacht, es mit sich in's Grab zu nehmen. Aber mit welchem Rechte konnte er, ein Mann von so strenger und unerschütterlicher Rechtschaffenheit, seine Söhne zu Gunsten eines Fremden ihres Vermögens berauben? Wie konnte er einen Fremden, einen Findling, mit Verletzung der Rechte der gesetzmäßigen Eigenthümer, zum Haupte seines edeln Hauses machen?

Es gibt weltliche Väter, bei welchen die Meinung der Welt die Stimme des Gewissens übertönt und denen sociale Rücksichten, die sie den Umständen anzupassen suchen, schwerer wiegen als der Richterspruch des erstern. Aber das Gewissen läßt sich nicht bestechen! Denn thäte es dies, so wäre es nicht, was es ist. Es wäre alsdann ein Hehler und kein Wächter, eine Wetterfahne, keine Grundlage; es würde das Vertrauen verlieren, welches es einflößt, und den Respect, den es verdient. Das Gewissen thut seine Aussprüche, wie die Sonne ihre Strahlen verbreitet; nichts trübt sie, nichts bringt sie aus ihrer Richtung.

Um Diejenigen, die sich blindlings vom Gewissen leiten lassen, zu verwirren, spricht man von den Thränen, die seinetwegen vergossen werden, von den Uebeln, die es bisweilen verursacht und den Störungen, die es in einem Zustande äußerer Ruhe und glatter Oberfläche zu veranlassen pflegt, und um es zum Schweigen zu bringen, werden schöne und scheinwahre Gründe vorgebracht, die aber grundfalsch sind. Wenn das Gewissen eine schmerzhafte Operation an einem brandigen Theile des gesellschaftlichen Körpers erfordert, so komme nur nicht die blinde Gutmüthigkeit — oder zuweilen die Heuchelei unter dem Namen der Humanität — und schreie Zeter gegen ein Urtheil, das man vielleicht hart nennt und das auch vielleicht wirklich hart, aber nothwendig ist, wenn der Brand nicht um sich greifen, wenn der Körper gesund und ohne schleichende Leiden bleiben soll. Das Gewissen ist das Gefühl der Pflicht, welches Gott in das Herz des Menschen gelegt hat, wie in die Magnetnadel ihre unveränderliche Richtung, damit es uns gleich dieser zum Führer diene. Bewundern wir dies Pflichtgefühl mit dem trefflichen Schlegel, wenn er sagt: „Die beiden schönsten Dinge, die ich kenne, sind

der Sternenhimmel über uns und das Pflichtgefühl in uns.“

Inzwischen vergingen die Jahre; der Graf war alt geworden und sah sein Ende herannahen. Da er seine letzten Tage umgeben von seinen Söhnen zubringen wollte, und sich genöthigt sah, vor seinem Tode das Geheimniß, das er nicht mit sich in die Gruft nehmen konnte, zu enthüllen, so ließ er sie alle zu sich nach Chiclana kommen. Dort wollte er sterben, um an der Seite seiner Gattin beerdigt zu werden und ihr noch nach dem Tode diesen öffentlichen Beweis der Liebe und Werthschätzung zu geben.

Der Graf saß zurückgelehnt in seinem Lehnsessel, aus welchem er schon nicht mehr aufstehen konnte; seine Söhne waren um ihn.

Obgleich das Wort Aufklärung damals noch nicht im Gebrauch, auch die Schulen noch nicht modernisirt waren, so waren die drei Brüder doch eben so gebildete wie feingesittete junge Leute geworden, welche den General mit Freude und Stolz erfüllten. Ramon, der Aeltere, kam von der Artillerieschule, derselben, aus welcher damals Daviz und Velarde hervorgingen. Der zweite kam von der Seecadettenschule, der gleichfalls damals die Helden von Trafalgar angehört hatten, jene Titanen, die

gleichzeitig mit den gewaltigen Streitkräften eines mächtigen Feindes, mit dem feigen Verrath eines Alliirten und der entfesselten Wuth der Elemente kämpften und nicht besiegt, sondern von den drei mit einander verschworenen Feinden aufgerieben wurden. Der dritte kam von der Universität Sevilla, wo damals oder kurz vorher Männer wie Lista, Reinoso, Blanco, Carvajal, Arjona, Roldan, Calatrava und Gonzalez und der weise und musterhafte Maestre, der ehemalige Gouverneur des Erzbisthums, studirten; denn wohl mag es Spanien an Eisenbahnen, guten Wirthshäusern, raffinirten sinnlichen Genüssen fehlen, aber zu keiner Zeit hat es ihm an Weisen und Helden gefehlt. Der General sah die drei der Reihe nach mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke der Zärtlichkeit an, und als seine Augen sich auf Ramon hefteten, schlug er sie nieder, um die Thränen zu verbergen, welche hineintraten.

Die lebhafte Freude, seine Söhne bei sich zu haben, verbunden mit seiner Qual, das Damoklesschwert — dem Bedrohten unbewußt — über Ramon's Haupte schweben zu sehen, erschütterten den alten Mann so sehr, daß er eine schlechte, fiebervolle Nacht hatte.

Am folgenden Morgen erklärten es die Aerzte

für angemessen, daß der Kranke seine letzten Anordnungen treffe. Der Kummer seiner Söhne, die ihn anbeteten, war herzzerreißend.

Der General war so vorbereitet, die Welt zu verlassen und vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen, daß seine Anordnungen feierlich, aber kurz und ruhig waren.

Gegen Abend, da er seine Kräfte jeden Augenblick mehr schwinden fühlte, befahl er, ihn mit seinen Söhnen allein zu lassen. Darauf traten diese an das Bett des Greises, ihre Thränen zurückhaltend, um ihn nicht zu betrüben.

Er blickte sie lange an und sprach:

„Meine Söhne, ein schreckliches Geheimniß, das Einen von Euch unglücklich machen wird, liegt seit vielen Jahren tief in meiner Seele verborgen! Aber . . . da ich nun sterben muß . . . kann ich nicht länger der Bewahrer desselben sein. O mein Gott! . . . Mein Herz straft dem Lügen . . . und dennoch — Einer von Euch ist nicht mein Sohn!“

Schmerz und Schrecken malte sich in den Gesichtern der drei Brüder; sie standen stumm, bleich und entsetzt da.

„Ihr wißt wohl,“ fuhr der General nach einer Pause, in welcher er Athem schöpfte, fort, „daß ich

für Euch alle drei gleiches Interesse und gleiche Liebe habe und daß Niemand — Ihr selbst nicht — gewußt hat, welches Derjenige ist, der mir nicht angehört. — Und Ihr, meine Söhne," fügte er gerührt hinzu, „welcher von Euch Dreien fühlt für mich nicht die Liebe eines Sohnes?"

Die gleichzeitige und beredte Antwort der drei Brüder bestand darin, daß sie sich unter lautem Schluchzen in die Arme des Alten warfen.

„Nun denn, wenn Euer Herz es Euch nicht sagt," fuhr der General tief bewegt fort, „so ist es meine Pflicht, es Euch zu erklären!"

Die drei Brüder sahen sich einen Augenblick an, und indem sie mit einer plötzlichen und gleichzeitigen Bewegung einander in die Arme fielen, riefen sie einstimmig aus:

„Vater! Wir wollen es nicht wissen!"

Der General erhob Augen und Hände zum Himmel.

„Mein Gott," rief er aus, „ich danke Dir! Ich sterbe ruhig und zufrieden. Meine Söhne! meine Söhne! Möge die Befriedigung, für immer ein entsetzliches Geheimniß verhüllt, die Erinnerung, das Unglück von Einem von Euch mit dem heiligen Schleier der Bruderliebe bedeckt zu haben, Euer

Leben eben so ruhig und glücklich machen, wie Ihr mir meinen Tod gemacht habt.“

Und indem er die Hände auf die Häupter der drei Brüder legte, die an seinem Bette niedergekniet waren, sagte er mit feierlich-sanfter Stimme:

„Meine letzten Worte seien Euer Lohn. Ich segne Euch, meine Söhne!!!“

Ausgewählte Werke

von

Fernan Caballero.

Neunter Band:

Erzählungen.

Zweiter Theil.

Paderborn,

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

Erzählungen

von

Fernan Caballero.

Zweiter Theil.

Uebersetzt von Ludwig Clarus.

Der Stern von Andalusien. — Das Votivbild.

Paderborn,

Verlag von Ferdinand Schöningh.

1860.

An

Frau Donna Dolores Tamariz.

Meine geliebte Freundin.

Vor Kurzem las ich in einem Werke unsers Zeitgenossen, des ausgezeichneten französischen Schriftstellers Paul de Molène folgenden Satz, welcher so prächtig und gerecht die lächerliche Tendenz der modernen Literatur würdigt, die da bezweckt, die Laster mit dem Christenthume zu vermischen und einen gleichen Bann über die reine und strenge Tugend, welche sie Intoleranz, und jedwede Autorität, die sie Despotismus nennt, auszusprechen. Beachten wir, daß Molène zur vernünftigen liberalen Schule gehört. Derselbe sagt:

Das Falsche hat mich stets verletzt und die gotteslästerlichen Albernheiten, die ich in diesem Hause vernahm, verursachten mir zuweilen wahre Aergeranfälle. Da hörte man von einem Christus reden, der ein Freund der Lustdirnen, ein Beschützer der Revolutionen, um einer mystischen Laune willen strenge war, aber gefällig gegen alle Laster, zärtlich gegen jede Schandbarkeit, mit einem Worte: das Oberhaupt eines Zigeunerstammes. Cornelia begehrte, eine Magdalene zu sein, nur ersetzte sie durch eine hoffärtige Schwermuth die demüthige Trauer der christlichen Reue; sie gehörte der Schule der declamatorischen Liederlichkeit an; sie dachte gewissenhaft, daß die Scenen und Gelage, denen sie beigewohnt, und die Liebhaber, welche sie allmälig gehabt und aufgegeben, ihrer Stirn das Gepräge des gefallenen Engels aufgedrückt hätten.

Wir, durch die Gnade Gottes Rechtgläubigen, wir, die von den neumodischen Sophismen und falschen religiösen Wendungen Unbefleckten, hoffen, wenn wir recht darauf halten, in unsern Novellen auf die dramatischen und romantischen Effecte der gedachten

freien und declamatorischen Schule zu verzichten und uns auf den einfachen Glauben des Köhlers zu beschränken, im reinen Kreise desselben Gemälde und Empfindungen anzutreffen, welche Billigung verdienen und die Sympathien hochgebildeter Personen sich erwerben, ohne darum aufzuhören, im Punkte der Moral und Religion strenge zu sein.

Diese Hoffnung hat mich ermuthigt, mir die Freiheit zu nehmen, Ihnen dieses Werklein zu widmen, das als Titel die Benennung und das Wappen von Carmona führt, nämlich: „Der Stern von Andalusien.“

Wenn ich den Schauplatz der gegenwärtigen Erzählung in Ihre Stadt verlegt habe, so geschah es, weil ich von der Gewalt und dem Zauber der Erinnerungen hingerissen war, welche ich von diesem lieblichen Orte bewahre. Unter diesen Erinnerungen ist für mein Herz am schmeichelhaftesten und angenehmsten die Freundschaft, womit mich eine Person beehrte, welche durch ihren Stand, ihr Verdienst, ihr zartes Wohlwollen und ausgesuchte Feinsinnigkeit in Carmona — wie sie es überall thun würde

— eine so ausgezeichnete und bevorzugte Stelle einnimmt.

Diese Erinnerung veranlaßt mich, Ihnen auf diesen Blättern eine andere anzubieten, eine Tochter der erstern, welche stets in meiner Seele glänzen wird, wie auf unserm Boden der Stern von Andalusien strahlt.

Fernan Caballero.

Der

Stern von Andalusien.

Erstes Capitel.*)

Jeder Mensch, der eine Feder in der Hand hat, muß vor Allem etwas zu sagen haben; er muß überhaupt aufrichtig sein und an sein Werk glauben. Champfleuri.

Ist man auf dem schönen, mit Recht so genannten Königswege, der, obwohl bereits im Verfalle, eins der großen Werke Karl's III. ist, sechs

*) Die Begebenheit, welche wir erzählen wollen, ist eine wirkliche und gewisse Thatsache. Wenn wir uns entschlossen, dieselbe zu veröffentlichen, so hat dies seinen Grund in dem Umstande, daß die Familie der Hauptperson ausgestorben ist. Wir haben außerdem die Vorsicht beobachtet, den Schauplatz an einen andern Ort zu verlegen, die Zeit des Vorganges zu verändern und den Personen andere Namen und Benennungen beizulegen. Wir müssen Diejenigen, welche in unsern Compositionen die Novelle suchen, wiederholt daran erinnern, daß jene dies nicht sind, sondern nur Sittengemälde, und daß die künstliche Verwicklung nur der Rahmen des Bildes ist.

Anm. d. Verf.

Meilen weit von Sevilla gegangen, so trifft man auf die alte Stadt Carmona. Die ursprüngliche Stadt war auf einem hohen Felsen angelegt, wie ein Luginsland, das irgend ein König von Niederandalusien errichtet haben mochte, um mit dem Blicke seine Besitzungen beherrschen zu können. Wenn man des Weges von Sevilla kommt, erhebt sich der Boden allmälig und fast unmerklich, bis man nach Durchschreitung einer großen Vorstadt oder Neustadt an das großartige maurische Thor gelangt, das einen breiten und schmalen Einlaß bildet und von einer Art Hofraum oder kleinem Platze durchschnitten ist. Dieser Eingang ist bereits ansteigend und der Abhang setzt sich mehr oder minder aufwärts durch die Straßen fort bis zum Fuße jenes ungeheuern Felsens, von wo ab der Boden jäh abfällt und die prächtige Ebene beginnt, welche Weizenfelder bedecken, die im Frühling ein grenzenloses Meer, grün wie die Hoffnung, und im Sommer ein Meer von Goldfarben, wie der Ueberfluß, bilden. Zur Rechten schließt diese Landschaft mit der Sierra Ronda und auf der Linken mit der Sierra Morena, zu deren Füßen die Gewässer ihrer Ströme, welche vereinigt den Namen Guadalquivir annehmen, ihren Weg zum Meere hin einschlagen.

Die Pracht und das Ueberraschende dieser Aussicht würden in andern Ländern eine allgemeine Berühmtheit und einen weitverbreiteten Ruf haben und tausendmal in Novellen wie in Gedichten beschrieben sein. Allein in Spanien ist der Geschmack und die Leidenschaft für landschaftliche Schönheiten wenig verbreitet; man pflegt dieselben zu bewundern, ohne daß an dieser Empfindung Herz oder Enthusiasmus Theil hätten. Eine Aussicht, wie schön dieselbe auch sein mag, pflegt man so zu sagen in classischer, aber nicht in romantischer Weise zu würdigen.

Der Abhang, von dem wir sprechen, ist fast senkrecht, und die Landstraße kann ihm die Stirn nicht bieten; dieselbe schleppt sich mühsam das erste Drittheil hinan und schlingt sich nachher um den Felsen herum wie ein Gürtel, indem sie seine höchste Höhe vermeidet. Alsdann beginnt sie abermals eine Ansteigung zu unternehmen, bis sie zu der belebten und thätigen Vorstadt gelangt, in welcher sich neue und gute Häuser, Ausspannungen, Gasthöfe, die Post, kurz Alles befindet, was zum beweglichen Leben gehört. So bleibt, wegen seiner Höhe, der aristokratische und alte Theil der Stadt mit seinen Stammhäusern, seinen Kirchen und Klöstern, seinen großartigen maurischen Ruinen und den Bruchstücken

von Mauern, die sie umgaben, als sie noch Gewalt und Herrschaft besaß, ruhig. Alles in der Stadt ist alt, schön und würdig. Nur in ihrem höchsten Theile zur Rechten, das heißt gegen Osten, hat die moderne Aera einen sehr häßlichen Telegraphen aufgerichtet, welchen die Matrone als den Stempel der Thätigkeit an ihrer Stirn trägt, auf der er wie eine Warze erscheint. Unsere Schuld ist es nicht, wenn die Telegraphen häßlich erscheinen, wenn sie Carricaturen von Thürmen sind, wenn sie, wie einer unserer Freunde sagte, spöttische Geberden machen, wenn sie, obwohl sie die Schnelligkeit versinnbilden, sich als schwerfällige Bauwerke ohne Grazie zeigen; wenn sie, obwohl Kennzeichen der Oeffentlichkeit und Mittheilung, versteckte und stumme Orakel sind, welche die Neugierde erwecken, ohne dieselbe zu befriedigen, indem sie für die Uneingeweihten in Schweigen und Geheimniß eingehüllt sind, auch nicht, wenn sie, obwohl Thätigkeit und Leben durch sie hindurchgehen, träge und todt bleiben, als ob sie wider Beide Einrede thäten, noch endlich, wenn sie neben der Entbehrung der Schönheit in ihrer Form und der Poesie in ihrem Gegenstande, fratzenhafte Sphinxe sind, welche die Wandlungen der Börse feiern.

Wir begreifen die moderne Geschäftigkeit nicht, welche Alles in einerlei Livree kleiden und in Ländern und Völkern die denselben eigenthümliche Nationalität vernichten will. Unter allen Tyranneien ist die der Gleichförmigkeit diejenige, welcher sich die Volksunabhängigkeit am meisten widersetzt. Ländern, Völkern, Personen ihr Wesen, ihren Charakter, ihre Individualität entreißen, ist die grausamste, thörichteste und undichterischste Willkürlichkeit. Wenn man die Bevölkerungen gleichförmig machen will, wie Festungssträflinge, und zu ihnen sagt: „Ihr sollt nicht mehr sein, wie Ihr gewesen seid, Ihr werdet nicht mehr sein, wozu Euch Euer Boden, Euer Himmel, Euer Charakter und freiwillige Eingebung antreiben; Ihr sollt Euch nach diesem einzigen in der Welt gleichförmigen Muster bilden; Ihr seid Alle Schafe von einer und derselben Heerde, uns ausgenommen, die wir die Hirten und Hüter sind und nach Art des Hirtenstabes die Feder führen," so ist das recht gut für diejenigen, welche sich zu Hirten aufwerfen; für die aber, welche man in einförmige Schafe umwandeln will, hat es in keinerlei Weise etwas Verführerisches und Ansprechendes.

In Spanien haben die Provinzen mehr als in

irgend einem andern Lande verschiedene und markirte Physiognomien, wie solche selbst unter den Bevölkerungen einer und derselben Provinz sich unterscheiden lassen. Jeder, der darin geweilt und mit Sorgfalt und con amore beobachtet hat, wird wohl bemerkt haben können, was wir gesagt haben. Allein welcher Schriftsteller läßt sich herab, eine ländliche Bevölkerung in materieller und moralischer Beziehung zu beobachten und zu beschreiben, um nachher ihre Gewohnheiten zu schildern und die Oertlichkeiten umständlich darzustellen? Freilich würde man, wenn man damit historische Daten und die jenen eigenthümlichen Ueberlieferungen und Legenden vereinigte, originelle, Theilnahme erweckende und nützliche Werke hervorbringen und unser schönes Land bekannt machen und dichterisch verherrlichen, wozu dasselbe sich so sehr eignet. Heutzutage aber gefällt, wie Herr Etienne sagt, nur die poetische Verherrlichung des Bösen.

Die besondern Vorzüge von Carmona bestehen in materieller Hinsicht in einer übertriebenen Reinlichkeit, welche so allgemein und zur Gewohnheit erhoben ist, daß man weder damit prunkt, noch sie preist, ja nicht einmal Notiz davon nimmt. Die berühmte holländische Reinlichkeit mag mehr in die

Augen fallen. Allein dieselbe ist weder so echt, noch so allgemein. Jedes Haus, jede Straße zeigt sich so schön, daß der Anblick ein unbeschreibliches Wohlbehagen hervorbringt und zwar die Wohnungen der Armen in gleicher Weise wie die der Reichen. Bei den geringen Häusern sieht man in den Höfen den Kalk von Moron und die Blumen mit einander wetteifern, gleichsam zum Beweise, daß die Reinlichkeit und Schönheit, ohne kostspielig zu sein, dem Leben Behaglichkeit, Reiz und natürliche Nettigkeit mittheilen können. Der moralische Vorzug, der im Allgemeinen die Carmonesen auszeichnet, besteht in der Gottesfurcht und folglich der christlichen Liebe. Wir haben dort so vorzügliche Proben beider erhabenen Tugenden — welche die Summe aller zehn Gebote: Gott über Alles und den Nächsten wie Dich selbst — darstellen, angetroffen, daß wir voll Begeisterung ausriefen, Carmona verdiene wohl die Benennung, welche ihm die Römer gaben und als Wappen gewährten, nämlich einen Stern mit dem Wahlspruche: Sicut lucifer lucet in Aurora, sic in Vandalia Carmona. (Wie der Morgenstern beim Frühroth glänzt, so Carmona in Andalusien.)

Als Beweise dieser Gottesfurcht und dieser Nächstenliebe zeigt es die Menge und Schönheit

seiner Kirchen und Klöster, so wie seiner Wohlthätigkeitsanstalten, welche wir bezeichnen wollen, um sie den kränklichen Werken der Philanthropie gegenüberzustellen. Einst gab es in Carmona Elementarschulen und zwei Lehrstühle der Grammatik, die den Jesuiten anvertraut waren, auch einen Lehrstuhl der Philosophie im Kloster des heiligen Dominicus, Alles ward unentgeltlich gelehrt. Es gab viele Stiftungen für Arme, eine Stiftung für in Salamanca Studirende, welche der Archidiakon Don Luis Puerto gemacht, drei Jahresstipendien zur Bezahlung des großen Collegii zu Sevilla, die Señor Sarmiento gestiftet. Die verwittwete Marquise von Saltillo gründete ein Waisenhaus für Mädchen. Die Anzahl dieser Kinder ist nicht bestimmt; es treten so viele ein, als von den Einkünften unterhalten werden können, womit die genannte Dame die von ihr gegründete Anstalt dotirte. In neuerer Zeit, wo zu Administratoren der Herr Marquis del Valle und dessen Bruder, der höchst würdige Priester Don Juan Tamariz, erwählt sind, konnten aus jenen Einkünften 45 Mädchen in der Anstalt und 150 Externe unterhalten werden, die auch freien Unterricht erhielten. Wir haben den ungeheuern Saal und die 150 kleinen Stühle gesehen, auf welche die unschuldigen Kinder sich

setzen, welche die Liebe versammelt hat, um sie zu lehren, daß sie Gott erkennen und arbeiten; und wir haben voll süßen Trostes gedacht, daß, wenn es auch viel Uebles in der Welt gibt, doch auch vieles Gute darin ist.

Carmona hat vier Frauenklöster; eins ist zerstört, weil ein Victualienmarkt eine üble Lage hatte; fünf Mannsklöster: St. Franciscus, jetzt die Ausspannung der Eilwagen, St. Hieronymus, zerstört, St. Dominicus vor den Thoren, St. Joseph und St. Salvator. Die schöne Bauart des letztern bezeugt, daß es von den Jesuiten in der Stadt herrührt. Die Hauptkirche Santa Maria ist prachtvoll. Anton Gallegos erbaute dieselbe. Die Parochialkirche von San Pedro ward von einem Eingebornen Carmona's, Andres Azevedo, erbaut, welcher in den vierziger Jahren starb und sehr bedauert ward. Ihr Thurm und ihre Gottescapelle sind zwei Meisterwerke der Kunst und des guten Geschmackes, welche, wenn sie sich in einem andern Lande befänden, europäischen Ruf haben würden.

In einer der Straßen, nahe bei San Felipe, war ein Haus belegen, welches, wie alle Hauptgebäude, einen bedeckten Vorplatz hatte, der geschickt mit kleinen Kieseln gepflastert war. Auf diesem be-

fanden sich die Thüren zu den Fluren und die Treppe, um zu den Böden hinaufzusteigen. Zur Rechten war die Thür, durch welche man in den großen Hofplatz eintrat. In diesem standen, von runden erhöhten Beeten umschlossen, Pomeranzen- und Citronenbäume, die zwischen sich Raum für Blumentöpfe ließen, welche je nach der Jahreszeit erneuert wurden, indem das Frühjahr schöne Rosen dorthin brachte, gleichsam um der lieblichen Citronenblüthe ihre Aufwartung zu machen, der Sommer duftende Basilien und frische Zweige von Fichten, welche vom Wasser leben, wie das Chamäleon von der Luft, und im Herbst einen so angenehmen Contrast mit der ausgedorrten Natur im Felde bilden, im Winter aber das beharrliche und eintönige Lorbeerkraut, einen vor der Zeit geborenen Lorbeer mit unbiegsamen und duftlosen Zweigen, ohne Stamm und ohne Höhe.

In einem Winkel stand ein Jasmin, welcher von selbst und ohne geleitet zu werden, so hoch emporgestiegen war, und sich so stark belaubt hatte, daß er die kupferbraunen Fensterladen eines Kornbodens verdeckte und so vor dem Erbsensalon blühende Ladengitter bildete, um welche ihn die Cabinette der elegantesten Schönheiten beneidet haben würden.

Dieser Hof hatte ein prächtig fröhliches Aussehen, wie Kinder zeigen. Seine Corridore waren offen gewesen, aber, entweder in Absicht einer Verbesserung oder zur Bequemlichkeit, welche die Zeit mit sich bringt, oder wohl auch aus Noth — denn nicht zu bezweifeln ist es und wird von alten Beobachtern bestätigt, das Klima von Spanien ist jetzt kälter als vor alten Zeiten — nun mit dünnen Wänden geschlossen, in denen sich Fenster und Thüren mit Spiegelglas befanden. Derjenige, welcher sich dem Haupteingange gegenüber befand, bildete eine Galerie, die zum Vorsaale diente. Das Haus war geräumig. Auf der Rückseite befanden sich in Traulichkeit und Herzlichkeit in sympathetischem Verkehre bei einander der Garten mit seinen duftenden Blumen, der Hühnerhof mit seinen Hähnen, welche ohne Besorgniß und Furcht krähten, der Waschplatz, mit einem dichten Laubengeländer überwölbt, unter welchem die Wäscherinnen sangen, so wie oben darauf mit diesen um die Wette die Vögel; endlich die Thür der Küche, durch welche die lauten und prosaischen Klänge hervordrangen, als wenn sie triumphirend das Fest des St. Positivus einläuten wollten.

Alle diese Dinge vereinigen sich nicht mit ein=

ander; wir geben es zu. Einer superlativ eleganten Dame und einem quintessenziirten Dandy würden sich bei solcher häuslichen Demokratie die Haare sträuben. Gleichwohl aber sind die Nettigkeit und Schönheit der Art, daß sie ein Vereinigungsband unter diesen entgegengesetzten Dingen bilden würden, wenn es nicht schon der Umstand thäte, daß der Ort, wie die gemeldeten Dinge, wesentlich ländlich ist.

Das obere Stockwerk des Hauses bestand nur aus Getreideböden und hatte, wie es dort viele Häuser haben, einen Thurm oder eine Warte. Allein die Treppe, welche zu diesem Thurme hinaufführte, war bereits vor vielen Jahren verfallen, und da weder die frühern noch die gegenwärtigen Eigenthümer Freunde von schönen Aussichten sein mochten, war die Stiege nicht wieder hergestellt und der Thurm ganz in Vergessenheit gerathen und diente Käuzchen und andern Vögeln des Feldes zum uneinnehmbaren Bollwerke.

Zweites Capitel.

Die Menschen sind im Allgemeinen geneigt, die vergangenen Zeiten, selbst auf Kosten der ihrigen, zu loben; aber die Hoffart der Neuern hat sich nicht besonnen, sich den Vorzug über Alle zuzugestehen, die ihnen vorausgegangen sind. Dasselbe Verhältniß fand zu Rom in den letzten Tagen der Republik statt.

Santiago Clemente Garcia.

In diesem Hause lebte Frau Amparo Figueras, die Witwe Juan's de Trillo, eines reichen, glücklichen Landwirthes, welcher starb, weil Gott es wollte, denn aus eigenem Willen würde er nicht gestorben sein, wie jener Portugiese, dem diese Versicherung in seine Grabschrift gesetzt ward.

Frau Amparo war eine Frau von vierzig und so und so viel Jahren, mit einem vollen, frischen

Gesichte, thätig, gutherzig und vernünftig, ohne einen andern Fehler als den einer Wirthschaftlichkeit, welche eine zu weit getriebene Neigung hatte, ihre Grenzen zu überschreiten. Erzogen in ihrer Eltern Hause, die gleichfalls Landleute waren, betrieb sie seit ihres Ehegatten Tode den Landbau mit Einsicht und Geschicklichkeit. Was aber die Erziehung der beiden Söhne, welche sie hatte, betraf, so wußte sie, daß sie die Fähigkeit nicht besaß, dieselbe auszuführen. Sie hatte daher seit Aufhebung seines Klosters zu diesem Zweck einen Ordensmann des Conventes vom heiligen Hieronymus bei sich aufgenommen, der ihr entfernter Anverwandter war und in dem verdienten Rufe stand, ein nicht nur in seinen Sitten exemplarischer, sondern auch gelehrter und unterrichteter Mann zu sein. Wirklich besaß auch der Pater Buendia, welcher eine große Vertrautheit und ausschließlichen Verkehr mit den Büchern unterhalten, sehr viele Gelehrsamkeit, aber wenig Kenntniß von der Welt. Er kannte aus dem Grunde seine Chroniken, allein das Gleichzeitige ging für ihn fast unbemerkt vorüber. Er verstand Griechisch und Latein, wußte aber kein Wort vom Französischen oder Englischen, weshalb er an unserm erleuchteten und ausländernden Hofe für einen Masto-

donte oder ein Megatherion *) gegolten haben möchte. Niemand kannte wie er die Geschichte nach ihren Richtungen: der religiösen, der politischen und der Kriegsgeschichte. Was aber die Welt anbetrifft, so war diese seinem abgezogenen Geiste ein Labyrinth, durch welches er, wie ein Blinder durch seinen Hund, von der Uebung geleitet, hindurchging.

Als die Aufhebung des Klosters erfolgte, hatte der Prior der Klostergemeinde, welcher Witz besaß, ihm gerathen, nach Ablegung seines Ordenshabites sich als Ersatz desselben Kleider von Pergament anfertigen zu lassen. Seine Anverwandte, Frau Amparo, sorgte aus Anlaß seiner Aufnahme in ihr Haus mit wenig gutem Geschmack, aber vieler Sparsamkeit für seine Bekleidung. Was außerdem sich begeben haben würde, läßt sich nicht einmal vermuthen. Ein Paar schwarze weite Beinkleider,

---

*) Namen vorsündfluthlicher Thiere, deren Ueberreste man in Amerika antrifft. Der Name Megatherion, welcher griechischen Ursprunges ist, bedeutet: großes Thier.

Im naturhistorischen Cabinette zu Madrid ist das einzige, fast vollständige Exemplar, das man kennt, vorhanden. Dasselbe ward bei einer Tiefe von hundert Fuß in angeschwemmtem Erdreiche in Buenos Ayres, nahe beim Flusse Luxan, gefunden.

schwarze wollene Strümpfe nebst starken Schuhen, ein weiter und sehr langer Ueberrock von grobem Tuche, ein Hut mit einem sehr niedrigen Kopf und sehr breiter Krempe, das war die Ausstattung, in welcher sich der arme Pater Buendia in seinen Sechzigen darstellte. Ungeachtet das Alles wie für einen weit stärkern Herrn, als ihn, gemacht war, fand er sich darin doch so beengt, daß dieses Mißbehagen die tiefe Traurigkeit verdoppelte, die er darüber empfand, aus seinem köstlichen Kloster hinausgehen zu müssen, das am Fuße der furchtbaren Höhe lag, auf welcher sich der Stern von Andalusien demjenigen zeigt, welcher vom nördlichen Spanien in dieses Land hinabsteigt.

Bitter war die Betrübniß des guten Ordensmannes beim Verlassen dieses herrlichen stillen Klosters, worin er fast sein ganzes Leben zugebracht hatte, bei seiner Entfernung aus dieser Kirche seiner am höchsten liebenden Andacht, beim Hinweggang aus seiner heitern Zelle und der schweigsamen Bibliothek des Klosters, der Quelle der Freuden seines ganzen Lebens, und bei der Trennung von seinen Genossen und Freunden. Nachdem in den sechziger Jahren die Gewohnheit des ganzen Lebens im Menschen eine zweite Natur gebildet hat, auf einmal und für immer zu verlieren, was diese Gewohnheit

festgesetzt hatte — besonders wenn sie mit dem Gewissen sich in Uebereinstimmung und mit den Neigungen in Harmonie befand — ist das Grausamste, was ein Individuum betreffen kann — ist die am schmerzlichsten zerreißende völlige Umkehr, welche das Dasein zu erleiden vermag. Daher ist es denn auch wohl bekannt, wie viele von den alten aus ihren Klöstern hinweggerissenen Mönchen aus Traurigkeit sterben, und andere aus Schmerz darüber, daß sie die Heiligthümer entweiht, verkauft, niedergerissen sahen, welche der leuchtende Glaube zur Verherrlichung der Religion, zur Ehre und zum Wohle des Landes aufgerichtethatte. Mit dem Geist und der Empfindung, welche diese Wunder aufzuführen unternahmen, starben die großen Baumeister, Bildhauer und Maler, welche dieselben schufen. Woran sollten sie sich auch nun üben? Bezahlt sie die große Entsagung dessen vom irdischen Gute, der seinem Gotte gibt? Begeistert sie der Glaube Murillo's? Regt sie die Vorstellung an, für das Land zu arbeiten? Beseelt sie die Ueberzeugung, daß ihre Arbeit für die Nachwelt sei? — — Der Pater Buendia war also ein weiser Idiot, eine Gattung, die sich verliert, denn wenn es nicht etwa an einem oder dem andern Deutschen vorkommt, sieht man heutzutage

die Ueberlegenheit des Abstracten über das Concrete nicht mehr. So geschah es auch, daß Frau Amparo ihr richtiges Urtheil besser in der Auswahl von Arbeits- und Wirthschaftsaufsehern, als von Lehrern bewährte. Dieses war um so mehr zu bedauern, je mehr ihre bis dahin gar übel geleiteten und ihrem eigenen Willen überlassenen Söhne eines mächtigen Zügels bedurften; denn der Zügel ist, man mag sagen, was man will, das einzige Gegengewicht gegen das Böse: der Zügel, welchen die Eltern ihren Kindern von klein auf anlegen; der Zügel der Tugend, den der Mensch, welcher sie liebt, sich selber auflegt, der Zügel der Ehre, den die Welt uns aufdringt, derjenige der Politik, den der Umgang fordert, derjenige, den eine gut eingerichtete Gesellschaft führt, nämlich: das Recht, denselben wider die Unordnungen den Störern ihrer Gesetze anzulegen, ungerechnet den sanften Zügel der Religion, der, wenn er wahrhaft und vollständig lenkte, für sich allein alle übrigen unnöthig machen würde.

Mauricio, der ältere von den Söhnen der Wittwe, war ungestalt und kränklich; er war schlaff, nachlässig und hatte einen Abscheu vor jedweder Arbeit, sowohl leiblicher wie geistiger. Seine Leidenschaft war die Faulheit, sein habitueller Zustand

Mattigkeit und Trägheit. Seine Mutter, deren Liebling er wegen seines leidenden Zustandes blieb, nannte ihn einen guten Tropf. Raimundo, der jüngere, war — wie seine Mutter ihn nannte — ein Stier. Gewaltthätig von Charakter, heftig im Umgang und Empfinden, plump in seinen Manieren und Ausdrücken. Von seiner Mutter geduldig ertragen, von den übrigen Buben, die er anführte, beklatscht, hielt er jegliches Hinderniß, das er antraf, für einen Gegner und alle Mittel für erlaubt, dasselbe niederzuwerfen. Diese Zügellosigkeit, diese Rücksichtnahme auf nichts und Niemanden erzeugten in Raimundo den erstaunlichsten und lächerlichsten Dünkel. Er behielt keine Grundlage, auf welche er sich stützte, als sich selber. Wenn Raimundo die Sprache des Tages geredet hätte, so würde er sich selber einen Kraftburschen genannt haben. Da er aber auf dieser Höhe nicht stand, begnügte er sich, zu singen:

„Nach meiner Laune gebt mir Zimmt,
Nach meiner Laune Saffran her!
Nach meiner Laune soll's gescheh'n,
Nach meiner Laune wird es sein.“

Raimundo's recht andalusischer, oder besser gesagt arabischer Person fehlte nur ein Turban, um ein Almanzor oder Abdel Melek zu sein, und er

würde sehr gefallen haben, wäre der übel zu ertragende boshafte Blick seiner großen schwarzen Augen und der unverschämt rohe Ausdruck seines Gesichtes nicht gewesen.

Diese Knaben von dreizehn und elf Jahren — einem Alter, in welchem bei ihnen ihre respectiven bösen Neigungen noch ausgerottet werden konnten — waren es, welche ihre Mutter, nachdem sie zwanzig Scheffel Erbsen hatte einmessen sehen, der Sorgfalt des Paters Buendia und unter seine Ruthe hingab.

Kaum bemerkte Raimundo den wenig angenehmen Hut mit dem niedrigen Kopf und der breiten Krempe, den seine Mutter ihrem Anverwandten angeschafft hatte, als er zu lachen begann und zu Jenem sprach:

„Pater Buendia, Sie wissen so viel; wissen Sie nicht auch die Auflösung dieses Räthsels:

Gestaltet wie ein Tiegel,
Fliegt's nicht und hat doch Flügel?“

Der Pater antwortete nicht sogleich; aber am folgenden Morgen sprach er beim Frühstücke:

„Mein Sohn Raimundo, ich glaube, Du hast bei dem Räthsel, das Du mir gestern aufgegeben, etwas verwechselt, und dasselbe ist kein Räthsel, son=

dern ein überlieferter Gedenkspruch des Volkes, der nothwendig auf eine historische Thatsache anspielt, die früher ist, als die Kriege Viriath's, welche Einigen zufolge acht, nach Andern aber vierzehn Jahre dauerten. Es ereignete sich, daß in den Kriegen zwischen Römern und Karthaginiensern bei der Stadt Namens Bätica Scipio den Bruder des Hannibal, Magon, besiegte. Dieser zog sich zurück und schlug ein befestigtes Lager in der Stadt, welche Careon hieß, nämlich hier, als an einem uneinnehmbaren Punkt, auf. Es ward eine Schlacht in der Nähe des Flusses Curbion hier in der Ebene geliefert und Magon ward besiegt. Es ist zu vermuthen, daß seine Schaaren, um in's Feld zu rücken, durch das Thor hinauszogen, welches der Stätte, auf welcher die Schlacht geliefert ward, am nächsten lag, und das war das Thor der Acedia, wovon jetzt auch nicht eine Spur übrig ist. Magon wird seine Truppen in zwei Flügel geordnet haben, und da sie dafürhielten, es werde vielmehr Scipio fliehen, dürften sie weder sehr schnell haben gehen wollen noch können; das möchte wohl zu jenem Volksgedenkspruche Anlaß gegeben haben; in Anspielung auf das Heer wird derselbe gelautet haben:

Hinaus zum Thor Acedia
Fliegt's nicht und hat doch Flügel."

Als Raimundo diese historische Auslegung seines Räthsels, von der er nicht ein Wort begriff, vernahm, begann er zu lachen und antwortete:

„Geh'n Sie, Vater Buendia, Sie haben eine Art, zu errathen, welche noch dunkler ist, als das Räthsel! Es handelt sich weder um den Fluß Curbion, noch den General Maton, noch den andern Animal, sondern das, was eine Gestalt wie ein Tiegel hat und Flügel, aber doch nicht fliegt — ist Ihr Hut."

„Du sprichst nicht übel," erwiederte der Pater, welcher ein gutmüthiger Mann war, in seinem Leben keinen Hut getragen hatte und über die neue Bedeckung seines Schädels des Todes hätte sein mögen, „die Menschen haben nichts Häßlicheres und nichts Unbequemeres erfunden. Da Ihr aber nun mit Eurer Schokolade fertig seid, wollen wir gehen und uns mit Eurer Unterweisung beschäftigen. Ich sehe, Ihr seid sehr zurück, denn Du nennst den Magon Maton und den Hannibal Animal; es ist daher nöthig, die verlorene Zeit wieder einzubringen. Wir wollen arbeiten gehen und bald

werdet Ihr die Frucht ernten, denn St. Bernhard sagt: Si labor terret, merces invitat, das heißt: Wenn uns die Arbeit erschreckt, ermuthigt uns der Lohn!"

Drittes Capitel.

In guten Staaten leben die Individuen in Hütten und die Götter in prachtvollen Tempeln. Es gibt kein schlimmeres Zeichen, als wenn die Tempel verlassen liegen und die Individuen Paläste bewohnen.

Winckelmann.

Es vergingen verschiedene Jahre, ohne daß der arme Pater Buendia mit seinem Arbeiten Früchte erzielt hätte. Zum Glück erschreckte ihn die Arbeit nicht, noch bedurfte er zur Ermunterung des Lohnes, denn er lehrte mehr aus Lust am Lehren, als für den Ruhm, Frucht daraus zu ziehen. Er säete den guten Samen und überließ es ruhig dem Boden, denselben zu benutzen oder dies nicht zu thun.

Auf Mauricio fiel dieser Samen wie auf einen Felsen, denn er drang nicht ein. Bei Raimundo gerieth er auf fruchtbares Erdreich, das aber trocken und

unzubereitet war. Die Zerstreuungen und der Unfleiß fraßen wie Vögel denselben hinweg; allein was eindrang, trieb kräftigen Keim. Er machte sich nur den Unterricht in der Geschichte zu Nutze, weil dieser ihm Unterhaltung gewährte, ingleichem den im Lateinischen, aus Neid gegen den Sohn des Ortsrichters, welcher sich dasselbe als Vorbedingung seiner Studien auf der Universität von Sevilla zu verstehen berühmte.

Auf den abendlichen Spaziergängen, welche sie mit dem Pater Buendia unternahmen, gab dieser ihnen Erläuterungen über das Land, die Ortsgeschichte und die noch vorhandenen Denkmale. Unter diesen Spaziergängen zog der Pater besonders den vor, welcher zu seinem Kloster führte, das heißt zu der Stelle, wo dasselbe gestanden hatte; denn, nachdem es verkauft war, erlebte er den Schmerz, dasselbe niederreißen, und Stein für Stein, Säule für Säule, Thür für Thür fortbringen zu sehen, um vielleicht ein Wirthshaus daraus zu bauen. Der Raum, den es eingenommen hatte, blieb wegen der Trümmer wüst wie eine Narbe auf dieser belaubten, günen, üppigen Ebene. Allein die Kirche ist noch vorhanden, aber zur Verlassenheit verurtheilt. Sei würde auch verlassen sein, wenn nicht einer von

den Mönchen, welcher sich noch am Orte befindet, von einigen Gläubigen unterstützt, in derselben einigen Cultus fortsetzte. Erhabener Cultus, den die Liebe durch die Hände der Treue spendet! Ein Cultus, welcher neben jenen Ruinen dargebracht, die demüthige Süßigkeit einer Genugthuung hat, und wie etwas Trauriges Rührung und als etwas Heiliges Erhebung wirkt!

Um diesen Spaziergang zu machen, pflegten sie aus dem Cordovathore hinauszugehen, einem Thore, das im Jahre 1608 wieder aufgebaut worden. Der Weg senkt sich hernach und nimmt seine Richtung zur Rechten, um sich mit der Landstraße zu vereinigen. Er behält auf einer Seite den Berg, welcher sich senkrecht erhebt, und auf seiner Spitze mit dem alten maurischen Schlosse gekrönt ist, auf der andern aber die Aue, welche Carmona vom Flusse trennt, und welche mit Meierhöfen, Gärten und Oelbaumpflanzungen bedeckt ist. Ueber diesem Thore befindet sich eine lateinische Inschrift, welche in der Uebersetzung etwa so lautet:

„Nicht dessen, daß ich auf starker, erhabener Höhe belegen bin, oder daß mit reichen Ernten meine Auen mich umkränzen, rühme ich mich; auch nicht, weil die Sonne vom Aufgange an lustig meine

Mauern bescheint, oder so sehr mich verherrlicht meiner Nachbarn alter Adel. Nein, dreimal glücklicher und größer bin ich um des leuchtenden Ruhmes des beiden Patrone halber, erstens Theodomir's, meines Sohnes, sodann, Apostel Matthäus, um des Deinigen willen."

Nach Ueberschreitung der Landstraße gelangt man, wenn man den Abhang verfolgt und immer die Richtung nach rechts behält, an das Kloster.

Da dieses eine abschüssige Lage hat, so ist vor der Kirche eine Erderhöhung oder Terrasse angebracht und zum Gehen gepflastert. Dieselbe macht eine Wendung. Von ihrem Rande kann man bemerken, wer dort vorüberwandelt, auch eine Quelle mit ihrem Brunnentroge sehen, der sich auf die Mauer stützt und eins der Werke der Barmherzigkeit zu versinnbilden, oder besser gesagt selbst zu bilden scheint. Am Ende dieser Terrasse befindet sich eine Thür. Wenn man eine Stiege von vortrefflicher Arbeit hinabgeht, gelangt man an eine kleine finstere und feuchte Grotte, aus deren Grunde ein krystallheller Quell hervorbricht. Ueber diesem Quell sieht man eine kunstlose, sehr feuchte Bilderniſche.

„Hier," sprach Pater Buendia zu seinen Schülern, „ist es, wo die Christen beim Einfalle der Saracenen

unsere heilige Patronin die Gnadenjungfrau verbargen, welche Ihr jetzt in einem eigenen Raume hinter dem Altar in der schönen St. Marienkirche seht, deren prachtvollen Bau Anton Gallego auf der Stelle, wo der berühmte Tempel der Ceres gestanden hatte, aufführte, bei welcher Gelegenheit so viele Statuen, Münzen, Inschriftensteine und Ueberreste von römischen Bauwerken gefunden wurden. — Im Jahre 1209, das heißt 43 Jahre nach der Eroberung Carmona's durch den heiligen König, entdeckte ein auf wunderbare Weise geführter Hirt das schöne Bild der lieben Frau, das fast sechs Jahrhunderte lang auf eine so bewunderungswürdige Weise in dieser feuchten und unbekannten Grotte erhalten war, wie es auch noch weiter geschehen ist, da es schon wieder andere sechshundert Jahre in seiner Kirche sich befindet."

„Carmona ist also sehr alt?" fragte Raimundo, während Mauricio, welcher weit später, als seine Begleiter gekommen, in die Grotte gegangen war, um aus der Quelle zu trinken.

„Das ist unzweifelhaft," antwortete der Pater. „Einige behaupten, es sei durch Bacchus 1324 Jahre vor der Ankunft des Erlösers gegründet. Andere versichern, Brigo, der vierte König von Spanien,

sei der Gründer gewesen. Der Licentiat Juan Fernandez Franco behauptet wenigstens, daß Brigo der vierte König von Spanien gewesen. Er beruft sich zur Bestätigung auf Berosus und den Bruder Juan Annio und versichert, er habe 1917 Jahre vor der Ankunft Christi regiert. — Andere wieder sagen, Griechen aus Arkadien hätten es gegründet und zur Erinnerung an einen in ihrem Vaterlande eben so genannten Ort Carmona genannt. Noch Andere schreiben die Gründung dem Enkel Noa's, dem Tubal zu, welcher 2120 Jahre vor der Ankunft Christi nach Spanien kam. Wie der Barcelonese Francisco Tarrafa in seiner Chronik von Spanien behauptet, ward Carmona durch den König Brigo 148 Jahre, nachdem es vom Patriarchen Tubal gegründet war, erweitert." *)

Während er so sprach, hatten sie eine Wendung gemacht, um die Terrasse hinaufzusteigen, hierauf waren sie in den Garten gegangen, wo sie mit dem Gärtner, der denselben erpachtet hatte, in dem Augenblicke zusammentrafen, als Raimundo lachend sprach:

„Pater Buendia! Sie glauben wohl an alle

---

*) Mariana sagt: Tubal, Japhet's Sohn, war der erste Mensch, der nach Spanien kam; so glauben und bezeugen sehr angesehene Schriftsteller.

Dinge, welche jene Chroniken schreiben, wie an Evangelien. Sie haben nun bereits ein Dutzend Gründer von Carmona angegeben. Ei, da ist sie ja, die Tochter vieler Väter. Das geht bei Ihnen Alles glatt hinunter."

„Ich habe Dir die verschiedenen Meinungen der Gelehrten und Chronisten angeführt, ohne meine eigene aufzustellen," antwortete der Pater.

„Alle gehen in der Irre," sprach der Gärtner, welcher als ein guter Andalusier sich alsbald von dem, worüber gesprochen ward, unterrichtet hatte und auch seinen Senf dazu geben und seine historische Gelehrsamkeit leuchten lassen wollte. „Den Namen Carmona hat ihr ein maurischer König gegeben."

„Ein maurischer König?" rief der Pater Buendia aus; „in Allem, das ich gelesen, habe ich nichts dem Aehnliches gefunden." —

„Und wenn der Pater es nicht gelesen, ist es weder gedruckt noch geschrieben," sprach Mauricio in seiner schläfrigen Weise, „denn Alles, was gedruckt und geschrieben worden, haben Seine Gnaden gelesen. Ich weiß nicht, woher er Augen und Geduld nimmt!"

„At me nocturnis juvat impallescere chartis," antwortete der Pater. — „Hast Du mich verstanden?"

„Nein, Herr, mich verlangt auch nicht danach,“ antwortete Mauricio. „Sie wissen schon, das Latein will nicht ein bei mir und ich auch nicht in dasselbe; es macht mir Kopfweh.“

„Und Du, Raimundo?“ fragte der Pater, sich an diesen wendend. —

„Ja, Herr,“ antwortete er, „daß es Ihnen Freude macht, über den Büchern blaß zu werden. Dieser Geschmack ist eine rara avis — aber,“ fuhr Raimundo sich an den Gärtner wendend fort, „erzählen Sie doch, wie und bei welcher Gelegenheit der Maure Carmona den Namen gab.“

„Ja, erzähle es uns, Nikolas,“ fügte der Pater hinzu, „denn als es, Dank der Verrätherei des Grafen Don Julian, welcher als Freund in Carmona einzog, seinen Belagerern, den Mauren, übergeben ward, dürfte es doch nicht aufgehört haben, seinen Namen zu führen.“

„Nun denn,“ so begann der Gärtner seine Erzählung, „Euer Gnaden sollen wissen, wie zur Zeit der Mauren, welche diejenigen gewesen sind, die die drei Schlösser, die Mauern und Thore erbaut haben, dieselben hier so hartnäckig und sicher saßen, daß auch nicht der Teufel selber sie hätte hinauswerfen können.

Das erfuhr die Königin von Ungarn, welche ein Weib wie ein Cid war, und kam mit ihrer ganzen Heeresmacht in der Absicht hieher, dem Maurenkönige das Liedlein zu singen:

Geh' und pack' dich Maurelein
Nach dem Maurenlande,
Denn mein Heer verstehet nicht
Eu'r arabisch Schwatzen.

Als sie aber den Felsen hier erblickte, zu dem nur Ziegen hinaufklettern können, so wie den mit Mörtel aufgeführten, mit Zinnen versehenen Festungswall, und hinter jeder Zinne einen Mauren mit einem Wurfspieße wie eine Lanze, stutzte sie wie ein mitten im Angriffe verwundeter Stier.

Darauf nahm sie ihre Zuflucht zur List, das ist die Lieblingsschminke der Weiber, Pater Buendia. Sie schickte an den maurischen König einen Botschafter, welcher demselben sagen mußte, sie habe ein heftiges Verlangen, Seine königliche Majestät kennen zu lernen und wolle ihm deshalb einen Besuch machen; um diese Freude zu haben, sei sie aus ihrem Lande Ungarn hergekommen. Die Mauren waren — wie Euer Gnaden wissen werden — sehr höflich und ehrerbietig gegen Damen, und so antwortete denn der König dem Botschafter, er möge derjenigen,

die ihn abgesendet habe, sagen, Seine Majestät würde ihr seine Aufwartung machen, ihr auch am folgenden Tage einen Empfang und ein Gastmahl bereit halten, welche einem so hohen Gaste entsprächen.“ Also geschah es auch. Als der König der Königin das königliche Schloß zeigte, dasselbe, das sich noch heute auf dem Gipfel hinter uns befindet, öffnete er einen Balcon über dem Abgrunde. Unten in der Ebene standen die Ungarn. Die Königin trat hervor und zeigte sich. Als Alle sie sahen, erhoben sie ein lautes Rufen und Freudengeschrei, daß es nicht anders erschien, als wollte die Welt versinken, denn so hatten es Ihre Majestät angeordnet. —

„Was ist das?“ fragte der König. — „Was wird es sein?“ antwortete die Königin, „meine Soldaten haben ihre Freude an einem Affen (Mona.)“ „Einem Affen?“ sprach der Maure und trat auf den Balcon hinaus, um denselben zu sehen. Die Königin, welche hierauf nur gewartet hatte, packte ihn bei den Füßen und warf ihn über den Balcon hinab. Da die Höhe so beträchtlich ist, kam der Unglückliche nicht sogleich auf den Boden; während seines Falles und seiner Reise durch die Luft sprach er: „Theurer Affe! Theurer Affe!“ (cara mona, cara

mona). Und davon kommt der Name, Ihro Gnaden, Pater Buendia, dürfen daran nicht zweifeln."

„Ich aber sage Dir, Nikolas, daß, was Du sagst, etwas Unbegründetes ist. Von den Königinnen von Ungarn ist keine hergekommen, um mit Spanien Krieg zu führen. Der Pater Arellano sagt, Muza sei nach Carmona gekommen. Durch diejenigen, die mit ihm kamen, ward ihm gesagt, wegen ihrer großen Stärke könne die Stadt mittelst keinerlei Kampf genommen werden. Er sendete den Grafen Julian mit einigen Christen, welche vorspiegeln mußten, sie seien in einer Schlacht besiegt und auf der Flucht. Nachdem der Graf gastfreundlich aufgenommen war, übergab er die Stadt in die Hände der Araber, und der dieselbe nachmals wieder aus der Gewalt der Mauren zurücknahm, war der heilige König Fernando, und so heißt es dann:

Einst erbaut von Tubal's Hand,
Ward ich eine Römerstadt;
Aus der Mauren Gängelband
Wurd' ich frei, des Joches satt,
Dank dem heil'gen Ferdinand.

Zur Zeit der Römer hatte Carmona einen Senat und Senatoren, welche man Decurionen nannte. Julius Cäsar erhöhete sie durch die Benennung Municipium, eine Gunst, welche nur we-

nigen Orten zu Theil ward, und welche das Vorrecht gewährte, Geld zu schlagen. Das Wappen von Carmona — höre Raimundo, da Mauricio schon eingeschlafen ist, — ist ein Stern mit der Umschrift: „Sicut lucifer lucet in Aurora, sic in Vandalia Carmona.“

„Und was will das in unserer Sprache besagen, Pater Buendia?“ fragte der Gärtner.

Der Pater antwortete: „So wie der Morgenstern im Frühroth glänzt, so glänzt Carmona in Andalusien. Der heilige König, ihr Befreier aus der Mohamedaner Gewalt, fügte dem Wappen einen Saum hinzu, der den Stern umgab, in welchem Castelle und Löwen abwechseln.“

„Wahrhaftig,“ antwortete der Gärtner, „diese Römer verstanden es und waren Leute von Geschmack.“

„Möchtest Du Dich doch, Nikolas,“ fuhr der Pater fort, „nicht durch die Lügen von der Königin von Ungarn verwirren lassen. Der heilige König war's, der Carmona aus der Gewalt der Mauren zurückeroberte. Auf der andern Seite des Ortes, zur Rechten, wenn man von Sevilla kommt, hatte er sein Lager auf dem campo del Real, wie es noch jetzt heißt, da, wo die Capelle steht, welche

derselbe Heilige zu Ehren der heiligen Jungfrau, die so huldvoll gegen ihn war, erbauen ließ. — Gott behüte Dich, Nikolas."

„Grüß Sie Gott, Pater Buendia," erwiederte der Gärtner. „Mag der König selber sie erobert haben, ich habe nichts dawider. Aber ich bleibe dabei, daß der maurische König ihr den Namen gegeben. Der Name selber besagt es ja!"

„Was für ein Dickkopf!" rief Raimundo aus, nachdem sie sich entfernt hatten. „Ueberlieferungen sind abgeschmacktes Zeug."

„Du irrst Dich, Raimundo," entgegnete der Pater. „Was uns Nikolas erzählte, ist freilich ein Schwank, den man zum Scherz erfunden und den guter Glaube für wahr ausgab. In der Regel aber sind solche Erzählungen verloren gegangene Wahrheiten und Thatsachen, welche in die Bibliotheken nicht aufgenommen, sich in das Andenken des Volkes geflüchtet und dort ihr Archiv gefunden haben, und daher dürfen sie nie ohne reife Prüfung verworfen werden; dies wird Dir eine Thatsache beweisen, welche ich Dir erzählen will. Auf einer Reise, welche ich nach Sevilla machte, sah ich einen jungen Mann, den Sohn eines meiner Freunde, der in Vejer begütert ist. Derselbe erzählte mir, daß, nachdem er sich zu

einem Ausfluge nach dem Cap Trafalgar auf den Weg gemacht, um eine prächtige Stalaktitengrotte zu sehen, welche sich daselbst befindet, er sich zwei Meilen von Vejer, innerhalb des Bezirkes der Weiden von Zahara, an der Stelle, welche man los Caños de Meca nennt, habe einschiffen wollen. Die Ebbe war niedrig, und so konnte er zwei mit der Wasseroberfläche gleiche Klippen von anscheinend ähnlicher Gestalt beobachten. Als er dieselben aber genauer betrachtete, erkannte er, ungeachtet der Seegewächse, welche sie bedeckten, daß dieselben aus Steinen aufgeführte Bauwerke von Menschenhänden waren. Er fragte die Schiffer, sowie einige Ziegenhirten, welche sich dort befanden, was diese seltsamen Constructionen bedeuten möchten, und Alle versicherten ihm einhellig und in redlicher Einfalt, das seien die Gräber der Geryonen. Nun ist bekannt, wie diese Könige oder Oberhäupter der Stämme, welche in diesen fruchtbaren Gegenden ihre Heerden weideten, bei Vertheidigung ihres Landes starben, als die Phönizier daselbst gelandet waren, und daß sie am Gestade des Meeres begraben worden. Dieses hat ganz augenscheinlich Terrain gewonnen und das bedeckt, was sonst Küste war. Die Bewohner jener Gegenden haben aber von Mund zu Mund jenen der Ge-

schichte unbekannten Gräbern ihren Namen bewahrt. Mariana sagt: die drei Geryonen wurden durch Herkules besiegt. Ihre Leichname wurden auf derselben Insel von Cadix bestattet, wo der Kampf stattgefunden hatte. *) Ihr seht also, Kinder, wie die Tradition in ihren mündlichen Annalen das Geheimniß aufbewahrte, welches das Meer den Forschungen der Geschichtschreiber verborgen hatte."

---

*) Eine Gesellschaft von Alterthumsforschern von Tarragona hat so eben um Mittheilung von Daten über die oben von uns gemeldete Thatsache gebeten. Wir zweifeln aber, daß sie andere erlangen wird, als diejenigen, welche wir geben, und die wir der Gefälligkeit und dem Nachsinnen der wißbegierigen und unterrichteten Person verdanken, die sie uns gegeben, und welche dieselbe gewesen, welche die vom Meere bedeckten Gräber auffand.

Viertes Capitel.

Jede Ruine hat ihre Größe.
Paul Feval.

Eines Abends richteten der Lehrer und seine Schüler ihren Spaziergang nach dem prächtigen Schlosse, das sich zur Linken im hochgelegenen Theile der Stadt befindet. Zu dem Ende nahmen sie ihre Richtung nach der St. Josephskirche, die sonst zum Carmelitenkloster gehörte, gingen vor dem prächtigen Hause Freyres, des Marquis von San Marcial vorüber, welches das letzte in diesem äußersten Theile des Ortes ist; und nachdem sie das kurze Stück Gasse, das darauf folgt, und auf dessen einer Seite sich die Lehmwände des zu jenem Gebäude gehörenden Gartens erheben, durchschritten hatten, befanden sie sich auf einem weiten Raum, welcher zu seiner Linken die prachtvolle und großartige Ruine des Schlosses hat.

Es gibt keine Feder, die den Eindruck zu beschreiben vermag, welchen diese Stelle immer, besonders aber bei dem hervorbringt, der sie zum ersten Male betritt. Wenn ein Schriftsteller sagt, jede Ruine habe ihre Größe, was wird man dann von dieser sagen, welche alle Größen vereinigt?... Die Stärke eines Kriegers, die Größe eines Machthabers, die Höhe eines Gebieters, den königlichen Adel eines Herrschers, die Schönheit einer Tochter der Kunst, die Würde desjenigen, der sich selber genug ist, den Anstand dessen, der ohne Schwäche stirbt, indem er in dem verharrt, was er war, wie der Märtyrer, der gliederweis zerstückt wird, ohne daß er einen Zug verändert oder verzagt. Ein künstlicher Felsen auf einem natürlichen! Ein prächtiges Menschenwerk, das andere Menschen zerstören und Stück für Stück hinwegtragen, um Mauern, Pferde- und Schweineställe zu bauen. Ein großes Werk anderer Zeiten, das die gegenwärtige, die Glaspaläste erbaut, verachtet! Wie viele Jahrhunderte hast Du gestanden, als ob das Fallen für Dich ein sinnleeres Wort wäre!

Es sind noch nicht viele Jahre verflossen, seit die asiatische Seuche Europa durchschritt und als Spuren Gräber hinterließ. Damals war das prächtige

Schloß noch vollständig vorhanden und bot seine luftigen und frischen Räume den von dem Uebel Ergriffenen als Zufluchtsstätte dar. Die Zeitepoche aber, welche sich gebildet und erleuchtet zu sein berühmt, diese kurze Zeitepoche hat in zwanzig Jahren mehr vermocht, als die sechs frühern Jahrhunderte. Und obgleich Du, der Plünderung preisgegeben, zertrümmert und verstümmelt wirst, fällst Du nicht! Deine Thürme, an denen so viele Jahrhunderte und Stürme sich gebrochen haben, ausgeleert und entkleidet, wie man sie gelassen, erheben sich noch so würdig, fest und streng, daß sie nicht zugeben, daß der mitleidige Epheu sie liebkose und sie verschönere, noch daß eine einschmeichelnde Schmarotzerpflanze ihre glatte Stirn bekränze. Alte und starke Thürme, eherne Ruinen, die Ihr den Einsturz nicht versteht, Ihr seid das trostlose Bild der Verlassenheit! Aber auch das der Würde im Unglück seid Ihr, so wie der Kraft des Widerstandes gegen schmachvolle Unterwürfigkeit, der edeln Strenge im einsamen und verachteten Alter, der Festigkeit in Behauptung Eurer Stellung, obwohl das Grabesschweigen, in welchem Ihr liegt, nur das Brüllen der Orcane und das Donnern der Stürme, welche Eure erhabene Höhe herbeizieht, unterbricht. Und doch gibt es

Hände, welche Dich niederreißen, schönes und edles Diadem von Carmona! Ja! Denn es gibt Menschen, für welche zerstören nichts bedeutet. Was uns betrifft, so ist die Zerstörung öffentlicher Bauwerke, welche ein Eigenthum und Erbgut des Landes sind, unsers Erachtens ein Eingriff in das Recht der Todten, ein Verbrechen beleidigter Vaterlandsliebe, ein Triumph der brutalen und materiellen Gewalt über den moralischen Einfluß der Cultur, kurz, wie wir glauben, eine Plünderung der Vergangenheit, eine widerrechtliche Anmaßnng der Gegenwart und ein Raub an der Zukunft.

Ist man in den hohen Raum eingetreten, so umspannt der Blick mit Verlangen die prachtvolle Landschaft, welche zu den Füßen des Schlosses sich über eine Grundfläche von zahllosen Meilen ausdehnt, da man, wenn es ein heller Tag ist, von den hohen Thürmen folgende Ortschaften unterscheiden kann: Sevilla, Cantillana, Brenes, Tocina, Alcolea, Villanueva, Lora del Rio, La Campana, Fuentes, Marchena, El Arabal, Paradas, Osuna, Moron und Utrera.

An jenem Abende aber war es stürmisch. Es hatte zuvor viele Tage geregnet und noch zogen schnell am Himmel große Wolken dahin, welche

einer unermeßlichen Heerde weißer und schwarzer Schafe glichen, die eilig vor dem Wolfe fliehen. Sie warfen ihre dunkeln Schatten auf einzelne Landstrecken, welche ernst und schwermüthig erschienen, während andere unter den Strahlen der Sonne lachten und glänzten, und noch andere, ohne Strahlen der Sonne und ohne schwarze Schatten ruhig den Schlaf der Gerechten zu schlafen schienen.

Zuweilen kamen auf einer der Windungen, die der Fluß nimmt, die Strahlen der Sonne hernieder, um ihn zu suchen und ohne seine Genehmigung glänzen zu lassen, wie der Ruf es zuweilen mit irgend einer bescheidenen Tugend, welche beharrlich ihren verschwiegenen Lauf verfolgt, zu thun pflegt. Die Sierras und der Gesichtskreis vereinigten sich in der Ferne, wie sich viele Dinge in dieser Welt der Täuschungen vereinigen, d. h. dem Anschein nach, aber nicht in der Wirklichkeit, weil sie sowohl materiell als moralisch unvereinbar sind.

Die Bäume bewegten sich ungeduldig oder furchtsam unter dem Treiben der starken Windstöße des Südwestes, welchen die Natur, wie um ihr Werk zu beseelen, entfesselte. Einige derselben streckten ihre Arme aus, als wollten sie um Schutz flehen; andere erbebten, noch andere neigten de-

müthig ihre Häupter, andere schienen dieselben in convulsivischer Erschütterung verlieren zu sollen, am wenigsten aber die Fichten, welche, wie der nordamerikanische Dichter Longfellow sagt, sich als alte unbewegliche, druidische, in ihren Mantel von Moos eingehüllte Barden darstellten, die sich auf ihre Harfen lehnen und leise seltsame und geheimnißvolle Lieder summen.

Der Wind brüllte zwischen jenen großen Ruinen so traurig und trostlos, als ob sie ihn mit ihrer Traurigkeit durchdrungen hätten.

Dieses ganze prächtige und ausdrucksvolle Beieinander würde einen Dichter begeistert, und jeden, der es zum ersten Male gesehen hätte, hingerissen haben. Aber Pater Buendia und seine Schüler waren keine Poeten, betrachteten auch dieses Wunder nicht zum ersten Male.

„Da seht ihr nun," sprach zu seinen Schülern der Lehrer, welcher mehr Neigung zum Lehren als zur Poesie hatte, „das Schloß, welches unter den dreien, die Carmona besaß, das obere genannt wurde. Es hatte drei Höfe; in dem zweiten, den wir jetzt betreten, war ein bedecktes Bassin, das zum Baden diente. Schaut die Dicke der Wände; die innern, welche von Backsteinen sind, haben eine

Dicke von zwei Ellen; die äußeren, so wie die Thürme sind aus dem Mauerteige aufgeführt, womit die Mauren ihre felsenfesten Bauten ausführten.

Es hatte gegen Norden und Osten Gräben, welche zum Theil noch vorhanden sind; gegen Süden und Westen bedurfte es derselben nicht, weil die Höhe hier fast senkrecht abfällt. Zur Vertheidigung des gedachten Grabens erblickt man auf der Ecke, welche die beiden Richtungen scheidet, ein Werk, welches das Faß heißt; seine Bauart ist rund, ganz aus Quadersteinen; es wird oben enger, doch schließt es sich nicht ganz. Gleichsam aus seiner Rundung hinausgehend bildet es vier Ecken. Auf jeder derselben steht ein hohes Schilderhäuschen mit seinen Schießscharten; es hat auch unten Schießscharten; allein sie können alle nur für Pfeile oder Musketen gebraucht werden.

In seinem Innern bildet es einen Kreiscorridor. Ueber demselben befindet sich ein Söller. Es besitzt seinen unterirdischen Canal, der ihm als Brunnen diente, zwei Thore, von denen eins nach dem nördlichen, das andere nach dem südlichen Graben sieht. Es hat zwanzig Schritte im Umfange und ist ein von Einsichtigen stets sehr gerühmtes Werk."

Während dieses Gespräches hatten sie die ganze

prächtige Ruine umschritten und waren zum ersten Hofe oder Platze zurückgekehrt, dessen Eingangsthor, das unter seinen Mörtelwänden hindurch gewölbt ist, sich erhalten hat.

Dem Eingange gegenüber und nahe dem jähen Abhange oder Absturze befanden sich drei kleine Mädchen. Das älteste, etwa elf oder zwölf Jahre alt, war schlank und hatte eins jener vollkommenen, wie zu einem Modell gebildeten Gesichter, die man in Andalusien so oft sieht und mit denen in der Regel eine Feinheit der Züge und ein Ausdruck der Sanftmuth und Bescheidenheit gepaart ist, daß man sie Madonnengesichter nennt. Sie hatte sich auf den höchsten und freiesten Punkt gestellt und hielt ihren Blick unverrückt auf einer und derselben Stelle in der Aue gerichtet. Der Wind, der ihre Röcke, ihr Halstuch und das schwarze Haar, das ihre Stirn schmückte, flattern machte, ließen sie wie die allegorische Personification einer frühzeitigen Hoffnung erscheinen, welche bereits von den Befürchtungen und Stürmen des Lebens getroffen ward. Wenn sie, anstatt dieselben niederzuschlagen, ihre schönen Augen erhoben hätte, so würde sie erschienen sein, wie die am Rande des Abgrundes vereinsamte Unschuld, welche durch das Treiben der Bosheit an denselben

hingetrieben worden und den Himmel um Hilfe anfleht.

Die beiden Jüngern standen auf dem grünen Teppich, den der kurze Rasen bildete. Da sich in diesem Augenblicke der Himmel bewölkt hatte, sprach die Kleinere zu ihrer Schwester:

„Jetzt hat der Wind die Sonne in einen Sack gesteckt. Es schickt sich an, zu regnen und Papa wird naß werden.“

„Damit es nicht geschehe,“ antwortete die Schwester, „wollen wir dem Heiligen Eins singen.“

Sie stellten sich in Folge dessen eine der andern gegenüber, indem sie abwechseld einen Fuß ruhen ließen und den andern erhoben und in einem Recitativ, das weder Gesang noch Sprechen war, dieses Gebet wiederholt anzustimmen begannen:

Sanct Isidor, Du Ackersmann,
Zieh' Regen aus und Sonne an.

„Mädchen,“ sprach Pater Buendia, indem er sich gegen die Kleinen wandte, „was macht ihr an diesem rauhen Abend hier so allein?“

„Wir warten auf unsern Vater,“ antwortete die Größere der beiden Kleinen.

„In diesem Thurme,“ sprach Raimundo, und deutete auf einen der Thürme die man dort sah,

„ist der Maure Mustapha, welcher die kleinen Mädchen mit sich nach der Berberei entführt, damit sie dort Löwenheerden weiden.“

Die Kleine lief zu ihrer Schwester und umarmte dieselbe, indem sie ihr kleines Gesicht angstvoll gegen den Thurm wendete, dessen finsterer Eingang nichts Gutes verhieß; die größere aber begann zu lachen.

„Du lachst,“ fuhr Raimundo fort, als er dies bemerkte, „hast Du denn keine Furcht?“

„Ich? nein, junger Herr, weder vor Mauren noch vor Christen. Sei nicht thöricht, Mariechen,“ fügte sie hinzu, indem sie ihr Schwesterchen von sich los machte. „Der junge Herr ist ein Spaßvogel und gefällt sich, einfältige Leute zu erschrecken.“

„Der Vater! Ach der Vater kommt,“ rief die älteste von den Dreien aus, und begann dem Eingangsthore zuzueilen, um den zugänglichsten Hinaufweg zu suchen, den der Kommende zu nehmen hatte.

„Vater! Vater!“ wiederholten jubelnd die jüngern Schwestern, indem sie gleichfalls zu laufen begannen, obwohl nicht so rasch, als die älteste es vermochte.

Der Pater Buendia und seine Schüler verfolgten ihren Spaziergang in der nämlichen Richtung, welche die Mädchen genommen hatten. Dabei sprach er zu seinen zerstreuten jungen Leuten: „Der Ecclesiasticus sagt: Derjenige, welcher den Herrn fürchtet, ehrt seine Eltern und bedient diejenigen, welche ihm das Leben gegeben, wie seine Herrn. Ehret Euren Vater durch Werke und Worte und Eure Unterwürfigkeit, damit er Euch segne. Wer seinem Vater und seiner Mutter Verdruß macht, wird von Gott verworfen."

„Wie viele Schrifttexte weiß doch der Pater!" sprach Mauricio zu Raimundo.

„Ich glaube, er erfindet dieselben," antwortete dieser.

Sie sahen nun einen Mann, kühn und mit festem Tritte, den steilen Abhang hinaufschreiten, während die drei Mädchen bei jedem Schritte, um nicht zu fallen, den Fuß bald gegen einen hervorragenden Stein, bald gegen einen festen Strauch anstemmten.

Endlich kamen vier Wesen zusammen, welche bereits die reinste, tiefste, zärtlichste, heiligste aller Arten der Liebe vereinigte, die Liebe, welche am meisten der erhabenen Liebe Gottes gleicht, eine

Liebe, die zugleich aus dem Instinkte und der Vernunft hervorgeht, bei welcher keine Unbeständigkeit stattfindet, weil wir mit ihr geboren werden und sterben, eine Liebe, welche zugleich Gebot, Tugend, Preis und Glück ist, die süße Liebe zu den Eltern, welche der Gottmensch noch am Kreuze erhob.

Vater und Kinder machten auf einem hervortretenden Felsen Halt, welcher sich an diesem Abhange als eine Ruhestätte darbot. Nun holte der Mann aus einem Korbe drei aus Waldblumen künstlich gewundene Sträuße hervor, welche er unter die drei Mädchen vertheilte.*)

Die Spazierengehenden konnten von den Worten, welche bei diesem Auftritte gewechselt wurden, nichts verstehen. Sie sahen aber, wie das größte der Mädchen des Vaters Hand ergriff, und dieselbe zu wiederholten Malen küßte, ohne sie wieder

---

*) Man glaube nicht, daß unsere Liebe zum Landvolke uns antreibe, idyllische Scenen zu erfinden. Hätten wir dieser Scene nicht beigewohnt, so würden wir sie nicht beschreiben. Sie ist nicht so unbedeutend als sie erscheint. Der Landmann, welcher nach einer harten Arbeit noch umherwandert und Zeit findet, um Blumen zu pflücken und drei Sträuße von Waldblumen für seine Töchter zu winden, hat nicht bloß das Herz eines Vaters, sondern von Vater, Mutter und Liebhaber zusammen.

loszulassen, und daß die beiden kleinern vor Freuden zu hüpfen begannen.

Alle schickten sich dann an, wieder aufwärts zu steigen. Der Vater nahm die Kleinste auf seine Arme, welche ihren Strauß triumphirend, wie eine Fahne, emporhielt. Dahinter folgte die Zweite fast kriechend, wobei sie sich aber nur der einen Hand bediente, weil sie mit der andern ihr Geschenk trug. Hinter Allen ging die Größere, welche die Blumen an ihre Lippen drückte, dieselben küßte und ihren Duft einsog.

Nicht lange währte es, so trafen Pater Buendia und seine Knaben mit jenen zusammen. Der Pater wendete sich lächelnd an den Arbeitsmann und sprach:

„Wahrhaftig, Joseph Flores! der Name steht Dir nicht übel an; denn Du bist mit Flora für Deine Mädchen beladen. Gut gethan, Mann! Seinen Kindern Freude machen mit dem, was recht ist, kommt einem guten Vater zu.“

„Herr Pater Buendia,“ entgegnete Joseph Flores, „die kleinen Mädchen gleichen den Bienen oder Schmetterlingen, so sehr drängen sie sich an meine Blumen heran! . . .“

In diesem Augenblicke führte Raimundo, welcher

der größern unter den Mädchen am nächsten ging, mit einer Ruthe, die er trug, einen so wohl gezielten Seitenhieb auf den Strauß, den sie in den Händen hielt, daß er alle Blumen zerknickte.

Das Mädchen brach in ein bitterliches Weinen aus.

„Gracia, mein Herzenskind,“ sprach der Vater, „weine nicht, denn morgen werde ich Dir, so Gott mir das Leben erhält, einen andern bringen.“

„Raimundo wird ihr morgen einen bessern bringen,“ fügte der Pater Buendia hinzu, „wie es seine Schuldigkeit ist. Was er gethan, ist wider die Nächstenliebe und gegen die christliche Liebe; Sanct Paulus sagt: Si caritatem non habuero, nihil sum (wenn ich die Liebe nicht habe, bin ich nichts); und der heilige Augustin: qui diligit proximum, legem implevit (wer den Nächsten liebt, hat das Gesetz erfüllt). Nicht wahr, mein Sohn, Du wirst sie bringen?“

„Höchst wahrscheinlich,“ antwortete Raimundo, „werde ich ihr alle Blumen aus dem Garten bei unserm Hause senden. Was soll ich damit?“

Das Mädchen hörte dessenungeachtet nicht auf, seine Blumen zu beweinen, deren zerstümmelte Stengel sie noch in den Händen hielt; und ihr

Herz, das von der ersten gröblichen und ganz anlaßlosen Feindseligkeit, die es berührt hatte, gebeugt war, blieb niedergedrückt.

„Ich glaube," sprach Raimundo ungeduldig, „ich habe wohl deine Finger getroffen."

„Ich hatte meine Blumen lieber als meine Finger," versicherte das Mädchen.

„Sehen Eure Gnaden nur das langbeinige Mädchen mit ihrem kurzen Rocke, das um Blumen weint!" antwortete Raimundo; „habe ich Dir nicht gesagt, ich wollte Dir morgen einen Korb voll bringen?"

„Es werden aber keine sein, die mein Vater pflückte," antwortete mit ruhiger Stimme die Kleine und schüttelte dabei den Kopf, „sie werden mein Strauß nicht sein!"

„Und welche Besonderheit hatte Dein Strauß?"

„Er hatte einen weißen Stern."

„Das wird," antwortete Raimundo unter Gelächter, „jener berühmte Stern von Andalusien, der nur einmal vorkommt, gewesen sein. Im Garten bei unserm Hause gibt es eine Milchstraße von allen Farben, tröste Dich, Du weinerliches Liebchen."

„Nimm den meinigen," sagte die kleinste, welche

schon müde war, ihren Strauß zu tragen, und denselben als vermittelnde Macht dran geben wollte.

„Mit Gott, Joseph Flores," sagte der Pater Buendia; „ihr Mädchen, lebt wohl bis morgen!"

„Lebe wohl, weinender Stern von Andalusien," fügte Raimundo spottend hinzu, „spare Deine Thränen zum Beweinen Deiner Sünden auf, da wirst Du sie besser anwenden."

„Das, was Du gethan, ist eine garstige Handlung," sagte sein Lehrer zu Raimundo, nachdem sie sich entfernt hatten.

„Blumen abzublättern?" antwortete spaßend der Getadelte.

„Nein; aber daß Du Deines Gleichen ohne Grund und Ursach zum Weinen bringst."

„Ich mag wohl wie die Zwiebel sein, die auch weinen macht, ohne es zu wollen."

„Es mit Willen thun, beweiset Grausamkeit, es ohne Willen thun, Unhöflichkeit und Gefühllosigkeit. Beides sollst Du zu vermeiden suchen, Beides ist hassenswerth, mein Sohn."

Fünftes Capitel.

„Weshalb pflegt ihr gerade diese Gattung?“ fragte der Bilderkäufer.
„Weil es diejenige ist, die mir am besten gefällt und in welcher ich die Natur am besten nachbilden zu können glaube,“ antwortete Teniers.

In einer der Straßen, welche in der Nähe der Oelmühle sich befinden, die, wie man sagt, den höchsten Punkt der Höhe einnimmt, auf welcher Carmona erbaut worden, sah man durch die geöffnete Thür in das Innere eines ärmlichen und niedrigen Hauses, das aber weiß und nett war wie der Sinn seiner Bewohner.

In der Mitte seines lustig anzuschauenden Hofes stand ein Olivenbaum, ein bescheidenes Sinnbild des Friedens und des Ueberflusses, welcher seine Zweige über die Häupter der Bewohner des Hauses, wie

ein Vater, um damit zu segnen, seine Hände, ausstreckte. Derselbe war zu dieser Zeit mit einem so reichen Ertrage bedeckt, als hätte die Vorsehung ihn mittelst eines Weihwedels mit den kleinen Blüthen besprengt, welche die Monden und die Sonne in jene Olive verwandeln, die von geringem Anscheine, aber von höherm Werthe ist, als die goldenen Aepfel aus dem Garten der Hesperiden; denn ihr Saft gibt uns Licht, trägt zum religiösen Cultus bei und ist das „Ave Maria“ zu „unserm täglichen Brote“ beim Armen.

An seinem Stamme schlängelten sich, indem sie ihn mit ihren Windungen umfingen, einige Windenstengel empor, welche, weit entfernt davon, diesen Laokoon zu quälen, wenn sie zu seinen Aesten hinaufgekommen waren, ihn mit ihren blauen Augen und mit ihren rosenfarbenen Mündern anlachten. — In einem Winkel erblickte man einen Weinstock, so voll Runzeln und Höcker, daß man sich versucht fühlte anzunehmen, es sei, wie Tubal Noa's Enkel war, auch dieser Weinstock ein Enkel dessen gewesen, den der genannte Patriarch pflanzte. Er besaß freilich keine Documente, womit er das Alter seines Adels beweisen konnte, da alle seine Taufzeugnisse und übrigen ihm eigenthümlichen Pergamente, als sie

kaum vergilbt waren, vom revolutionären Herbstwinde hinweggeführt wurden, dem nichts widersteht als die Fichten, welche die rechte, wohlgeführte, gleichförmige, unwandelbare und standhafte Militärmacht der Vegetation sind.

Obwohl der Alte sich für keinen Jubilar ausgab, so war er doch auch nicht, wie es beim ersten Anblicke schien, eine Mumie. Wenn das thörichte Februarchen mit seinen achtundzwanzig Tagen erschien, schauten leise, leise an seinen äußersten Enden einige blasse zarte Blättlein hinaus, und hinter denselben erhoben einige mikroskopische Zweiglein das Haupt. Die Sonne liebkoste ihnen nun, um sie zu ermuthigen. Der Wind schüttelte sie, um sie zu stärken, und bald nachher umgaben die muntern Töchter den alternden Vater, umarmten seinen Hals, hängten sich an seine Arme und stellten ihm seine Enkel, die schönen kleinen Sprößlinge vor, deren sie sich rühmten. Die Familie des Hauses fand unmerklich ihren Hof ohne Arbeit, Geräusch und Kosten bekleidet, und der Weinstock sprach zu seinem Nachbar, dem Rosmarin, an welchen er sich mit seinen Rebgeschossen zärtlich hing: „Auch ich erfülle die Mission meines Schöpfers.“ Der Rosmarin antwortete mit seiner ernsten, angenehmen und duf-

tenden Stimme: „Ehre sei Gott in der Höh' und Friede den Menschen auf Erden!“ Die Blätter säuselten und die Vöglein sangen: Amen.

Unter den Gewächsen, welche behaglich und ruhig auf ihren Erdbeeten ohne eine andere Unbequemlichkeit, als das beschwerliche Summen einer und der andern zudringlichen Mücke lebten, zeichnete sich durch seine heitere und ununterbrochene Schönheit der bereits erwähnte Rosmarin aus, welcher so übereinstimmend mit dem Armen fühlt und sein Freund ist, daß der Vermögende es nie erlangt, ihn in seinen wohlgepflegten und kostbaren Gärten so stattlich zu ziehen, wie ihn der Arme in seiner niedrigen Wohnung hat. Nichts bewirkt hier, daß er kränkelt oder ausgeht, nicht die Thiere, welche ihn im Vorübergehen benagen, nicht die Kleinen, welche daran zerren, ihn berupfen und verstümmeln, auch nicht die übermäßigen Contributionen, welche man ihm abnimmt, indem er als Heilmittel bei Krankheiten, als Luftreiniger der Umgebung durch Verbrennen oder zur Anfertigung von Blumensträußen dienen muß, welche entweder zu religiösen oder zu profanem Gebrauche bestimmt sind.

Sollte die Vorliebe, welche der Rosmarin für die Häuser der Armen zeigt, nicht ihren Grund

darin haben, daß man denselben dort wie eine heilige Pflanze betrachtet, weil die Jungfrau über seine Zweige die Wäsche des göttlichen Kindes zum Trocknen ausgebreitet hat, und weil diese Pflege des Herzens ihm besser behagt, als die bloß materielle des Gärtners? Oder sollte sie daher kommen, daß es ihm, indem er sich als Eigenthum der Armen betrachtet, so ergeht wie dem Münzenkraute, von dem es heißt, daß es, wenn sein Herr oder dessen Stellvertreter nicht seine Schößlinge abpflückt, vertrocknet?

Indem wir diesen bezaubernden Volksglauben, so wie viele andere Volksüberzeugungen, die wir mit so großer Liebe sammeln, durch den Druck veröffentlichen, fällt uns ein, daß es nicht an einem hochgelahrten Doctor fehlen wird, der dieselben als Aberglauben oder crasse Unwissenheit bezeichnet, auch selbst nicht an einem Professor der Mathematik, der sie für unehrerbietige Albernheiten erklärt.

Die ernsthaften und gelehrten Leute dürften sich geirrt haben! Und derjenige, welcher dies mit dem ganzen Nachdrucke der Ueberzeugung versichert, ist der nicht ernsthafte und nicht gelehrte Schreiber dieser Blätter. Weder Unwissenheit noch Aberglauben gaben diesem lieblichen Glauben das Da-

sein; wohl aber erzeugten denselben in ihrer ersten Liebe die keusche, reine und blühende Einbildungskraft, und das reiche und heilige Empfinden. Von dieser südlichen Bevölkerung, die durch den Katholicismus erzogen worden, kann man sagen, sie hat eine Einbildungskraft, welche fühlt.

Unter diesen Glaubensansichten gibt es einige, welche sich die Freiheit nehmen, ohne die Autorisation der Wissenschaft Gewißheiten zu sein. Und wenn man uns fragt, ob wir daran halten, so werden wir Charles Nodier antworten lassen, der es besser, als wir, thun wird:

„Ihr werdet mir erlauben," erwidert auf eine gleiche Frage dieser gelehrte und berühmte Schriftsteller, „wenn ich mich nicht so leicht hin über Glaubensmeinungen ausspreche, welche durch das Zeugniß des Volkes gestützt werden, das sich selber wiederum auf die Erfahrung gründet." Anderwärts fügt er noch hinzu: „Die Prüfung in diesen Materien ist eine Thätigkeit des Verstandes, welche Undankbarkeit und Mißtrauen an den Tag legt."

Kehren wir indeß zum Hause des Armen zurück, dorthin, wo man noch mit so gesundem Herzen glaubt, liebt und hofft. Wie wohl athmet

sich's da! Welchen Frieden empfindet die Seele, die mit Allem, das sie umgibt, in Harmonie ist!

Hören wir die Schwalben, welche so geliebt werden, da, wenn sie kommen, die Blumen hervorbrechen; wenn sie aber gehen, sterben die Blätter ab. Hören wir dieselben, denn, obwohl sie viel arbeiten, singen sie doch noch mehr, weil sie auch arm sind. Unter jedem Dachziegel gewahrte man eine ihrer Hütten; sie errichteten so eine Ortsgemeinde in einem Hause.

Die Katze war die Stiege zum obersten Boden hinaufgeklettert; sie hielt gleichsam die Hände in den Taschen und hatte die Beine an sich gezogen. Die Augen hatte sie geschlossen und dachte über den höhern oder niedrigern Grad der Hitze nach, welcher an der und der Stelle in der Sonne stattfinden möchte, ohne deshalb zu unterlassen, wie eine gute Bürgerwache ein wachsames Auge auf die Thür des Bodens zu haben, auf welchem Weizen lag, um, wenn sie irgend einen mausenden Cacus erblickte, sich über denselben hinzuwerfen und ihr Schwert aus der Scheide zu ziehen.

Auf dem Beete, das nach Mittag sah, zeigte sich ein bescheidener Kaktus, welcher seine Blätter wie grüne Finger in die Höhe hob, und seinen kalten

und erstarrten Blumen die Sonne zeigte, welche seine weit verbreitete Familie, die nach den Wendekreisen wie nach ihrem Lande der Verheißung schaut, so sehr liebt. — Diese Blumen, die man Eidechsen nennt, sind mit dem Thierchen, dessen Namen sie führen, bis auf die Kälte und Rauhigkeit ihres Anfühlens so übereinstimmend, daß sie denjenigen, welcher sie betrachtet, in Zweifel lassen, ob mittelst einer unbeachtet gebliebenen Seelenwanderung sich die Blätter der Blumen vereinigen, aus ihrem Kelche einige Aeuglein und einige geheim gehaltene Füßchen nehmen, und wie mit Hirnschädeln versehene Blumen an den Wänden umherzulaufen beginnen, oder ob die Eidechsen, müde und mürbe von ihrem umherschweifenden, neugierigen, vorlauten Leben, in welchem sie Mauern erkletterten, aus den ehrwürdigen Ritzen der alten Wände Unzuchtshöhlen und Spielhäuser machten, mit ihrem thörichten Laufen erhabene Ruinen entweiheten, den ehrbaren Epheu und den schönen Jasmin nöthigten, die Hehler ihrer Liebesleiden zu sein, endlich in sich gehen, ihrer leichten Füßchen sich entledigen, ihre neugierigen Augen schließen, sich in ihr Fell verkriechen und in kalte, geruchlose Blumen verwandeln, trappistische Blumen in ihrem Distelkloster. — Wer sie anblickt

fragt sich, indem er sein Sinnen in die forschenden Reflexionen versenkt, welche sie erzeugen, was doch dieser verborgene und verschlossene Kelch wohl enthalten möge. Sollte es vielleicht ein reumüthiges Eidechsenherz, sollten es einige Blumenfüße emancipirter und freier Ideen sein, welche Sehnsucht empfinden, sich in rasche Bewegung zu setzen, indem sie dem Gange und den Lehren der Welt folgen?

Auf der einen Seite spricht zu Gunsten dieser letzten Auslegung, daß die Blume nicht, wie ihre Genossinnen, um zu sterben die Blätter ablegt, sondern daß sie altert, zusammenschrumpft und langsam, ruhig und allmählig wie das Leben im Kloster vertrocknet. Zu Gunsten der ersten Meinung, nämlich, daß die Eidechsen aus dem Kloster entlassen sind, spricht, daß die Eidechsen grade wie die Blumen aus der Erde kommen, wenn die Sonne sie ruft, und verschwinden, wenn der Reif sie vertreibt. Uebrigens unterstützt diesen Satz auch die notorische gute Neigung der Eidechsen zur Heiligkeit; denn es ist bekannt, wie sie auch in der Fülle ihres ausgelassenen Lebens niemals schlafen gehen, ohne vorher demüthig die Erde zu küssen. — —

Wir besitzen ein Exemplar dieser sphynxartigen Pflanze in einem Topfe, die uns wie ein unlös-

bares Räthsel beschäftigt. Je länger wir die geheimnißreichen Blüthen beim Scheine der Sonne und des Mondes, welcher das Gestirn der Gespenster ist, darauf hin beobachteten, ob sie Blumen von der Natur dieser seien, desto tiefer zogen sie sich in ihre Distelspitzen zurück, beobachteten ihre Regeln und schwiegen wie Töchter des heiligen Bruno. Die Folge war, daß dieses Geheimniß eine stets vorherrschende Beschäftigung unsers Verstandes geworden ist. — Wenn Jemand die Lösung dieses Problems entdeckt, werden wir's ihm Dank wissen, wenn er uns dieselbe mittheilt.

Allein wir verirren uns in einem Blumenlabyrinthe. Wir bitten die Feinde unserer Abschweifungen und die Gegner der Labyrinthe um Verzeihung. Muß denn aber in jedem ein Minotaurus sein? Lamennais sagt: L'esprit revient sans cesse sur ce que le coeur aime, der Geist kommt stets auf das zurück, was das Herz liebt.

Dem Hofe gegenüber lag die Küche, durch welche man hindurchging, um auf den Wirthschaftshof zu gelangen. Zur Seite der Eingangsthür befand sich ein kleiner Saal mit einem Fenster nach der Straße hinaus und ein inneres Schlafgemach,

daneben ein anderes Zimmerchen mit einer Thür nach dem Hofe hinaus.

Von der Straße her erblickte man in der Nähe der Küche eine Stiege von Backsteinen ohne Geländer und Dach, die über einen aus Mauerwerk erbauten Bogen hinaufgeführt war, welcher ein Bodenstockwerk trug; auf derselben haben wir bereits die Katze in Ausübung ihrer Functionen gesehen. — Diese kunstlosen Stiegen, die zwischen Stauden und Blumen erscheinen, geben den Häusern, an denen sie sich befinden, ein so malerisches, den ärmlichen, ländlichen und einfachen Wohnungen echt eigenthümliches Ansehen, daß ihr Anblick dieselbe liebliche, Sympathie erweckende Wirkung hervorbringt, welche der Bau der Weihnachtskrippen ausübt. —

Man wünscht in diese liebliche und reinliche Aermlichkeit hineinzuschlüpfen, es will uns bedünken, daß, wie der Rosmarin daselbst seine angemessene und hervorragende Stelle findet, auch wir gleicherweise eine solche finden werden. O glücklicher Rosmarin, der du in deiner edeln Unabhängigkeit über dem imponirenden socialen Minos, seiner Hoheit Was wird man sagen? stehst, der mit seiner Menge von thätigen Hunden, den Söhnen des ursprünglichen Cerberus, bei unserm

Handeln den Vorsitz führt und dasselbe leitet, und aus eigener Machtvollkommenheit von seinem Tribunale aus (das fürwahr, trotz oder vielleicht wegen aller modernen Gase sehr übel erleuchtet zu sein pflegt) Jedem, er mag gerichtet sein wollen oder nicht, sein Urtheil spricht.

In dem sehr reinlichen kleinen Saale erblickte man einige rohe Stühle. An der Wand hingen etliche schlechte Heiligenbilder, welche von inbrünstigen Blicken stärker bewundert wurden, als die Bilder Murillo's und Velasquez' von Kennerblicken. Da sehe man nun, weshalb die Heiligen wie der Rosmarin die Häuser ihrer Freunde, der Armen, vorziehen! — Auf einem Tische stand eine gut genug gearbeitete Bildsäule Unserer lieben Frau, deren flatternde Kleider, gleichfalls geschnitzt, künstlich und in so gediegener, dauerhafter Weise angemalt und vergoldet waren, daß nur eine unberechenbare Reihe von Jahren es dahin hatte bringen können, dem Glanze eine ganz kleine Mattigkeit aufzusetzen. Was für Handwerker gab es doch in der Zeit des Obscurantismus? —

Sechstes Capitel.

Die kalten Geister, welche den Zauber der praktischen Andacht nicht begreifen, haben mich immer in Schrecken gesetzt.

Charles Nodier.

Wissen ist vielleicht ein Irrthum,
Glauben ist Weisheit und Glück.

Derselbe.

Neben der Thür des Saales saß eine Alte, welche ein Kinderkleid flickte und auf das zerrissene Schulterstück ein Stück Zeug von anderer Farbe und Zeichnung, als die des Kleides setzte. — Sie hatte eben den letzten Stich gethan, als sich an der Thür Geräusch vernehmen ließ und die drei Mädchen, welche wir ihrem Vater haben entgegengehen sehen, eilends hereintraten und der Alten, ihrer Großmutter, die Blumensträuße zeigten, die sie mitbrachten.

„Und Du, Gracia," fragte die Alte, sich gegen die Aelteste wendend, „bringst keine Blumen?"

„Sie hatte unter den drei Sträußen den besten, worin sich ein Stern befand," antwortete Antonia, das zweite der Mädchen, „aber der Taugenichts, der Raimundo, der Sohn der Wittwe Trillo, hat denselben mit seinem Stocke entzweigeschlagen."

Gracia reichte ihrer Großmutter den zerpflückten Strauß hin, auf dessen verstümmelten Blumen wie Thautropfen ihre Thränen glänzten.

„Thut nichts," sprach die Alte, „die, welche Deine Schwestern bringen, reichen aus, um die Blumenschalen auszufüllen, die wir zum morgigen Patrociniumsfeste ihres Bräutigams vor Unsere liebe Frau hinsetzen werden.

Wenn die Blumen auch nur Feldblumen und ihrer wenige sind, so liegt nichts daran, denn Ihr wisset wohl, wie die Absicht ausreicht. Dies wird Euch ein Beispiel beweisen, das ich Euch erzählen will.

Es war einmal in einem Garten ein armes Waisenkind, das man aus Barmherzigkeit dort erzogen hatte. Alle Morgen kam es in die Stadt, um den Kohl hineinzubringen. Wenn es denselben an den Höker abgeliefert, ging es in eine Klosterkirche. Hier warf es sich vor einem Bilde der heiligsten Jungfrau mit großer Liebe und starkem Glauben auf die Knie, und da es nichts Anderes

zu opfern vermochte, legte es auf dem Opfersteine des Altars einige Blätter von dem Kohle nieder, den es zog. Die Patres, welche diese Seltsamkeit bemerkten, die als eine Unehrerbietigkeit erschien, riefen eines Tages die Kleine und fragten dieselbe, weshalb sie dieses thäte.

Das Kind antwortete, es thue solches in der großen und zärtlichen Liebe, welche es zur heiligen Mutter Gottes habe, die es auch für die seinige ansehe, da es keine andere habe. Wie? fragten die Patres, weißt Du ihr dieselbe nicht auf eine andere Weise zu bezeugen? Kannst Du nicht beten? Das Kind antwortete: nein. Da sagten sie ihm, es möge alle Morgen in das Kloster kommen, sie wollten es darin unterrichten. So geschah es, und das Kind lernte in kurzer Zeit beten, lesen und viele andere Dinge. Es trug nun auch nicht mehr seine Kohlblätter hin, weil es sich schämte. Dabei geschah es, daß das Kind von Tag zu Tag trauriger ward. Die Patres wollten die Ursache dieser Traurigkeit ergründen. Sie fragten das Kind darnach, worauf dieses antwortete, es werde von der heiligen Jungfrau nicht mehr so geliebt, wie früher. Und woher weißt Du das? fragten die Patres. — Ich weiß es, ich weiß es wohl, antwortete das Kind. — Aber

seit wann liebt sie Dich denn nicht mehr so, als vorher? fuhr der Prior zu fragen fort. — Seitdem ich so viel gelernt habe, erwiederte das Kind. — Wie? sagte der Prior, die Jungfrau soll Dich übel anschauen oder Dich von sich stoßen, wenn Du Deine Gebete hersagst oder ihr Lob singst? — Nein, nein, das nicht, antwortete das Kind. — Warum denn also, fragte der Prior, sagst Du, daß sie Dich vorher mehr geliebt hätte? — Weil sie früher, antwortete das Kind, als ich ihr meine Kohlblätter brachte, mich anlächelte .... nun aber lächelt sie nicht mehr.

„Seht nun, meine Töchter, weshalb der Herr sagt: „Selig sind die am Geiste Armen, denn wenn sie am Herzen reich sind, gibt es für sie ganz besondere Gnaden, welche den hoffärtigen Pharisäern und falschen Lehrern gänzlich versagt werden.“ — Gracia, meine Tochter, die Blumen, welche der lieben Frau am besten gefallen, sind die in unserm Herzen gepflückten; mit diesen laß uns ihr täglich ihren Kranz flechten.“ *)

---

*) Man betrachte wieder und wieder das Erhabenste in Jesu Christi Gesetze, praktisch durch das katholische Volk Spaniens erweislich gemacht. Denn unter den acht Seligkeiten hat man sich allen heiligen Vätern zufolge als die herrlichste

Nun legten die kleinen Mädchen die Blumen in die krystallenen Blumenschalen, dazu einige Rosmarinzweige. Nachdem dieses geschehen war, knieeten alle drei vor dem Bilde der Jungfrau nieder und die Großmutter fing an, folgenden frommen

Kranz von Rosen zur Verehrung
der heiligsten Maria

zu beten:

Um Marien recht zu preisen,
Woll' uns Gnade heut erweisen,
O Maria Du Gloriose!

Die Kinder antworteten im Chor:

Liebend biet' ich diese Rose.

Die Rose bedeutet das Ave Maria, welches nun die Großmutter begann und die Mädchen bis zum Schlusse beteten, worauf sie also fortfuhren:

Großmutter: Jungfrau, lautre, makellose,
Kinder: Liebend biet' ich diese Rose.

Ave Maria.

Großmutter: Durch Empfängniß fleckenlose,
Kinder: Liebend biet' ich diese Rose.

---

und allen voranstehende diejenige der Armen im Geiste zu denken.

Die höchste Cultur spricht heutzutage durch den Mund des liberalen Charles Nodier: „Die Schuld des Paradieses ist das unglückliche Wissen, die Tochter der Neugierde."

Ave Maria.

Großmutter: Reich in heil'ger Liebe Loose,
Kinder: Liebend biet' ich diese Rose.

Ave Maria.

Großmutter: In Jesu Erbarmen Große,
Kinder: Liebend biet' ich diese Rose.

Ave Maria.

Großmutter: Braut in heil'gen Geist's Gekose,
Kinder: Liebend biet' ich diese Rose.

Ave Maria.

Großmutter: Schöne Leucht' im Himmelsschoße,
Kinder: Liebend biet' ich diese Rose.

Ave Maria.

Großmutter: Siegerin im Kampfgetose,
Kinder: Liebend biet' ich diese Rose.

Ave Maria.

Großmutter: Mehr als All' Miraculose.
Kinder: Liebend biet' ich diese Rose.

Ave Maria.

Großmutter: Kaiserin auf mächt'gem Schlosse,
Kinder: Liebend biet' ich diese Rose.

Ave Maria.

Großmutter: Trotz der Martern klagenlose,
Kinder: Liebend biet' ich diese Rose.

Ave Maria.

Alle im Chor: Schöner Rosen Ziergewinde
Schling' ich um Dein heilig Haupt,
O Maria! Gib, daß finde,
Wer mit Rosen Dich umlaubt,
Einst Dich mit der Sternenbinde!

Wer hätte drei liebliche und unschuldige weibliche Geschöpfe vor der reinen Mutter des Gottmenschen auf den Knieen sehen und ihre süßen Stimmchen hören und wahrnehmen können, wie sie ihr ihre Gebete unter dem Sinnbilde eines Rosenkranzes darbieten, ohne sich bewegt zu fühlen? Wer würde dann aber auch nicht erwogen oder vielmehr gefühlt haben, daß allein die Religion die wahre ist, welche Gott auf diese reine, geistige, zarte, glühende, erhabene und süße Weise begegnet und anbetet, und dabei alle diejenigen Fähigkeiten in Thätigkeit setzt, welche der Schöpfer nach seinem göttlichen Ebenbilde in das Geschöpf legte, das er schuf, um ihm zu gehorchen und ihn zu lieben? Was thut Ihr, falsche Moralisten, kalte Skeptiker, herbe Philosophen mit diesen göttlichen Fähigkeiten? Ihr erstickt dieselben in Galle und Egoismus!

„Großmama," sagte das kleinste unter den Mädchen, indem sie sich, ohne sich zu erheben, um- und gegen eins der Bilder wendete, die an der

Wand hingen, das Christum am Kreuze vorstellte — „wollen wir nicht dem angenagelten Herrn ein kleines Credo beten, daß unser Papa bald wiederkommen möge?“

„Ja, mein Töchterchen,“ antwortete die Alte, welche nun das Glaubensbekenntniß mit den Kindern zu beten begann. Kaum hatten sie dasselbe beendet, als, gleichsam wie wenn der Herr lächelnd sich herabgelassen, um in Folge ihres liebenden und unschuldigen Gebahrens ihre Bitte den kleinen Wesen zu gewähren (die er ja auch während seiner Pilgerfahrt auf Erden zu sich berief), sich die Thür öffnete, und auf deren Schwelle die schöne und rechtschaffene Person dessen erschien, den wir, wenn wir es ohne Verletzung der Ehrfurcht thun könnten, den Vater, Sohn und heiligen Geist dieser Familie nennen würden.

„Vater! Papa! Papachen!“ — Indem ein jedes der Kinder einen von diesen Rufen erhob, hatten sie sich dem Eingetretenen entgegengeworfen. Die Größte hing sich an seinen Hals, die zweite an seinen Arm, und die Kleinste umfing eins seiner Knie.

„Mutter,“ sagte er, indem er sich gegen die Alte wendete, „sie haben mich überwunden und

untergebracht, grade wie die Hetzhunde einen Stier; ich bin kein Mensch mehr."

„Mädchen, laßt Euren Vater sich setzen; er wird sich müde gegangen haben," sprach die Großmutter.

„Vater, wir beteten eben zu Gott, daß Du bald wiederkommen möchtest," sprach die Aelteste.

„Ja, zum angenagelten Herrn," setzte die Kleinste hinzu.

„Und als wir Amen sprachen, kamst Du in die Thür," fuhr die Zweite fort. „Wie wunderthätig ist doch dieser Herr!" *)

„Dieser Herrgott ist aber auch eine Copie vom wahren Kreuze, wovon Juan Hoffaufgott sagte, es stimme mit dem Herrn ganz überein," sprach die Alte.

„Wer ist dieser Juan Hoffaufgott, Großmama?" fragte Gracia. —

„Es ist der ewige Jude."

*) Welch' grobe Unwissenheit! Welch' ein augenscheinlicher Beweis von Aberglauben! Glauben, daß Gott unsere Gebete hören könne, glauben, daß er unsern Bitten nachgeben könne! Und dieses Nachgeben, wenn es alsbald und in außerordentlicher Weise erfolgt, Wunder nennen, ist der Gipfel des Fanatismus. Wenn uns die protestantischen Missionäre nicht defanatisiren und entabergläubigen, was soll da aus uns werden!

„Was für ein Jude ist das, Großmütterchen?" fragte Antonia.

„Dieser Jude," antwortete die Großmutter, „ist ein Schuster, der zu Jerusalem in der Straße der Bitterniß wohnte. Als der Herr, sich mit dem Kreuze auf der Schulter schleppend, vorüber an die Thür seines Hauses kam, war er so ermüdet und erschöpft, daß er hier auszuruhen wünschte, und er sprach zum Hausherrn: „Juan, ich leide sehr!" — Und Juan antwortete: „Geh', Geh', ich leide noch mehr, denn ich bin hier an eine eilige Arbeit geheftet."

Als der Herr sich so grausam hinweggestoßen sah, sprach er zu dem Schuster: „Gehe Du nun — gehe — bis zu der Welt Ende!"

Im Augenblicke fühlte der Mann, wie seine Füße gingen, ohne daß er dieselben bewegte oder zurückhalten konnte, und er begann zu gehen und zu gehen .... und seitdem geht er, ohne jemals anzuhalten, und wird gehen bis zum Ende der Welt, damit der Fluch Gottes erfüllt werde, den er auf sich geladen hatte.

Als er dies wahrnahm, erkannte der Unbarmherzige wohl, daß es eine Strafe des Himmels für seine Härte war, und für das grausame Wort: Geh' — Geh! das er dem Mißhandelten, der ihn

um ein Ausruhenlassen gebeten, in's Gesicht geschleudert. Er bereute herzlich was er gethan hatte, und begann seine Schuld zu beweinen und in Verzweiflung zu gerathen. So ging er bis zum Jahre, wo an einem Charfreitage Nachmittags um 3 Uhr am fernsten Horizonte und über den Wolken ihm ein Calvarienberg mit drei Kreuzen erschien. Am Fuße des höchsten derselben, welches in der Mitte sich befand, stand eine Frau, welche eben so schön als betrübt und sanft war. Diese Frau wendete ihr entfärbtes und mit Thränen angefülltes Antlitz gegen ihn und sprach: „Juan, hoffe auf Gott!" *)

Darauf fühlte er sich sehr getröstet, setzte seinen Gang fort und geht, ohne jemals zu rasten, nun schon achtzehn Jahrhunderte. Wenn er aber dann sich so einsam, und den Geschlechtern, welche er gehen und kommen sieht, so unerkannt, seine Freunde todt, seine Familie erloschen, sein Land, einst das Land des Gottes Israels, in den Händen der Mohamedaner, sein Volk verflucht, zerstreut, verachtet und ungern gelitten sieht, welches alles Dessen ungeachtet reuelos und ungläubig bleibt, mit einem Zeichen wie Cain's im Gesicht, dann klagt

---

*) So erzählt wörtlich die Volkssage.

er und es ermattet sein Herz! Allein die heilige Zeit kehrt wieder und mit ihr der Charfreitag, und um 3 Uhr Nachmittags erscheint ihm am fernen Horizont der Calvarienberg wieder sammt der Frau, welche mit ihrer sanften Stimme zu ihm spricht: „Juan, hoffe auf Gott!“ Alsdann schöpft er wieder Hoffnung und damit Muth, um seine Strafe zu ertragen, und er beginnt von Neuem zu gehen und zu gehen, ohne jemals zu rasten. Deshalb heißt er der ewige Jude.“ *)

*) Welch' eine katholische Volkslesart vom ew'gen Juden, dieser allgemeinen Ueberlieferung, welche eine apokryphische Wahrheit ist, was grade ein Theil des Geschickes dieses Ausnahmewesens sein mag! Dasselbe erleidet seine sichere Strafe in dieser Welt, in der es unbekannt umherwandelt! Diese Tradition zu glauben, ist Niemand verpflichtet; nichts aber verhindert, dieselbe zu glauben. Man wünscht, daß diese Tradition zuverlässig sei, weil uns dieselbe gleichsam in eine unmittelbare Berührung mit der glorreichen Epoche unserer Erlösung bringt. Wie diese Tradition eine tiefe Schwermuth in sich trägt, so enthält sie auch den hohen Trost, daß die Sühne mit Lohn gekrönt wird. Diese Tradition bewahrt das Volk in seinem Archive des wahren Glaubens auf, wie es auch sein muß; denn so wird sie dem Glauben ähnlich. Dieses beweist aber keine Unwissenheit, keinen Mangel an Einsicht, wie die pedantische Mittelmäßigkeit voraussetzt, sondern Unterwürfigkeit, Gehorsam, guten Glauben, geistige Auffassung, lauter Eigenschaften gesunder Herzen.

„Und dieser Juan Hoffaufgott,“ sprach Gracia, „wird, wie er Christum, unser Glück, erkannte, auch wissen müssen, ob der Herr vom wahren Kreuze demjenigen ähnlich ist, den er darstellt.“

„So ist es, meine Tochter,“ antwortete die Alte. „Es begab sich, daß, als die Capelle desselben eingeweiht und das heilige Bild in Procession zu derselben getragen ward, man einen Mann vorübergehen sah, der ein Fremder war und welchen Niemand kannte. Er erhob sein Antlitz und schaute den Gekreuzigten an. Es fielen ihm zwei Thränen über sein gebräuntes Angesicht und er sprach: wie sehr gleicht dieser dem in der Straße der Bitterniß!

Alle, die dieses gehört hatten, waren erstaunt, und da jener Mann, ohne stehn zu bleiben, seinen Gang fortsetzte, so fand sich Einer, der ihm folgte und sah, wie er durch den Ort ging ohne sich aufzuhalten, noch einen langsamern Gang einzuschlagen und in der Ferne verschwand.“ *)

*) Die köstliche Legende vom Christus des wahren Kreuzes, die wir eben erzählt, gehört nicht Carmona an. Dieses Bild des Herrn vom wahren Kreuze, zu welchem der berühmte Stierfechter Paco Montes eine große Andacht hatte, befindet sich an einem andern Orte. Wie er sagte, war er durch die Macht desselben aus großen Gefahren errettet. Er versicherte, er habe sich in Augenblicken, welche er für seine letzten hielt,

diesem Christus empfohlen, und denselben mit solcher Inbrunst und solchem Glauben angerufen, daß er ihn mit eigenen Augen kommen und sich auf seine Bitten einstellen sah. „Alle," fügte er hinzu, „sahen die unvermeidlich erachtete Katastrophe wie durch einen Segensspruch beseitigt und Alle sagten, mein Glück habe mich gerettet. Ich allein wußte, daß mich mein Glaube gerettet hatte."

Die Ausländer nennen den Juan Hoffausgott Ahasverus.

Siebentes Capitel.

Der Beruf der Kunst ist, die Natur zu vergeistigen. Balzac.

„Wie kläglich ist diese Geschichte, Großmutter," sprach Gracia. „Der arme Juan Hoffaufgott, wie dauert er mich!"

„Ei! Für das, was er that, war's eine gar geringe Strafe," meinte Antonia.

„Freilich," — antwortete der Vater, welcher sich gesetzt und die kleinste seiner Töchter auf seine Arme genommen hatte, „da Du nicht stille sitzen kannst, kommt es Dir vor, als ob dieses Gehen ohne Ausruhen keine Marter ist."

„Ach, Papa, da hast Du ja einen Floh," rief die Kleine aus. —

„Laß ihn, denn bald kommt St. Peter und alle Flöhe begeben sich zu der Gemeindeversammlung."

„Versammlung? Und weshalb?“

„Weil sie ihre Brandschatzung eingezogen haben.“

„Gracia,“ sprach Antonia, „kannst Du dieses Räthsel nicht lösen:

Hast Du es, so suchst Du es,
Hast Du es aber nicht,
So suchst Du es nicht und magst es nicht.“

Die Angeredete antwortete nicht.

„Du erräthst es nicht, Mädchen?“ fragte Antonia.

„Laß Deine Schwester; es machen ihr Räthsel kein Vergnügen,“ sprach die Großmutter. „Sohn,“ fuhr sie sich an den Vater wendend, fort, „hast Du die Erbsen bekommen?“

„Nein, Frau Mutter. Es thut mir sehr Leid, sie diesem Menschen anvertraut und den Spruch nicht gegenwärtig gehabt zu haben: Ist das Schäfchen hinaus, bringt man's schwer wieder nach Haus.“

„Ei der tausend!“ rief die Alte aus. „Der Mann hat, womit er zahlen kann, thut er's nicht, so ist es rein übler Wille. Er sollte des Sprichwortes eingedenk sein: Wer seine Schulden bezahlt, verbessert sein Vermögen und ist Herr über das fremde.“

„Das Sprichwort, welches die Knauserigen vor

Augen haben: Schande geht vorüber, Geld bleibt im Hause, ist das seinige.“

„Du solltest ihn vor Gericht belangen, Sohn.“

„Wie, Frau Mutter? Das wäre der Weg, auf dem das gute Geld dem schlimmen nachgehen würde.“

„Aber, Sohn, wenn Dein Recht klar ist wie die Sonne und Du das Gesetz für Dich hast.“

„Aber wenn es auch so wäre, wissen Sie nicht, wie es heißt: Das Gesetz hat eine wächserne Nase? Dumme und Streitsüchtige machen die Sachwalter reich. Es ist mir ergangen wie dem Sebastian Cebada, welcher ging und kam und dem man nichts gab. Es ist aber kein Grund, sich zu betrüben, denn alle Tage bekommen die Mütter Kinder.“ —

„Wohin kam und ging Sebastian Cebada, Papa?“ fragte die kleine Antonia.

„Nach Madrid, um den König zu sehen.“

„Papachen, erzähle das,“ bat die Kleine.

„Nun, so wisset denn,“ antwortete Joseph Flores, „daß Sebastian Cebada der gröbste und unwissendste Flegel im Dorfe war, wo es doch seines Gelichters viele gab. Derselbe hatte es sich in den Kopf gesetzt, er müsse nach Madrid gehen, dort um ein Amt zu bitten; Niemand konnte ihn davon ab-

bringen und er machte sich auf gen Madrid. Er pflanzte sich vor den königlichen Palast und wartete, bis Se. königliche Majestät heraus kämen. So wie nun des Königs Marsch ertönte, das Militär sich aufstellte und er Se. Majestät hinaustreten sah, begann er ungeheuer laut zu rufen: He! he! Onkel König, Onkel König!

Als sie dieses Rufen vernahmen, wandten sich Se. Majestät um und sprachen zu Jenem: Unverschämter, grober, ungeschliffener Kerl. Doch trat der König ihm näher. Ich heiße Sebastian, sprach der Amtsbewerber.

Der König begann über die Verwegenheit zu lachen und fragte Jenen, was er denn eigentlich wolle. Darauf antwortete er ganz dreist, er verlange ein Amt. Es ist gut, sprachen Se. königliche Majestät, ich mache Dich zum Amtmann vom Zündschwamm.

Fröhlicher, als ein Fastnachten kehrte Sebastian nach seinem Dorfe zurück. Er zeigte mehr Selbstgefühl, als irgend einer der aufgeblasenen Bühnenhelden, die man heutzutage stolzieren sieht. — Nun, — fragte sein Weib, sobald er eintrat, sahest Du den König? — Freilich sah ich ihn! — Und sprach er mit Dir? fragte sein Weib weiter. — Versteht

sich. Er nannte mich beim Namen. — Und gab Dir ein Amt? — Ja, ein's der besten. — Die Frau wurde ganz wirr und rief alle Nachbarinnen herbei, um ihnen die gute Nachricht mitzutheilen; nachdem diese ihr viele Glückwünsche abgestattet, wollten sie wissen, was für ein Amt denn das gepriesene wäre. Als ihnen der Begnadigte sagte, es sei die Verwaltung der Zündschwämme, gingen sie lachend von dannen und erzählten: Sebastian Cebada ging und kam und man gab ihm — nichts. Und ich, meine Töchter! ging an drei Ziegenhirtinnen vorüber, sie gaben mir drei Käse, und das da blieb übrig." —

„Vater," sagte Gracia, nahm das Gesicht ihres Vaters zwischen ihre Hände und richtete dasselbe gegen eine Seite der Hofwand, in welcher man auf einem hineingeklemmten Ziegel eine prächtige Nelke erblickte. „Siehst Du sie, halb weiß, halb fleischfarben wie die Wolken beim Sonnenuntergange?"

„Ich sehe, ich sehe schon" antwortete der Vater, indem er mit unaussprechlicher Zärtlichkeit seine Tochter anblickte:

Ein Rosenstock zeugt eine Rose
Und eine Nelk' ein Blumentopf,

Und eine Tochter zeugt ein Vater;
Für wen sie ist, das weiß er nicht."

„Armer Rosenstock, armer Blumentopf und armer Vater!" murmelte die Großmutter, die an eine verstorbene Tochter dachte, welche mit einem bösen Manne verheirathet gewesen war.

In diesem Augenblicke trat ein Nachbar in's Haus, ein junger Mensch von siebzehn bis achtzehn Jahren, nicht übel von Gesicht aber sehr klein und unvollkommen; dies war die Veranlassung gewesen, daß man ihm den Spitznamen Knirps gegeben, ein Spottname, der ihn gänzlich außer sich brachte, dem er sich widersetzte, wider den er sich erklärte und protestirte, jedoch mit sehr wenigem Erfolge. — Je hartnäckiger er denselben abwies, desto fester hing ihm der böse Name an. Es ging ihm wie dem armen Fische, welcher, je größere Anstrengungen er macht, von der Angel loszukommen, desto tiefer sich dieselbe einstößt. Wenige Tage zuvor hatte es sich begeben, daß er, auf's Höchste entrüstet, zum Ortsrichter gegangen war, um sich zu beklagen. Dieser Besuch ward auf folgende Art erzählt. Zu bemerken ist, daß der Ortsrichter, welcher ihn kannte, und der wußte, daß er ein vortrefflicher Bursche

war, der von klein auf mit unermüdlicher Geschäftigkeit zwei junge Schwestern und seine kranke Mutter, eine Wittwe, ernährte, ihn sehr liebte und mit Güte empfing. — Als der kurze Beschwerdeführer vor der Obrigkeit sich eingefunden hatte, heißt es, habe er gesagt:

„Es nennen mich die Leute Knirps,
Wie mag ich's, Herr, verhüten?" —
„Geh ruhig heim, mein lieber Knirps,
Ich werde es verbieten."

antwortete der Richter und verfiel durch die Gewalt der Gewohnheit selbst in den Fehler, den zu zügeln er ihm eben versprach.

Als der Knirps mit übler und schwermüthiger Geberde und einer geschwollenen Wange in das Haus getreten war, sank er halbgekrümmt auf einen Stuhl nieder.

„Was bringst Du, Alonsillo? Wie es scheint, hast Du Essig gekostet?" fragte ihn Joseph Flores, welcher sein Pathe war.

„Bist Du traurig?" sagte Antonia. — „Bist Du traurig, so hänge Dir eine Schelle unter die Nase."

„Was soll ich nur anfangen, Pathe!" sprach

der Knirps, ohne Antonia's scherzhaften Angriff zu beachten. „Die Schmerzen machen mich todt. Jetzt befinde ich mich gar übel!“

„Was schmerzt Dich denn, Mensch?“

„Alles, was Alonso heißt.“

„Es waren ihrer dreißig,“ bemerkte Antonia, „und alle dumm.“

„Sohn, wenn Du ein Fieberleiden hast,“ sprach Joseph Flores, „sollst Du es bald los sein, denn nichts heilt diese besser als Maienstaub und Feigenschalen.“

„Es ist kein Fieberleiden, Pathe. Ich habe eine Geschwulst! Und dazu in diesem Monate, wo die Schusterarbeit am besten lohnt, die sich zum Frohnleichnamsfeste emsig rühren muß. Und der Unglücksmann von Meister antwortete mir, als ich es ihm sagte, ich wäre wie die Hunde des Pater Lobo, welche jedesmal, wenn der Hase aufsprang, eben bei Verrichtung eines Bedürfnisses waren!“

„Du bist,“ sprach Antonia, „wie die Alte im Olivenwalde, welche, wenn sie von der Krätze frei war, die Blattern hatte, Knirps.“ —

„Was Knirps?“ rief Jener aus, indem sein

ungleich getheiltes Gesicht böse ward, „ich heiße nicht Knirps, mein Name ist Alonso.“

„Pontius Tollapfel, Hauptmann vom gefüllten Mantelsacke,“ antwortete Antonia. „Du weißt recht gut, daß Alle bis zum Richter Dich Knirps nennen.“

„Die Sprachlosen nicht,“ rief der Beleidigte. „Schau, wie Gracia mich nicht so nennt.“

„Ja,“ antwortete die Kleine, „Gracia ist die pax vobis.“

„Achte darauf,“ sprach Alonso, „weshalb Alle sie ihrer Engelart wegen lieben. Sehen Sie nicht, was für ein geschwollenes Gesicht ich habe, Muhme Juana Poluceno?“

Der Knirps wollte sagen Nepomuceno.

„So wahr Gott lebt, Mensch,“ antwortete die Alte.

„Ich habe eine Inflohenza“ fuhr der Knirps fort. „Als ich es dem Meister sagte, antwortete er mir spöttisch: der, dem ein Zahn weh thut, reiße denselben aus oder leide die Schmerzen. — Scheint Ihnen das wohl in der Ordnung?“

„Sohn, nimm einige Schluck in Essig gekochten Rosmarin.“

„Ich werde Dir den Rosmarin kochen," sagte Gracia schnell.

„Wer kann Schlucke nehmen?" antwortete traurig Alonso, „wenn wir zur rechten Zeit nicht einmal schlafen dürfen, um das Tagewerk zu erfüllen?"

„So muß es sein, mein Sohn," urtheilte die Alte. „Die Arbeit ist die einzige Erbschaft, welche uns seit Adam her unsere Eltern vermachten. Siehe meinen Sohn Joseph, welcher auch beim Mondenlicht seinen Acker zu bearbeiten geht."

„Die Arbeit ist ja auch die Ehre des Armen," sagte Joseph Flores.

„Ich weiß es," antwortete Alonso, „und daß Gracia Sie begleitet."

„Weil dann das Feld so einsam ist, bleibe ich wach und begleite meinen Vater," sprach Gracia.

„Und Du, Alonsillo, siehe einen begnadigten Mann, welcher Schutzengel zur Seite hat," fügte Joseph Flores hinzu.

„Ach, Papa!" rief Antonia. „Alonso's Mutter sagt dasselbe, was Du sagst."

„So wird Gott Alonso segnen, wie seine Mutter es thun wird und ebenso Gracia, wie ich sie segne."

„Mich auch, Vater! Mich auch, Vater!“ riefen die beiden Kleinen. —

„Alle drei,“ antwortete der gute Vater seinen Töchtern, welche sich mit ihren Armen an seinen Hals gehangen hatten.

Achtes Capitel.

Es gibt Leute, die an nichts glauben.
Vorzuziehen bleibt, Alles zu glauben.
Vicomte d'Arlincourt.

Als am folgenden Morgen Alonso um die Essenszeit zu seinem Pathen kam, wie er es gewohnt war, ehe er in's eigene Haus ging, war er überrascht, daselbst den Pater Buendia und dessen Schüler zu finden, welche vor ihm dort eingetroffen waren. Mauricio hatte die Hände in den Taschen und gähnte, Raimundo aber hielt in den seinigen einen schönen Blumenstrauß.

Der Pater war zur Alten getreten und sprach eben zu ihr:

„Gestern Abend hat Raimundo den Blumenstrauß vernichtet, den Ihre Enkelin trug; heute bringt er ihr zum Ersatz einen andern. Den

Schaden, den man anrichtet, muß man wieder gut machen."

Das kleine Antonettchen oder Antonillchen, wie man sie nannte, war, wie wir gesehen haben, lebhaft und aufgeweckt und hatte nichts Furchtsames. Sie näherte sich dem Strauße und streckte die Hand darnach aus.

„Hinweg davon," sprach mit seiner garstigen Plumpheit Raimundo, „der Strauß ist nicht für Dich, sondern für die Andere, für den weinerlichen Stern von Andalusien, welcher hübscher ist, als Du." —

„Niemand weint ohne Ursache, auch die Sterne nicht," sprach plötzlich Alonso, dessen Eintritt Niemand bemerkt hatte.

„Ei, was für ein Gesicht!" rief Raimundo, indem er eine Lache aufschlug. „Höre, Knirps, Deine Mutter ist wohl fett und Dein Vater mager?"

„Dem Armen thut ein Zahn wehe," sprach die Alte, „hätte er gethan, was ich ihm gerathen, er würde schon geheilt sein."

„Und was haben Sie ihm gerathen?" fragte Pater Buendia.

„Er solle sich den Mund mit Weinessig, in welchem Rosmarin gekocht worden, ausspülen.

Wenn man die Schlucke heiß nimmt, verderben die Zähne nie."

„Ich wußte nicht, daß der Rosmarin diese Kraft habe," antwortete der Pater.

„Herr, der Kräfte, welche dieser gesegnete Strauch besitzt, sind so viele, daß sie sich nicht zählen lassen. Anfangs war er nur ein unnützer Feldstrauch. Allein seitdem die heiligste Jungfrau die Wäsche des Jesuskindes zum Trocknen darüber gebreitet, grünt er stets, ist wohlriechend geworden und hat eine Menge von Kräften erlangt."

„Wie? Die Jungfrau hat die Wäsche des Christkindes über einen Rosmarinstrauch gebreitet?" rief Raimundo aus, in welchem bereits der liebenswürdige, elegante und gleichgestimmte Typus des unwissenden Skeptikers, des dummen Pedanten: Johann Läugne! hervorbrach, „woher wissen Sie das?"

„Die ganze Welt weiß das; Einer hat's immer vom Andern erfahren," antwortete die Alte, „und selbst die Strophe des Weihnachtsliedes spricht es aus:

Bei der Wäsche stand die Jungfrau,
Hing sie auf am Rosmarin,
Während Vöglein dazu sangen:
Betet das Geheimniß an!

Noch mehr, junger Herr! Seit dem Tode des Herrn blüht er jeglichen Freitag, an dem Tage seines Marterleidens, wie um seinen heiligen Leib zu balsamiren. Er bringt den Häusern Glück und heiligt diejenigen, welche in der Weihnacht damit durchräuchert sind. Sein Rauch verscheucht den Feind, reinigt die Athmosphäre und hält verderbliche Ansteckungen ab. Pulver von getrocknetem Rosmarin, die man auf das Herz legt, stimmen dasselbe heiter. Die Blüthen und die Blätter geben, wenn man sie zwischen die Wäsche thut, derselben einen angenehmen Geruch und verscheuchen die Motten. Die zartesten Sprößlinge, nüchtern mit Salz und Brot genossen, stärken das Gehirn und erhalten das Gesicht. Der Rosmarin vertreibt jedes giftige Thier. Den Körper in Wasser baden, worin Rosmarin gelegen, bewahrt die Gesundheit und kräftigt den Körper. Die Blüthe des Rosmarin mit weißem Honig gemischt, abgeschäumt und zu einer Latwerge verarbeitet, reinigt und stärkt den Magen. In weißem Weine gekochte Rosmarinblätter bilden ein Pflaster, das für veraltete Wunden zuträglich ist; dieser Wein dient auch dazu, die Haarwurzeln zu befestigen. Der Saft vom Rosmarin beseitigt, an's Ohr gebracht, solche Schmerzen desselben, die aus

einer Erkältung entsprangen. Der Rauch, den er beim Verbrennen hervorbringt, ist gut bei einer sich meldenden Gicht und gegen Schmerzen, er ist“ . . .

„Frau!“ unterbrach sie Raimundo, „warum sagen Sie nicht auf einmal, er ist ein Mittel gegen Alles? Nach dem Gehörten ist der Rosmarinstrauch, den Sie hier haben und der seiner Größe nach ein Mastixbaum erscheint, der Arzt und Apotheker dieses Hauses; hier wird es niemals Krankheiten geben.“

„Doch, junger Herr, es gibt deren. Gott, welcher dem Rosmarin seine Kräfte verlieh, machte denselben nicht mächtiger, als seinen Willen, welcher sich jenem zuweilen entgegenstellt, weil es so in der Ordnung ist.“

„Empfindsames Mädchen,“ — sprach Raimundo, indem er sich an Gracia wendete, welche inzwischen sowohl aus Schüchternheit als aus antipathischer Abneigung gegen diesen rohen und kühnen Burschen sich weit zurückgezogen hatte — „hier hast Du einen Strauß mit Deinen beweinten Sternen. Es kommen gerade so viele, als, wie jenes Lied besagt, am Himmel sind, nämlich 1007, das macht mit den beiden in Deinem Gesichte und dem von Andalusien 1010. Wenn Du die Blumen nicht nehmen magst, so lege ich sie hier zwischen die Zweige des Rosmarin,

damit derselbe sie, wenn sie an irgend einer Unpäßlichkeit leiden sollten, heilen möge. Ei geh' mir! Du bist eher bei der Hand, die Blumen zu beweinen, wenn Du dieselben verlierst, als Dich darüber zu freuen, wenn sie Dir geboten werden."

„Das macht, weil jene mir mein Vater brachte," sprach leise das Mädchen.

„Waren sie deshalb schöner, als diese?" fragte spaßend Raimundo. —

„Nein; allein ich hatte sie lieber," antwortete Gracia.

„Ach! Was Du für ein Superfinchen, Superlativchen, Supersupinchen bist," sprach Raimundo, wendete sich wieder zur Alten und fuhr fort: „Großmuhme, da Sie dem Rosmarin so viele Tugenden zugestehen, so wird es nöthig sein, denselben heilig zu sprechen und zum heiligen Rosmarin zu beten. Wollten Sie mir wohl sagen, ob Sie dem Stachelginster irgend eine Tugend zuerkennen? Was mich betrifft, so weiß ich nicht, daß er zu Anderm taugt, als den todten Schweinen die Borsten abzusengen und die Katzen damit von hinten zu stacheln, wenn sie den Blumentöpfen zu nahe kommen, an welchen man ihn als Ehrenwächter aufstellt."

„Vom Stachelginster weiß ich nichts Gutes,“ antwortete die Alte; „ich weiß nur, daß die Straße der Bitterniß und der Calvarienberg ein dichtes Ginstergehege geworden, seitdem der Herr mit dem Kreuze auf der Schulter über dieselben hinweggeschritten.“

„Haben Sie es gesehen?“

Diese Vexirfrage der Weisen und Verständigen, welche daraus keine Mühlräder machen, wie wir Unwissende und Thoren, kam auch Raimundo bei, ungeachtet er sonst ein ziemlicher Tölpel war. Ein seltener Fall! Aber als Freunde der Wahrheit müssen wir denselben hier aufzeichnen.

„Nein, junger Herr,“ antwortete die Alte. „Aber wenn man nur glauben wollte, was man sieht, so würden die armen Blinden nichts glauben.“

„Gut gesprochen, Muhme Juana Nepomuceno,“ sprach der Pater Buendia, „und noch besser, als Sie denken. Der Glaube kommt nicht durch das Gesicht, sondern durch das Gehör, praestet fides supplementum sensuum defectui. Der Glaube muß den Mangel der Sinne ersetzen. Erweisen Sie mir die Gefälligkeit,“ fügte der Pater hinzu, indem er sich nach dem Beete wandte, „mir einige Rosmarinzweige zu geben; ich werde mir damit

nach Ihrem Rathe das Bein beräuchern, an welchem mich ein rheumatischer Schmerz belästigt."

„Herr, so viele Sie wollen! Hier der ganze Strauch steht Ihnen zur Verfügung!"

Großmutter und Enkelinnen brachen um die Wette Zweige von dem Rosmarinstrauche.

„Genug! genug, liebe Frau," sprach der Pater, „Sie plündern ja den Strauch völlig."

„Lassen Hochwürden Sich das nicht kümmern," antwortete die Alte, „wenn man die Zweige dem Rosmarin in guter Absicht abpflückt, so setzt er, je mehr man ihm abbricht, um so mehr wieder an. Es geht ihm wie dem reichen Almosenspender, dessen Capital Gott um so reichlicher vermehrt, je mehr er den Armen gibt."

„Gut gesprochen, Frau," antwortete der Pater, „denn Niemand wird durch Almosen arm."

„Seht Ihr," sprach er zu den jungen Burschen, als sie hinausgegangen waren, „wie das heilige Gesetz Gottes für Alle erfüllbar ist."

„Freilich haben," antwortete Raimundo, „die Armen immer die Definition von Almosen in Bereitschaft, welche ihnen sehr nützlich ist, da sie es sind, welche es einnehmen."

„Du irrst Dich, Raimundo, wie denn auch

stets durch Deinen Mund die Bosheit redet," erwiederte der Pater. „Die Armen geben alle, ohne Ausnahme, andern noch Bedürftigern, wenn diese zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, und nicht Alle, sondern nur Wenige empfangen Almosen. Sie beschämen also den Reichen, für den die Almosenspende ein religiöses Gebot, eine sociale Verpflichtung und das süßeste Vorrecht des Reichthums ist, mit vollen Händen und ohne zu zählen, zu geben."

„Ihr ganzes Einkommen? Wenn sie auch keins behalten? Ist es nicht so?" fragte Raimundo ironisch.

„Nein, Sohn, das nicht! Das Volk drückt mit seinem gesunden Sinne in einem Sprichworte das rechte Maß im Geben auf folgende Weise aus: „Es darf weder Dir Ueberfluß, noch mir Mangel bereiten." Aber man soll Alles geben, dessen man nicht bedarf. Bruder Manuel sagt in seinem portugiesischen von Isidoro Faxardo übersetzten Briefe: „Wer weniger ausgibt, als er hat, ist klug; wer das ausgibt, was er hat, ist ein Christ; wer ausgibt, was er nicht hat, ist ein Dieb." Der heilige Lucas sagt: „Gebt Jedem, der Euch anspricht. Thut wohl und leihet aus ohne Wiedererstattung zu hoffen." Das ist Christi Gesetz, mein Sohn.

Habe auch vor Augen, was der heilige Benedict sagt: „Ich bin nicht in Wahrheit ein Christ, wenn ich Christo nicht folge.“ Du Raimundo,“ sprach der Pater weiter, „bist in Deinem Betragen nicht nur unhöflich, sondern roh; schon Jenes ist ein Mangel an Liebe. Es ist nöthig, gegen Alle höflich zu sein, wenn sie auch geringer sind, denn wenn Höflichkeit für den, der sie empfängt, eine Ehre ist, so ist sie noch mehr eine für den, welcher dieselbe erweist.“ *)

Bevor sie gegangen waren und während die Großmutter und Enkelinnen für den Pater die Rosmarinzweige abbrachen, hatte sich Raimundo dem Alonso genähert und ihm gesagt:

„Höre, Knirps, unter welcher Bedingung bist Du denn in die Brüderschaft vom Pfriem eingetreten?“

Alonso antwortete nicht.

„Da Du so ein feines zierliches Kerlchen bist,“ fuhr Raimundo fort, „so wirst Du wohl Schuhe von Taft für die Damen und von fleischfarbigem Saffian für die Kinder machen.“

---

*) Geistlicher Blumenstrauß von Bernardo de Sierra. Nicht zum ersten Male machen wir die Bemerkung, daß der religiöse Geist und die christlichen Gebote auch die edelsten Regeln über gesellige Zartheit und Feinheit enthalten.

„Ich mache rindslederne Schuhe für Mannsleute. Verstehen Sie, junger Herr?“ antwortete Alonso, „denn wenn ich Ihnen auch fein vorkommen mag, bin ich doch grob in der Arbeit und wo man es sonst noch sein muß.“

„Und vor Allem hast Du es in dem Leben, das Du führen willst, zu thun nöthig, denn bekanntlich führen die Schuster ein beschwerliches Leben.

Am Montag und am Dienstag Räuschchen,
Verschlafen wird's am Mittewoch,
Am Donnerstag und Freitag Brummen,
Am Samstag bricht der Lärmen los.

Heute ist Freitag, da trifft Dich das Brummen; ich kenne Dich schon gut.“

„Ich brumme nicht . . .“ sprach Alonso und ballte in seinem Herzen die Faust.

Den Nachsatz seiner Rede vernahm Raimundo nicht, der ihm den Rücken gekehrt hatte.

„Wenn ich diesen Burschen Raimundo höre und sehe,“ sagte Alonso, nachdem sich der Pater Buendia mit seinen Schülern entfernt hatte, „fühle ich Gift im ganzen Leibe, es ist, als ob eine Ameise mich peinigte. Er ist unverschämter, beleidigt stärker, und fordert schlimmer heraus, als ein Raufbold. Er

hat einen größern Dünkelqualm, als ein Scheiterhaufen, der nicht brennen will, weil er übel erworbenes Geld besitzt, während er ein Don Niemand ist, der erst gestern früh aus den Staube der Erde sich erhoben hat; denn mein Großvater kannte den seinigen, der ein Maulthiertreiber war und hinter den Eseln drein ging."

„Schweig, Alonso," sprach die gute Alte, „Du thust übel daran, mit gewagten Urtheilen um Dich zu werfen und zu sagen, daß das Vermögen der Trillos übel erworben sei."

„Liebe Frau, wer die Wahrheit sagt, sündigt nicht und lügt nicht." —

„Versichere nicht, was Du nicht weißt, mein Sohn. Du kennst diese Leute von der Pflugschaar in ihrem Innern nicht; nie haben sie im Orte einen Makel gehabt."

„Bedenken Sie nur, Gracia zu verspotten! ... Diese böse Seele allein thut es. Ein treffliches Loos wird dieses Kind ziehen; denn an der Vesper erkennt man die Heiligen."

„Raimundo ist hart und lieblos, das leugne ich nicht," sagte die gute Alte; „aber mein Sohn, ein jedes Töpfchen hat sein Deckelchen. Er wird sich bessern, denn dazu hat er den Pater Buendia

an seiner Seite, der ein gar gelehrter und heiliger Mann ist."

„Der sollte sich bessern?" rief immer mehr entrüstet Alonso; „der Fuchs wird die Zähne, aber nicht seinen Sinn wechseln. Sehen Sie nur, nachdem er Gracia, die so heilig ist, zum Weinen gebracht, verhöhnt er noch ihre Thränen."

„Du siehst doch aber, wie er zur Genugthuung einen schönen Blumenstrauß gebracht hat," bemerkte die Großmutter. „Du, Alonso, bist recht edel und hast ein recht gesundes Herz; daher ist Dein Zorn, wie das Lachen des Mohren, das alsbald ein Ende hat."

„Glauben Sie es nicht," rief Alonso aus, den die Geschwulst, der Zahn und Raimundo mit einander und um die Wette aufgebracht hatten, „nur weil ich kein Geld habe, hieß er mich schweigen. Allein der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Erinnern Sie Sich an das, was ich sage, Muhme Juana Poluceno. Durch diesen Grobian, durch diesen Hans Dampf in allen Gassen, wird mir irgend etwas Böses zustoßen."

„Grüble nicht, Alonso," antwortete die Alte, „und gib der Feindschaft kein Obdach, denn das heißt, einen Juden fressen. Der junge Herr Rai-

mundo hat Dir nichts Böses zugefügt; falls er es aber auch gethan hätte, so habe vor Augen, was das Gesetz Gottes sagt: „Hege keinen Haß gegen den, der Dir Böses that; es ist eine Thorheit, wenn Du sündigst, weil Du den verabscheust, welcher sündigte; eine Sünde darf nicht durch eine andere gestraft werden.“

Neuntes Capitel.

Galizien bringt in Wirklichkeit,
Nur Leut' hervor von Ehrlichkeit;
Sind schwer sie von Begriffen auch,
Ist Wahrheit doch in ihrem Brauch.

Es vergingen einige Jahre. Die Zeit, diese große Uhr, welcher Gott ihre Kette gegeben hat und für die es keinen Stillstand gibt, läßt jene in ihrem unaufhaltsamen Fortschritte hervorgehen und wird sie hervorgehen lassen, so lange die große Macht, welche sie sich bewegen hieß, ihr nicht Stillstand gebieten wird.

Diese Jahre waren verflossen, ohne eine erhebliche Veränderung im Leben und den Umständen der Familie Trillo herbeizuführen. Die Wittwe hatte sich fortgesetzt mit Arbeiten und mit ihrem Hauswesen beschäftigt. Der Pater Buendia war beharrlich fortgefahren, sein Wissen zu theilen und

seine Lehren auszusäen, hatte aber dabei weniger Glück gehabt, als seine Base, und nicht die mindeste Ernte erzielt. Nur ein Ereigniß hatte den Zeitraum ausgezeichnet, den wir übergehen. Es war ein Bruder der Frau Amparo, ein Wittwer, gestorben, welcher ein tüchtiges Capital und eine Tochter, so wie seine Schwester, als testamentarische Verwalterin des ersten und als Vormünderin der zweiten, welche jene zu sich in's Haus genommen, hinterlassen hatte.

Dieses junge Mädchen war gleichsam ein Erzeugniß der Unbestimmtheit und Eintönigkeit. In physischer Beziehung waren ihr Körper und ihre äußere Erscheinung eine Verbindung grader Linien ohne Ein- und Ausbiegungen. Unbestimmt war die Farbe ihres weder hellen noch brünetten Gesichtes, ihres Haares, das weder blond noch dunkel war, ihrer weder blauen noch braunen Augen; auch konnte sie im Ganzen weder hübsch noch häßlich genannt werden. Ihr Benehmen war in gleichem Verhältniß weder angenehm noch mißfällig; sie erhob sich weder zur Anmuth, noch sank sie unter das Ungenügende. Es umgab sie eine undurchdringliche Atmosphäre. So erzählte sie eine Uebelthat zwar mit scharfen Worten, allein ohne die

mindeste Entrüstung; etwas Spaßhaftes erzählte sie, ohne dabei zu lachen, und die traurigsten Dinge ohne Erschütterung. So sehr stand ihr innerer Puls auf dem Nullpunkte, daß, wenn sie über Begebenheiten sprach, in denen ihr Einschreiten hätte nützlich sein oder ein Uebel vermeiden können und Jemand ihr mit Nachdruck vorhielt, weshalb sie nicht das Eine oder das Andere gethan, sie unfehlbar ohne Hinzufügung sonst eines Wortes oder Grundes nur antwortete: Ich? —

Dieses Ich, das sehr gebräuchlich ist, ist je nach dem Tone, womit dasselbe ausgesprochen wird, hochmüthig, verächtlich, abstoßend, furchtsam, zaghaft. Bei ihr war von dem Allen nichts; es war lediglich der Ausdruck des Verwunderns.

Man nannte sie Trinidad (Dreifaltigkeit), obwohl man das Richtigere getroffen haben würde, wenn man sie Einfältigkeit genannt hätte. — Sie war damals vierzehn Jahre alt, also sechs weniger als Mauricio, der jetzt zwanzig zählte. Ein goldener Traum der Wittwe war es, in aller Gesetzlichkeit diese beiden Sprößlinge, die Gegenstände ihrer zärtlichen Fürsorge, und deren Vermögen, den Gegenstand ihrer innigen Zuneigung, zu vereinigen. Aber wenn die Wittwe es auch in ihrer Hand

hatte, anzuordnen, daß einerlei Pflugschaaren in die Ländereien der verschiedenen Abkunft eindringen sollten, so hatte sie doch nicht die Gewalt, anzuordnen, daß die nämlichen Empfindungen die Herzen der verschiedenen Inhaber durchdrängen.

Frau Amparo hatte niemals von Magneten, Sympathien, Liebestränken, magnetischen Anziehungen, auch nicht von Zaubereien, ja nicht einmal von halben Pomeranzen reden hören. Dieses Alles, das in Wahrheit halbes Griechisch ist, war für sie völliges Griechisch. Wäre es nicht so gewesen ... wir möchten freilich keine verwegenen Urtheile wagen ... so könnte vielleicht ... vielleicht ein schlimmer Gedanke ihr beigekommen sein, um einen guten auszuführen.

Ungeachtet der wenigen Hoffnungen, welche der Tropf Mauricio und die phlegmatische Trinidad gaben, als Liebende von Teruel aufzutreten, tröstete Frau Amparo sich mit der verständigen Betrachtung: Sie sind noch sehr jung; binnen zwei Jahren werden sie begreifen, was ihnen zum Vortheile gereicht.

In diesem Vertrauen schlief die Frau immer tief, bis der Wecker des Hauses die ganze Welt mit einem peremtorischen, eine Appellation nicht zu-

lassenden Kikeriki, das er dem Morpheus in den Bart schleuderte, auf die Füße brachte.

Was Raimundo betraf, so trieb er vollkommen seinen Spott mit seiner Base, welcher er den Ekelnamen: Fräulein Gallert beigelegt und damit der phlegmatischen Eigenliebe seiner Base einen Stich versetzt hatte. Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte Trinidad sich empfindlich berührt. Das Ergebniß davon war, daß Frau Amparo aus der Unterhaltung, wie es auch vom Tische geschah, jede Art von Gallert verbannte.

Bald darauf erklärte Raimundo eines Tages seiner Mutter, er wolle Advocat werden und deshalb nach Sevilla gehen, um daselbst zu studiren.

Das Haus gerieth in Aufstand. Die Wittwe widersetzte sich. Der Pater Buendia zog sich von dem kitzlichen Streite zurück, indem er sprach: velle suum cuique est, nec voto vivitur uno. — Sein Wollen steht einem Jeden frei und nicht Alle leben nach einerlei Plane. — Mauricio unterstützte seinen Bruder in seinem Vorhaben und Frau Amparo mußte wider ihren Willen und wider ihre Ueberzeugung nachgeben, wie es vielen Eltern der gegenwärtigen Zeit zu ergehen pflegt, worüber ein Schrift-

steller sich also geäußert hat: *) „Die Revolution hat nicht allein die Institutionen umgestaltet, sondern auch die Ideen und Sitten verändert. Wie andere Grundsätze, ward auch der von der väterlichen Machtvollkommenheit geschwächt, bis er mittelst einer nicht mindern Uebertriebenheit durch die Tyrannei der Kinder ersetzt ward. Ehedem schrieb der Vater seine Ansichten der Familie vor, jetzt gehorcht er.“ Das heißt, fügen wir hinzu, die Zügel sind aus einer Hand in die andere gegangen. So geht es jetzt zu.

Frau Amparo fand beim Abgange ihres Sohnes einigen Trost in ihrem geheimen Rathe, welcher aus zwei wohlverdienten Veteranen bestand.

Der eine, der Wirthschaftsaufseher, war der Meinung, daß Raimundo mittelst der „feinen Studien“ ein guter Ortsrichter werden, und die Tinte versudelnden Advocaten und Schreiber, diese Plagen der Welt, in die Enge treiben werde; und daß, wenn der junge Mensch sie auch ein wenig ärgern sollte, die Mutter sich doch in Anbetracht dessen nicht bekümmern möge, daß, wenn man dem Füllen das Rennen nicht verstatte, es ihm im Leibe stecken bleibe.

*) Don Ramon Navarrete in seinen tipos Españoles.

Der andere Rathgeber, ein alter galizischer Diener, welcher mit seiner Gebieterin sehr übereinstimmte, war derselben Meinung und sagte seiner Herrin: „Lassen Sie ihn gehen, Frau, wenn es ihm Freude macht. Ein Schloß legt man wohl vor eine Wohnung, aber nicht an junge Leute.“

Es ist nothwendig, über diesen Galizier einige Worte zu sagen. Denn er war im Trillo'schen Hause eine Person von einiger Wichtigkeit. Diese Wichtigkeit, die er geltend zu machen wußte, verdankte er fürwahr weder seiner Pfiffigkeit noch seinen Schmeicheleien. Blas Sampago war nicht durch dergleichen Mittel von schlimmer Art emporgekommen. Er verdankte dieses seinen Diensten und seiner Redlichkeit und es lag ihm wenig daran, ob seine Herrschaft zufrieden mit ihm war oder nicht. Ihm lag nur daran, daß Alles gut und redlich hergehe. Er liebte nämlich wie die Katzen das Haus, ohne seine Herren sehr zu lieben. Er würde geweint haben, wenn sie einen Piaster verloren hätten; hätte aber eins der Kinder einen Arm gebrochen, so würde er mit großer Gleichgiltigkeit gesagt haben: „Es geschieht Dir schon recht, warum fällst Du?“

Blas besaß Treue, aber doch nicht die Selbstverleugnung der Schweizer; denn Geiz und Selbstsucht

sind Zwillinge, welche in gleichem Verhältnisse aufwachsen. Er gab, ohne daß man ihn fragte, seine Meinung — welche, wenn auch nicht immer verständig, doch stets grade und rechtschaffen war — sowohl über Dinge ab, die ihn angingen, als über solche, die ihn nichts angingen. Für ihn gab es keine Vorliebe und keine Abneigung. Die Sachen gingen ihm über die Personen, die Berechnung über das Gefühl. Die Frau verstand ihn, Mauricio hörte nicht auf ihn, und Raimundo gebot ihm Schweigen, das der getreue Diener nie befolgte, welcher, wie viel Geflügel er auch gezogen hatte, deshalb nicht aufgehört hatte, recht schwer zu sein.

Als er sich zuerst vorstellte, um sich zu verdingen, begann Frau Amparo damit, ihm alle Arbeiten aufzuzählen, die er zu verrichten haben würde. Bei jedem Punkt antwortete er: „Schon gut! schon gut!“ So kam es, daß die Frau ihn auf eine so außerordentliche Weise überlud, daß, wenn der Tag anstatt vierundzwanzig Stunden deren achtundvierzig gehabt hätte, keine für den Diener frei und ohne Geschäft geblieben wäre. Es ward im Verfolg auch der Artikel wegen der Kost besprochen; aber der Galizier schnitt der Frau den Faden der Unterhaltung durch die Versicherung ab, daß er in diesem

besondern Punkte allein auf die Quantität und nicht auf die Qualität sehe. Im weitern Verlauf fragte er: „Und die Schmiere?“

„Die Schmiere?“ antwortete die Frau. „Geh mir mit der Frage! Was geht Dich die Schmiere an?“

„Sehr viel geht sie mich an, Frau.“

„Aber wozu willst Du dieselbe?“

„Für mich, versteht sich!“

„Hast Du vielleicht einen Wagen, der ihrer bedarf?“

„Ich habe keinen Wagen, sie ist für mich.“

„Seltsame Forderung!“

„Noch seltsamer, daß man Knechte halten, sie aber nicht schmieren will.“

„Ich gebe nun einmal meinen Dienern keine Schmiere.“

„Und ich arbeite nicht ungeschmiert.“

„Wer hat jemals einen Diener Schmiere fordern hören?“

„Und wer hat eine Herrschaft gesehen, welche verlangt, daß man ihr diene, ohne geschmiert zu sein?“

Die Frau ward ungeduldig, der Galizier unwillig; sie würden höchst aufgebracht sich getrennt haben, wenn nicht der eintretende Arbeitsaufseher

der Frau Amparo verdeutlicht hätte, daß die Schmiere den Lohn bedeuten solle.

Als sich die Familie eine Zeitlang auf ihrem Meierhofe aufhielt, sendete die Hausfrau, welche gottesfürchtig war, sehr auf Ordnung hielt und nicht zugab, daß ihre Leute an Festtagen die Messe versäumten, den Blas eines Sonntags nach der Stadt, um die Mittagsmesse zu hören und ließ ihn eine Eselin besteigen, die er bei seiner Rückkehr mit Eßwaaren beladen sollte.

Die Eselin war alt und wie sehr auch Blas sie antrieb, kam er doch zu spät vor der Kirchenthür an und konnte nicht mehr zur Messe gelangen.

In der Verzweiflung wandte er sich gegen die Eselin, zog voll Zornes den Hut, den er in der rechten Hand hielt, vor derselben und sprach: „Deine Seele hat's dereinst zu verantworten!"

Er stand in so gutem Einvernehmen mit Frau Amparo und identificirte sich — mittelst seiner Gesetzlichkeit und seines guten Glaubens, die den Galiziern von Alters her eigen sind — so sehr mit dem Hause, daß Jahre über Jahre vergingen, ohne daß er in sein Vaterland heimkehrte oder sich seines Weibes erinnerte, welches endlich eine Requisition erließ, um auf gerichtlichem Wege sein verloren ge=

gangenes Gut wieder zu erlangen. Es gab keine Ausflucht. Blas mußte gehen, um seiner Dido über seine Person Rechenschaft abzulegen.

Es ereignete sich aber, daß er in dem verhängnißvollen Augenblicke ankam, wo eben eine der beiden Kühe gestorben war, mit denen seine Frau sein Feld bestellte. Diese, ein unerschrockenes Mannweib, wies ihrem Manne, er mochte wollen oder nicht, die Stelle der todten Kuh an, um an der Seite der lebendigen arbeiten zu helfen; und das Feld ward bestellt und besäet. Blas spielte diese gemächliche Rolle mit schwerem Widerwillen, schickte sich aber zuletzt darein. Als ihn aber in der Folge die Nachbarn zum Ortsrichter machen wollten, fand er sich darein nicht und begann unter dem Eindrucke des Schreckens darüber, sich in Trab zu setzen, ohne sich umzusehen, bis er nach Vigo gekommen war, wo er sich auf dem Dampfer einschiffte. Einmal darauf angekommen, nahm er seinen Platz in den tiefsten Eingeweiden desselben, in freundschaftlicher Eintracht mit den Steinkohlen, und brachte seine zierliche Person nicht eher an's Licht, bis der Dampfer in der Bai von Cadiz ankerte.

So geschah es, daß Blas in übelster Laune zurückkehrte, denn das Ergebniß seiner Reise war,

daß er in Galizien ein bestelltes Feld, einen Sohn mehr und eine mißachtete Richterstelle zurückließ. Das Alles kostete ihm 600 Realen, die er bitterer beweinte, als seine Sünden.

Raimundo reiste ab. Sobald er in Sevilla angekommen war, verfolgte er seine guten und feinen Absichten. Er ließ sich bei der Tabacksgesellschaft, aber nicht an der Universität immatriculiren, widmete sich den Saufgelagen, aber nicht dem Katheder, besuchte die Spielhäuser, aber nicht die Hörsäle, schloß sich den Cigarrenmacherinnen, aber nicht den Professoren an, öffnete viele Flaschen aber wenige Bücher und fand zu dem Allen Geld, weil das Geld, wenn es lasterhaften Zwecken dienen soll, gern zur Hand ist, wie es der Fall nicht ist, wenn es guten Zwecken dienen soll. Es hat doch so recht den Anschein, als ob dieses bleiche und schmutzige Geld, dieses Napoleonspack, diese Piaster, denen mit so treffender Eigenthümlichkeit die Bezeichnung harter beigelegt wird, sich zurückziehen und versagen, wenn man dieselben in guter Absicht sucht, aber lachen, springen, sich gefällig erweisen und entgegenkommen, wo es schlimme gilt.

Zehntes Capitel.

In diesen Gemälden herrscht ein Zauber der Unschuld, der auch die Widerspenstigsten bekehren muß. Victor Pavie.

Der glücklichste Mensch ist der, welcher den Anfang und das Ende seines Lebens auf einander bezieht. Goethe.

Während diese Dinge im Hause der Trillos sich begaben, ward dasjenige des Joseph Flores von dem großen Ungemach der Armen heimgesucht, von demjenigen, das hinter sich alles Uebrige herzieht: der Krankheit. Joseph, trotz aller seiner Stärke und Thatkraft ein Opfer der Gicht, lag regungslos auf seinem Bette.

Die Engel im Himmel allein sahen und konnten die herzzerreißenden Thränen und die auserlesenen Beweise der Zärtlichkeit, welche Mutter- und Kindesliebe um die Wette verschwenderisch ununterbrochen

einen um den andern dem Leidenden spendeten, zählen. Daher brachten denn auch diese mitleidigen Engel zuweilen Trost, den man am sanften Lächeln des Kranken, sowie an der unendlichen Glückseligkeit erkannte, welches dieses Lächeln seiner Umgebung mittheilte.

Der unermüdliche Beistand dieser hilflosen und geweihten Geschöpfe war Alonso. Immer, wenn er von der Arbeit kam, eilte er zu ihnen, richtete ihnen Aufträge aus, bezahlte die Arzneien, brachte dem Kranken von Zeit zu Zeit ein halbes Pfund Schokolade oder sein Viertel vom Zuckerbrote und zerstreute und tröstete Alle, indem er ihnen erzählte, was er wußte und was ihm eben einfiel.

Allein die Hilfsmittel wurden immer spärlicher, und eines Tages rief die arme Alte Alonso bei Seite und sprach weinend zu ihm:

„Ein guter Engel hat Dich hierhergeführt, mein Sohn. Was würde ohne Dich aus uns werden?“

„Schweigen Sie doch um der heiligsten Maria willen, gute Frau,“ antwortete Alonso, dem sein schönes Herz fast zerdrückt ward.

„Höre, mein Sohn, was ich Dir zu sagen habe,“ fuhr die Alte fort. „Du weißt schon, Alonso,

daß, wo es nur hinausgeht und nichts hinzukommt ... das Ende abzusehen ist. Jetzt, mein Sohn, ist in der Krankheit Alles darauf gegangen und es bleibt uns kein anderes Mittel übrig, als den Acker zu verkaufen. Ich möchte nun, daß Du uns einen Käufer suchtest. Wie soll es nur werden? Gott gab uns denselben und desto größer ist mein Schmerz, ihn verlieren zu sollen."

„Gott gibt ja Alles," sprach Alonso.

„Allerdings!" antwortete die Alte. „Du mußt aber wissen, daß dieser Acker auf eine außerordentliche Weise in unsern Besitz kam und daß die Vorsehung uns denselben wie unter Trompetenschall gab. Eines Tages ging ich mit einer Nachbarin vor'm Lotteriehause vorbei. Jene bat mich, mit ihr zu setzen. Ich hatte nur drei Realen. Mein Sohn arbeitete auf einem Meierhofe. Vor'm Samstag kehrte er, um sich zu erholen, nicht heim; auch war Niemand, der auch nur einen Real zu meiner Thür hineingebracht hätte. — Mein Sohn Alonso, ich ließ mich blenden und setzte mit der Nachbarin 21 Cuartos.

Kaum war ich nach Hause gekommen und befand mich mit meinen drei Cuartos in der Tasche allein, als ich mein grobes Versehen erkannte. Es lag mir schwer auf der Seele, dasselbe begangen zu

haben. Es erschien darauf ein Armer an der Thür, den ich wenig freundlich und ohne Mitleid fortschickte.

Kurze Zeit nachher ging ich aus, um wenigstens vier Viertel Bohnen zu kaufen und damit ein Gemüse für meine Kinder anzusetzen. Beim Hinaustreten war das Erste, was mir in's Auge fiel, der arme Alte, der mich um ein Almosen gebeten hatte. Er stand, an die gegenüber befindliche Wand gelehnt, in einem matten Sonnenschein und zehrte an einem Kohlstrunke. Ich weiß nicht, was ich empfand, Alonso; aber mein Geist kam aus der Fassung und mein Herz war mir zerdrückt, als steckte es in einer Presse. Ich lief auf ihn zu und gab ihm die drei Cuartos. Darauf, Alonso, sagte er dreimal zu mir: Gott lohne es Ihnen! Gott lohne es Ihnen! Gott lohne es Ihnen! Und wenn diese Stimme nicht Jesu Stimme selber war, war es eine Stimme, welche zu ihm gelangte, denn, wenn wir uns auch an diesem Abend ohne Nachtessen niederlegten, so bezahlte Gott doch am folgenden Morgen die Schuld des Armen mit reichlicher Vervielfältigung, wie die göttliche Majestät erstattet, denn es war auf meine Nummern ein Gewinn von fünfzehntausend Kupferrealen gefallen.*)

*) Alles historisch. Dergleichen Dinge erfindet man nicht.

Mit diesem Gelde halfen wir vielem eigenen und fremden Elend ab. Wir setzten das Bodenstockwerk auf das Haus, feierten dem Herrn vom wahren Kreuze ein Dankesfest und kauften den Acker. War's ein Wunder oder keins?"

„Verlieren Sie den Muth nicht, Muhme Juana," antwortete Alonso. „Gott hat noch mehr zu geben, als er bereits gegeben hat. Es wird an Hilfe nicht fehlen, und der Acker wird, so lange ich lebe und mein Erbgut (dabei zeigte der treffliche Jüngling auf seine Arme) noch schuldenfrei ist, nicht verkauft."

Hernach brachte er zweihundert Realen, die er sich von seinem Meister als Vorschuß auf seine Arbeit erbeten. Der Acker ward nicht verkauft. Joseph erfuhr es. Da er nicht sprechen konnte, waren zwei große Thränen der Ausdruck seiner Empfindung. Er machte Alonso ein Zeichen, näher zu treten, und legte mühsam seine Hände auf das Haupt, das Jener beugte; er erhob seine Augen gen Himmel und verrichtete ein innerlichs Gebet, worin er Alonso segnete. So verstanden es seine Mutter und Töchter, denn Joseph sah sie, als er den Blick wieder senkte, auf den Knien und hörte sie: Amen! sagen.

Alonso verließ das Zimmer in solcher Betrübniß, daß, nachdem er das Wasser getrunken, das

sich Gracia ihm zu reichen beeilt hatte, er sich anlehnte und sein Antlitz an der Brust der Alten barg, welche ihm gefolgt war.

Mein Gott! Was sind das erklügelte, abgedroschene, gezierte Empfinden und die falschen Erregungen melancholischer Leute, maßloser, mürrischer oder übellauniger Personen im Vergleich mit dem ursprünglichen und energischen Empfinden der Natürlichkeit an ihren reinen und echten Quellen?

Je mehr Zeit inzwischen verlief, mit desto größerer Liebe schaute Alonso Gracia an. Sie ihrerseits blickte täglich mit größerer Dankbarkeit und Zärtlichkeit auf Alonso, weil Gracia nicht zu jener Gattung von weiblichen Wesen mit verirrten Neigungen gehörte, welche das Gute und Rechtschaffene weder anzieht noch blendet. Nein, das Gute und Rechtschaffene im Gegentheil waren es, die mit ihrem edeln und reinen Wesen übereinstimmten. Dazu kam, daß jede der fürsorglichen Aufmerksamkeiten, die Alonso ihrem Vater, den sie fast anbetete, in verschwenderischem Maße zukommen ließ, eine neue Wurzel ward, mit welcher sich jene Liebe, die ein Erzeugniß ihrer Dankbarkeit und Hochachtung war, in ihrem Herzen tiefer befestigte.

Eines Abends hielt die Majestät in das

Haus des Armen ihren Einzug ohne Gefolge und äußern Schein, wie sie, zum Vorbilde für Demüthige Mensch geworden, auf Erden einherging.

Unser Jüngling und sein Bruder trugen zwei Leuchter; ein Chorknabe ließ ein Glöcklein ertönen. Gott nahete arm, wie er durch die Welt gegangen war, und wie damals kam er zu den Armen und Sanftmüthigen, wie damals anbetungswürdig, tröstend, rettend und groß.

Freilich würde er, wenn er noch in seiner Menschheit gelebt hätte, freiwillig in dieses arme Haus gekommen sein, in welches er mit so großer Liebe gerufen, worin er mit so großer Hoffnung erwartet und mit so viel Glauben empfangen ward!

Als Alonso von der Zurückbegleitung der Majestät heimgekehrt war, machte ihm Joseph, welcher nicht zu sprechen vermochte, ein Zeichen, er solle näher treten. Sodann richtete er seine Augen fest auf den Altar, der zu dem erhabenen Acte hergerichtet war. Die betrübte Gracia, welche mit ihrer sanften christlichen Kraft ihren unermeßlichen Schmerz zurückdrängte, um sich nicht einen Augenblick von der Seite ihres Vaters entfernen zu dürfen, begriff, oder besser gesagt, ahnte, was er wünschte, und brachte

ihm das Bild des Herrn vom wahren Kreuze, das den Altar schmückte, näher vor Augen.

Nun bewegte Joseph die Lippen, als ob er reden wollte.

Gracia, welche schon an das Verständniß seiner stummen Sprache gewöhnt war, sagte:

„Die Worte?"

Joseph machte ein Zeichen der Bejahung und hob drei Finger auf.

„Das dritte Wort?" fragte Gracia.

„Weib, siehe hier Deinen Sohn," murmelte schluchzend die Alte, indem sie sich der Worte am Kreuz erinnerte.

Joseph machte abermals ein Zeichen der Bejahung und blickte mit seinen ausdrucksvollen Augen zuerst seine Mutter, sodann Alonso an.

Dieser, vom Gedanken des Sterbenden durchdrungen, trat an die arme Alte heran, welche er unter den Worten: Mann, siehe hier Deine Mutter!" umarmte.

In Joseph's Antlitz glänzten eine heilige Freude und eine zärtliche Dankbarkeit.

Hierauf blickte er Gracia und dann Alonso an: Beide verstanden ihn. Gracia schlug die Augen

nieder und Alonso sprach mit ruhiger, doch bewegter Stimme: „Wenn sie will?“

Joseph schaute hin zum Herrn am Kreuz und that einen Seufzer. Gracia erhob das Gesicht und stieß einen Schrei aus. Ihres Vaters Haupt war auf das Kissen zurückgesunken; seine Augen waren geschlossen; mit jenem Seufzer der Liebe und Dankbarkeit war seine christliche, rechtschaffene, liebende Seele hingeflogen an den Busen ihres Schöpfers! Der Tod verscheuchte allmälig mit seinem ernsten Gepräge jenes süße und heilige Lächeln, den letzten Ausdruck seines guten Lebens.

Unnöthig wie unmöglich ist es, den Schmerz dieser liebenden und hilflosen Geschöpfe, nachdem auch nicht einmal mehr die Leiche dessen, den sie so sehr geliebt, im Hause war, zu schildern.

Der Schmerz erhebt die Jugend und beugt das Alter; er ist in seiner Herrschaft ein größerer Despot, wenn er dieselbe als vorübergehend betrachtet, wie es mit dem Schmerze junger Leute der Fall ist, als wenn er sie als eine immerwährende kennt, wie es sich bei alten Leuten verhält. So war es denn auch die Großmutter, welche, von der christlichen Ergebung unterstützt, ihren Trost und ihre

Belehrungen ihren Enkelinnen zu Gute kommen ließ.

„Verlieren wir die Hoffnung nicht, meine Töchter,“ sprach sie zu ihnen; „Gott verläßt Keinen, der auf ihn vertraut. Er ist der Vater der Waisen. Das wird Euch ein Beispiel beweisen, welches ich Euch erzählen werde:

Als Gott noch auf Erden wandelte, ging er eines Tages in Gesellschaft des heiligen Petrus. Es traf sich, daß sie an einem Hause vorüberkamen, in dem ein kleines Mädchen war, das bitterlich weinte. — Warum weinst Du, fragte der Herr dasselbe. — Weil meine Eltern gestorben sind, antwortete die Kleine. — Es wird auch wohl, sprach St. Peter, deshalb sein, weil Du Niemand haben wirst, der Dich erhält. — Daran denke ich nicht, entgegnete die Kleine. — Wer wird Dich denn aber erhalten? fragte sie der Heilige. — Darum bekümmere ich mich nicht, sagte die Kleine weiter; denn Gott hat mich erschaffen, Gott wird mich erhalten.

Bald darauf kamen der Herr und St. Peter an einem Hause vorüber, in welchem sich zwei alte Leute, Mann und Frau, befanden, die mit großer Anstrengung arbeiteten. — Weshalb arbeitet ihr mit

solcher Aengstlichkeit und Emsigkeit, da Ihr es nicht bedürft, fragte sie der Herr. — Es ist nöthig, an den morgenden Tag zu denken, antworteten die Alten. — Es wäre besser, Ihr dächtet weniger an den morgigen Tag und mehr an die Ewigkeit und setztet mehr Vertrauen auf die Vorsehung, sprach der heilige Petrus zu ihnen.

Als der Herr und sein Jünger sich zum Essen niedergesetzt hatten, nahm der erste ein Tellerchen voll von seiner Speise und sprach zum heiligen Petrus: Geh' und bring' dieses Tellerchen voll Speise dem Kinde, das auf seinen Schöpfer vertraute, und sage ihm, es solle ihm niemals fehlen.

Der Heilige that also, und als er vor dem Hause der reichen und begehrlichen Alten vorbeikam, sah er, daß Räuber in dasselbe eingedrungen waren und die Herrschaft ermordet hatten.

Ihr seht also, meine Töchter, daß wir keinen Grund haben, trostlos zu sein. Wir haben Alonso, welcher uns in Obacht nehmen wird, und Ihr könnt nähen und sticken und werdet Euch mit Euern Händen ernähren können.

In der That nähten und stickten die Mädchen, besonders Gracia, mit Vollkommenheit.

Es scheint unglaublich, wie viele junge Mädchen in den Dörfern sich in diesen Handarbeiten auszeichnen, ohne andere Mittel als ihre gute natürliche Anlage und die Anweisung, welche sie von den weiblichen Armenschulen empfangen, während die Christenlehre in jener eintönigen und kindlichen Weise gesungen wird, wobei die Großen, welche fragen, mit den Kleinen, welche antworten, abwechseln; in jenen Mädchenschulen, worin sie die lieblichen, so naiven, das heißt einfachen und schlichten Erzählungen lernen, welche die Neuzeit so sehr verachtet und von sich weist, und die sich allmälig in Vergessenheit verlieren werden. Wie gewiß ist es, daß der feindliche Skepticismus und der am Boden sich hinschleppende Rationalismus als ersten Adjutanten den Prosaismus, als erstes Ergebniß die Entzauberung und als Folge das Vorherrschen des Materiellen über das Geistige mit sich führen!

Was haben auch die am wenigsten Apostasirenden mit ihrer Theodicee Anderes erreicht, als die Vernichtung der Offenbarung, das Erlöschen des Glaubens und die Hervorbringung jenes großen Chaos von unzusammenhängenden, verworrenen, geschraubten, unbegreiflichen und widersprechenden Ideen? O, Ihr Abgefallenen, trübet

die Quelle nicht, welche Euern Durst löschte. *)

Gracia's zärtliches Herz hatte, wie wir bereits erzählt, die Hochachtung und Dankbarkeit, welche ihr Alonso einflößte, in eine Liebe verwandelt, die so rein, lieblich und sittsam wie sie selber, aber zugleich so ausschließlich war, daß die ganze Welt für sie in dem niedern Häuschen beschlossen lag, in welchem ihre Eltern geboren und gestorben waren, in dem sie sich von ihrer guten Großmutter, von ihren Schwesterchen und Alonso umgeben sah. Allein seit ihres Vaters Tode war diese Liebe, welche in beiden jungen Leuten gefühlt, aber nicht ausgedrückt, gelebt hatte, wie eine Musik ohne Text, mit dem guten Glauben und der Offenherzigkeit öffentlich erklärt worden, welche in solchen Dingen unter dem Landvolke im Schwange sind. Der letzte Wille ihres Vaters hatte diese Liebe geweiht, und Gracia beeilte sich, an's Gitter zu kommen, wenn sie Abends die Stimme des rechtschaffenen und glücklichen Alonso vernahm, welcher daher kam und sang:

---

*) Shakspeare.

„Es wird das Herz mir abgedrückt,
 Gehst Du im schwarzen Kleid,
Denn Deines Schmerzes Schatten schon
 Erregt mir tiefes Leid.

Verwünscht das finstere Gewand!
 Der Schneider mit, der's schnitt!
Mein Mädchen trägt ein Trauerband
 Und ich — bin doch nicht todt!“

Elftes Capitel.

> Wo werden wir in Zukunft jene schönen Begriffe von Moral antreffen, welche unsere Wünsche auf eine bessere Welt bezogen? Der Egoismus schreitet mit aufgerichteter Stirn einher. Auf Alles dringt derselbe feindlich ein, von der Jugend an, welche von einem gierigen Ehrgeiz in dem Alter geplagt wird, in welchem sie ehedem nur hochherzigen Gefühlen Raum gab, bis zu dem Alter, das mit einem Fuß im Grab auf die Hausse und Baisse speculirt und für die Spanne, die ihm vom Leben noch blieb, von einer gemächlichen und gediegenen Zukunft träumt.
>
> Keratry's Rede
> in der Nationalversammlung.

An einem Herbsttage saßen im Hause der Wittwe Trillo im Speisezimmer an einem nicht angestrichenen Tische von Fichtenholz die Hausfrau, der Pater Buendia, Trinidad und Mauricio.

Die Tafel bedeckte ein Urtischzeug, wie man es

hier und da in Gasthäusern und Herbergen sieht; Tischzeug, das, wie oft auch der Befehl zum Hinwegnehmen ergeht, doch nie hinweggenommen wird, das, wenn es von Leinen ist, so erscheint, als ob es aus Nadelspitzen bestände, und wenn es aus Baumwolle ist, als Bettdecke dienen könnte. Schwer liegt es Einem auf dem Schooß und verletzt die unvorsichtigen Lippen, die ihm nahe kommen. Darin thut dies Zeug recht; es gibt jenen eine Anstandslection. Denn schöne Lippen dürfen nie in den Fall kommen, eine Serviette nöthig zu haben.

Auf dem Tischtuche stand eine reichliche Mahlzeit, welche, wenn auch nicht auf französische und zierliche Weise, wohl zugerichtet war, denn die Wittwe leitete die Bratöfen ihres Hauses mit derselben geschickten Sicherheit, womit sie ihr Ackerwesen dirigirte.

Das irdene Geschirr war aus der neuen Fabrik zu Cartuja, das sich schon über die ganze Provinz verbreitet hat und im Gebrauch ist.

Das Glasgeschirr war eine seltsame Vereinigung aus verschiedenen Zeitaltern und Arbeitsarten, das Silbergeräth gut und schwer, der Wein schlecht und leicht und für alle Flaschen derselbe.

Eine Wolke von Traurigkeit hatte die auf dem Antlitze der Frau Amparo vorher lange Jahre ein=

förmig gewesene Ruhe abgelöst. Drei Jahre waren verflossen, seit ihr Sohn in Sevilla — studirte — wenigstens glaubte dieses die arme Frau — und nicht nur an seine Familie nicht geschrieben hatte, sondern nicht einmal gekommmen war, dieselbe zu besuchen. Seiner Mutter war jedoch das liederliche Leben, das er führte, nicht ganz unbekannt, da sie bei verschiedenen Gelegenheiten in Folge gerichtlichen Zwanges verschiedene Summen hatte bezahlen müssen, welche, obwohl nicht sehr beträchtlich, doch in Anbetracht des gewöhnlichen und erbärmlichen Kreises, zu dem ihr Sohn sich herabgelassen hatte, hinreichend waren, seine Verirrungen an den Tag zu legen.

Obgleich Mauricio fortwährend kränklich gewesen war, fand er sich doch durch die Mineralbäder von Chiclana, die ihm die Aerzte verordnet hatten, etwas erstarkt.

Was Frau Amparo mit ihrer richtigen Einsicht vorausgesehen, hatte sich bewahrheitet. War es nun die natürliche Neigung, die der Umgang erzeugt, oder war es die Anhänglichkeit, die Tochter der Gewohnheit, durch die Ueberzeugung verstärkt, daß es ihm zuträglich sein würde, Mauricio hatte eine große Anhänglichkeit an seine Base gewonnen. Weniger

deutlich hatte Trinidad dieselbe Empfindung. Die Abwesenheit ihres Vetters auf seiner Reise in die Bäder hatte bei ihr eine Leere wie im Hause so bei Tische zurückgelassen, welche sie bewog, seine Rückkehr zu wünschen, wie Personen, welche an Gemächlichkeit und Gleichförmigkeit gewöhnt sind, wenn Sachen von ihrer Stelle hinweggenommen wurden, wünschen, daß solche ihre Stelle wieder einnehmen.

So kam es, daß, als die Wittwe es anordnete, Beide sehr rasch bei der Hand waren, sich zu heirathen, ohne daß zwischen ihnen weder vorher noch nachher Worte der Liebe, der Leidenschaft oder Eifersucht eine Vermittlung hätten eintreten lassen. Diese Reizmittel hielt Frau Amparo für so unnöthig zu guten Ehen, wie feine Gewürze für ihren Brotteig. Und die Frau hatte in ihrer vernünftigen Prosa Recht; denn der reine Bach rinnt immer klar, ruhig und heiter, so lange die Atmosphäre freundlich und ohne Wolken ist.

Der Pater Buendia und Mauricio waren von ihrem Zuge mit dem Anfange dieses Capitels eben zurückgekehrt, und Mauricio erzählte während des Essens die Einzelheiten und die Eindrücke seiner Reise. Denn zu Eindrücken bringt es das Fassungsvermögen Aller, die da reisen.

Schon hatte der Reisende das Wunder des Dampfers gemeldet, welcher ihm ein auf ein Boot gesetztes Besuchszimmer war, das sich durch das Mittel von Rädern wie von Mühlen vorwärts bewegte, die rauhen Antworten, die ihm das Meer gab, das eine weder bei Tage noch bei Nacht ruhige Wasseraue zu sein schien und Schaum spritzt wie Seifenblasen. Er hatte erzählt, wie die Häuser von Cadiz wenigstens zehn Stockwerke hätten, eins über dem andern wie Thürme, und wie Chiclana ein sehr geputztes Landörtchen wäre mit vielen Herren im Frack und Ueberzieher und mit vielen Zugochsen, von denen die ersten so zügellose Zungen hatten, daß das Gerücht ging, sie hätten sogar bei unserm Pater Worte Eingang finden lassen, welche zu unserer Väter Zeiten niemals die Lippen anständiger Leute besudelten.

„Mutter," fügte er hinzu, „Du weißt aber das Beste von der Geschichte noch nicht. Eines Nachmittags, als der Pater und ich unsere Siesta abhielten und schliefen, erweckte uns ein Lärm, welcher sich von der Straße herauf hören ließ. Wir schauten vom Balcon hinaus und wurden gewahr, daß derselbe von einigen fahrenden Bettelstudenten hervorgebracht ward, welche dahergezogen kamen

und zum Guitarrenspiel und Rühren der Schellentrommeln mit Schlägeln sangen. Sie hatten ein Gefolge von Kindern hinter sich, welches die Straße ausfüllte. Unter den Studenten gab es gute Burschen. Aber, Mutter, was bekamen wir zu sehen! Mit Fleiß hatten sie sich die Kleider und Ueberröcke zerfetzt und verkehrt angezogen. Ihre dreieckigen Hüte hatten sie in die Quere aufgesetzt, und Gesichter, fröhlicher als Feiertage. Mit ihren hellen, wie Trompeten kräftigen Stimmen sangen sie fürwahr recht gut die folgenden Strophen, welche mir eingeprägt geblieben sind:

Wenn erscheinet ein Student
An der Ecke eines Marktes,
Ruft der Höker Chor behend:
Schafft den Jagdhund uns hinweg.
Liebchen geh, die Liebesäpfel laß,
Denn die sind ja nur Studentenfraß.

Malen sollt ein armer Schlucker
Von Student den lieben Mond,
Bei dem Hunger, den er spürte,
Malt' er ein Gericht von Kohl.
Liebchen gehe, steig auf's Dach und sieh,
Wie die Alt' ein Eidechslein frisirt.

Indem sie sich nach dem Balcone wandten, der dem unsrigen gegenüber sich befand und von welchem einige Damen niederschauten, sangen sie:

Ständen in den Büchern Damen,
Wie ich hier sie vor mir sehe,
Würd' ich fleißig alle Abend
Zum Studiren nur verwenden.
Liebchen, gehe, steig' und sieh vom Thurm
An dem Wetterhahn, wie geht die Luft.

Als sie uns erblickten, schaute einer von ihnen dem Pater Buendia grade in's Antlitz und sang:

Edelmüth'ger Ritter, gebet
Einen Dreier uns zum Kauf,
Unser Wanst ist, wie Ihr sehet,
Dünne wie ein Flintenlauf.

Ich möchte aber wohl, Mutter, Du hättest des Paters Gesicht gesehen, als der Student das seinige erhob, um seinen Hut hinzustrecken, den er in die Hand genommen hatte, um das Geld aufzufangen. Wer, glaubst Du wohl, war es? — Raimundo! — Raimundo in Person, welcher, sobald er ihn in's Auge gefaßt, den Pater erkannte und zu singen anhob:

Laßt uns eilen, Cameraden,
Stechen eiligst in die See,
Denn auf dem Balcone seh' ich
Meinen alten Lehrer stehn.

Als sie diese Worte vernahm, fielen der armen Mutter Gabel und Messer aus den Händen und ein

lebhaftes Roth verbreitete sich über ihr rechtschaffenes Antlitz.

„Mein Sohn! Raimundo!“ rief sie aus. „Ein fahrender Bettelstudent, der sich auf Landstraßen, Wegen und in Wirthshäusern umhertreibt, der ohne Blödigkeit und Scham aus Anderer Beutel lebt! So sehr hat er sich erniedrigt! So schändet er durch sein Verhalten seine Familie! So richtet er was, einmal verloren, nicht wieder zu gewinnen ist, seinen guten Ruf zu Grunde!“ Die arme Mutter begann bitterlich zu weinen.

Der Pater Buendia, welcher wo möglich ein noch größeres Aergerniß nahm, als die Frau, und ein eben so mit Scham erfüllter Lehrer als sie eine mit Scham erfüllte Mutter war, fand kein Wort des Trostes im Spanischen und sprach mit Vorsicht lateinisch: Non pudet ad morem discincti vivere Nattae (er schämt sich nicht, wie der Wüstling Natta zu leben).

Frau Amparo versicherte, sie wolle in ihrem Leben diesen Sohn nicht wiedersehen, welcher ihre Familie entehre; sie werde auch von ihren Rechten als Mutter und Vormünderin Gebrauch machen und ihm das Jahrgeld entziehen, das sie ihm gab und das er in so ärgerlicher Weise verschwendete. Wie Jeder,

welcher die innigste Ueberzeugung hat, daß er nach Vernunft und Gewissen handelt, fest in seinen Entschlüssen ist, ließ die Frau weder durch den friedfertigen und nachgiebigen Pater Buendia, an welchen Raimundo geschrieben hatte, um ihn zu seinen Gunsten zu stimmen, noch durch andere Personen, welche dergleichen versuchten, es von sich erlangen, daß sie ihren Vorsatz änderte. Das Ergebniß war, daß nach zwei Monaten der verlorene Sohn, vom Hunger getrieben, müde ward, nicht Schweine zu hüten, sondern Enthaltsamkeit zu beobachten und die Rückkehr in seine Heimath unternahm.

Der Zorn einer Mutter, wie stark derselbe auch sei, ist nur ein Sommersturm, nach welchem die Sonne der Barmherzigkeit zum Vorschein kommt und emsig ihre Strahlen umherstreut, nachdem der Regen die Erde erweicht hat.

Die Erde, welche bei dieser Gelegenheit die Strahlen der mütterlichen Barmherzigkeit empfangen sollte, zeigte sich nicht sehr weich. Allein die gute Mutter warf andere darüber, widmete ein letztes trauriges Angedenken den Scheffeln voll Weizen und Maßen voll Oel, welche, in klingende Thaler verwandelt, ihr Sohn in den Abgrund Abirons seines nicht zu Ende geführten Vorsatzes geworfen, und

räumte diesem Sohne mittelst eines bedingten und stellvertretenden Pardons, den die Frau dem Pater Buendia bewilligte, der im Namen aber ohne die Zustimmung Raimundo's Besserung gelobt hatte, den Hauptplatz an ihrem Tische ein.

Alles trat an die alte Stelle. Raimundo's stürmisches Leben pausirte, wie der Wind, bevor er eine andere Richtung nimmt.

Frau Amparo sprach mit Befriedigung: „Wer die Gelegenheit fortnimmt, nimmt auch die Sünde, und vor einer verschlossenen Thür macht der Teufel Kehrt.“

Der Pater Buendia rief mit dem Könige David aus: Beati quorum remissae sunt iniquitates (Selig Diejenigen, denen ihre Sünden vergeben worden).

Blas, dem das Entwischen Raimundo's mit den Straßenstudenten Spaß gemacht hatte, rieth aber doch, als er eine ansehnliche Rechnung für lackirte Stiefel erblickte, seiner Gebieterin, den jungen Herrn in die Toribios einzusperren.

Der Arbeiteraufseher, welcher wußte, wie schwer es ist, den außer Ordnung Gekommenen zur Ordnung wieder zurückzuführen, murmelte: „Ein Besen ohne Band, eine Person ohne Stand . . . Jetzt

ist er still . . . Aber in Menschen seiner Art liegt es, sich auszuruhen, um wieder zu trinken."

Was die Leute im Allgemeinen betrifft, so waren sie, als sie erfuhren, Raimundo sei nach dreien, anscheinend dem Studium gewidmet gewesenen Jahren in seinen Heimathsort zurückgekehrt, der Meinung, es sei ihm gegangen wie jenem Andern, der als ein Klotz nach Madrid ging und als ein Klotz wieder heimkam.

Der weibliche Theil der Bevölkerung fand ihn von Person sehr verschönert, zierlich und ungezwungen, und als er sich wieder in die andalusische Tracht kleidete, welche seinem Wuchs und Wesen vollkommen entsprach und gut saß, gefiel er so, daß er bald der herausfordernde Modeheld, der Graf Orset *) von Carmona war.

---

*) Ein Elegant par excellence, der in London die Moden angab.

Zwölftes Capitel.

Die feine Höflichkeit des vorigen Jahrhunderts haben wir durch den englischen Händedruck ersetzt, und den Ambraduft durch Cigarrengeruch. Alexander Dumas.

Der Mensch besitzt ein Vermögen zu verehren, das mehr oder minder an seine übrigen Eigenschaften gebunden, alle erhebt.
Schasser.

Raimundo hatte nach seiner Rückkehr die Rolle des Unverschämten übernommen. Um ihn in der ganzen Entwicklung, die er in den drei Jahren seiner Emancipation gewonnen, erkennen zu lassen, werden wir die Physiologie des Unverschämten liefern, da derselbe ein heutzutage so allgemein verbreiteter Charakter ist, daß Jeder, der uns liest, glauben wird, wir hätten seinen Nachbar zur Rechten malen oder den zur Linken abzeichnen wollen.

Der Unverschämte glänzte zu allen Zeiten; allein in der unsrigen stellt er Alles in den Schatten und ist wie das Gas allgemein eingeführt. Er hat den Heuchler ersetzt, denn Niemand nimmt sich mehr die Mühe, ein solcher zu sein, seitdem das Gute und Heilige keine Achtung mehr genießt. Diese Achtung vor dem Guten und Heiligen erzeugte bei den Bösen die Heuchelei, die La Rochefoucauld eine Ehre nannte, welche das Laster der Tugend erweist. Heutzutage hat der Cynismns das Laster von jeder solchen Huldigung frei gemacht und ihm gesagt: „Nichts von Kronen! — die Mütze, darin wirst du's weit bequemer haben. — Keine Amtstrachten noch Uniformen! — ein Bärenfell. Kein Gerichts- oder Commandostab — die Peitsche und Karbatsche. Keine zierlichen und polirten Waffen! — die Keule. Hinweg mit den Ehrfurchtsbezeugungen, jenen moralischen Unterwürfigkeiten, welche in die Unglückszeit des Obscurantismus verwiesen sind!" So kommt es, daß der Unverschämte, welcher das Ich erhebt und das Du geringschätzt, den Leib grade und das Haupt aufgerichtet trägt. Ist er nicht groß, so bildet er sich ein, es zu sein; ist er es, so dünkt er sich ein Riese. Geht er neben einem Andern, so wählt er aus freiem Antriebe stets die

breiten Steine. Wenn er einem Freunde, ja sogar einer Freundin begegnet, und stehen bleibt, mit ihnen zu sprechen, ist er immer derjenige, der den Anfang macht, wieder abzubrechen. Er fragt weder aus Neugierde noch um ein Interesse zu zeigen, sondern nur aus Geschmack am Prahlen, denn er wartet weder, noch hört er auf die Antwort. Wenn man sich setzt, wird er es immer zuerst thun, und zwar auf den besten Platz; geschieht es bei Tafel, so wird er immer die höchste Stelle wählen, die er unbesetzt findet, und den Vorrang vor andern Personen von höherm Alter, größerer Wissenschaft, höherm Stande, ja selbst von größerm Vermögen, der unzweifelhaftesten Ueberlegenheit in unserm positiven Zeitalter, behaupten. —

Wenn man sein Recht auf den Vorrang erörtern wollte, würde man finden, wie dasselbe darin besteht, daß er es ist und Niemanden eine Ueberlegenheit zugesteht. Der Reiche hat die seinige im Beutel, der Gelehrte in irgend einer Akademie, der Alte in Rathschlägen; allein jede erworbene Ueberlegenheit hört in dem socialen Verkehre zu bestehen auf. In diesem figurirt allein die Besonderheit, die dem Charakter und dem Ansehn der auf ursprüngliche Weise überlegenen Person oder

derjenigen zukommt, welche sich aus eigener Machtvollkommenheit an ihre Stelle zu bringen weiß und mit der Prätension auftritt: „Das gehört mir, das geht mich an.“

Deshalb nimmt es der Unverschämte übel, wenn man sich gegen ihn verfehlt, empfindet es aber eben so übel, wenn Andere verlangen, daß er sich nicht gegen sie vergeht.

Der Unverschämte behandelt in's Angesicht die ganze Welt mit einem äußerst plumpen sans façons, wenn er auch Manche, weil sie lackirte Stiefel und neue Handschuhe tragen, für vornehme Leute hält; hinter ihren Rücken behandelt er alle Personen und Dinge mit einer Geringschätzung, die mehr verletzt, als Verleumdung. Damen nennt er Weiber, Fräulein Mädchen, Frauen Tanten, eine bekannte Person nur Jemand, und so schlägt er die Töne der gesellschaftlichen Scala nach einander tiefer an, indem er vor alle ein ungeheures Erniedrigungszeichen setzt. O Jugend, wann wirst Du zu der Ueberzeugung gelangen, daß ehrerbietiges Benehmen bei Dir der größte Beweis moralischer Vornehmheit, feiner Bildung, guten Geschmacks, richtigen Gefühls, Reinheit der Seele und des Herzens, daß sie das Siegel intellectueller Ueberlegenheit ist, daß sie es ist, welche

erhebt und liebenswürdig macht, während die Unverschämtheit ihre Jünger erniedrigt und verhaßt werden läßt!

Die Unverschämtheit ruft Repressalien hervor, und wenn dies geschieht, macht der Unverschämte sich lächerlich, indem man seine Unschicklichkeiten zur Zielscheibe des Spaßes macht; dies zwingt nachher den Bären, welcher vorher angegriffen hatte, zum Tanzen. Feine Leute meiden diesen Tanz, wie sie vorher dem Angriffe aus dem Wege gingen.

Der Unverschämte hält einen Vorrath von groben Insolenzen bereit, die er Apropos und Späße nennt, und von denen er gern sähe, wenn man sie wiederholte, hervorhöbe und im Gedächtnisse behielte, wie man die Witzworte eines Generals Castaños und eines Talleyrand feiert und vernimmt.

Ein Unverschämter hat zu seinem Privatgebrauche einige Anfalls- und Angriffswaffen, welche ihm seine Kühnheit verschafft, wie bei den englischen Boxereien die Kämpfer die Stärke ihrer Fäuste gegen einander abmessen. Der Gebrauch dieser Waffen ist für einen wahrhaft feinen und gebildeten Menschen zu seiner Vertheidigung, wenn er sich damit angegriffen sieht, eben so unmöglich, als es dem Hermelin schwer sein würde, sich die Stacheln eines

Stachelschweins anzulegen. Dieselben bestehen aus Folgendem:

Ein Ksss, welches wie eine Schlange zischt.

Ein Gelächter, das wie ein Hagelwetter gegen das Ohr schlägt. Ein Unbekümmertsein, ein Unterbrechen und Widersprechen, die wehe thun, dörren und plagen wie der Samum.

Ein Was? das er auch dem Klügsten in's Antlitz schleudert, wie ein Diplom von Juan Lanas.

Der Unverschämte hält sich überzeugt, daß die überwiegende Triebfeder der Menschen Feindseligkeit ist. Die Selbstgenügsamkeit und die Epoche, welche sie gemacht haben, gibt den Unverschämten Recht, indem heutzutage Worte, nicht Handlungen es sind, welche den Menschen erheben. Sie stürzen mittelst der Unverschämtheit nieder, werden aber, wenn die Reihe an sie kommt, durch dieselbe wieder gestürzt.

Wenn es die Gesetze der Höflichkeit und feinen Sitte im geselligen Verkehr vorschreiben, die Andern zu erheben, sich selber aber zu erniedrigen, so ist es klar, daß Beides, Höflichkeit wie feine Sitte, für den Unverschämten unbekannte Dinge sind; denn sein Streben geht dahin, sich selbst zu erheben, sich eine erlogene Wichtigkeit beizulegen, die Andern aber

herabzusetzen. So kommt es denn, daß er, während er sich erhaben vorkommt wie ein Fürst, grob ist wie ein Bauer.

Für den Unverschämten, wovon Raimundo ein Muster war, gibt es keine Ehrfurcht vor irgend einer Classe, keine Rücksicht vor irgend einem Geschlecht; er kennt für seinen Alles umfassenden Willen Hindernisse von keinerlei Art. Indem er der philosophischen Unverschämtheit göttliche Ehren zuerkannte, hat der Individualismus alle bösen Bestrebungen geneigt und dienstwillig gefunden, seinen argen antikatholischen, kühnen und rebellischen Geist zu verbreiten und Allen zugänglich zu machen.

Raimundo fand seine Base zu ihrem Vortheile verändert; der Gallert hatte Festigkeit gewonnen. Sie war stärker geworden, und wendete auf Haartracht und Kleidung etwas mehr Sorgfalt. Ohne daß sie ihm grade gefiel, hatte sie doch aufgehört, ihm zu mißfallen, wie es sonst der Fall gewesen war. Das neunzehnjährige Alter hatte dem fünfzehnjährigen den Preis abgewonnen, das den Dichtern sonst so theuer ist, das aber in Wahrheit gleichwohl noch einen Fuß in der Lebensperiode hat, welche der Prosaismus grade recht unpoetisch das Backfischalter nennt.

Ein liederlicher und gesetzter Mensch sind, so viel wir wissen, nicht unvereinbar. In unserm Zeitalter der Associationen jeder Art sieht man in dieser Beziehung die befremdendsten Dinge. Unter diesen neuen Verbindungen — welche sich in dem Maße bilden, als andre schöne und heilige sich auflösen — erblickt man auch diejenige der Eitelkeit und Sparsamkeit, die des liederlichen mit dem gesetzten Menschen. Getrennt waren diese Gegenstände erträglich, weil sie, wo nicht die Fehler ihrer Eigenschaften, wenigstens die Eigenschaften ihrer Fehler hatten. — Der Eitle war freigebig, der Sparsame einfach und bescheiden; der Liederliche hing an nichts, der gesetzte Mann sann auf Vernunft und Ordnung. — Heutzutage haben sie sich, wie es nun einmal mit den Argen der Fall ist, zusammengethan, um sich gegenseitig vollends zu Grunde zu richten.

So gerieth denn auch Raimundo auf den Gedanken, es möchte ihm nützlich sein, seine Base zu heirathen, deren Vermögen unter den Händen der Frau Amparo, des Arbeiteraufsehers und Blas Sampayos sich in demselben Verhältnisse verbessert hatte, als seine Eignerin. Freilich stand ihm hierbei sein Bruder Mauricio im Wege. Allein was für ein Hinderniß war dieses für einen Menschen ohne

Gewissen und ohne Familienliebe und Familienehrfurcht?

Es ist leicht zu denken, wie der hübsche und zierliche Raimundo mit geringem Aufwande den unansehnlichen, kränklichen Mauricio in der Neigung seiner Base bei Seite schob, die, wenn sie auch weder Leidenschaften noch Sinnlichkeit, doch Augen und Eigenliebe besaß, Dinge, welche auch den gallertartigen Wesen nicht fehlen.

Diese ganze Intrigue ward schnell und heimlich abgesponnen. Wir wollen den Leser mit ihrer uninteressanten Entwicklung verschonen, bei welcher Trinidad dem Eindrucke folgte, den Raimundo mit mehr Herrschsucht, als Zärtlichkeit auf sie ausübte.

Als man die nöthigen Vorbereitungen zu treffen sich anschickte, um in Rom die Dispensation dazu, daß sie und Mauricio sich ehelichen dürften, nachzusuchen, und sich in Frau Amparo's Zimmer der Pfarrer, der Amtsschreiber und die Familie zu diesem Zwecke zusammenbefanden, trat plötzlich Raimundo ein und sprach mit der größten Ruhe, er erscheine hier lediglich in der Absicht, ihnen bemerklich zu machen, wie in dem Gesuchsschreiben statt des Namens Mauricio der Name Raimundo geschrieben werden müsse.

Gewaltig war die Wirkung dieses Theaterstreichs, den Raimundo sich ausgesonnen hatte, um seine Base öffentlich zu compromittiren. Er hatte mit seinem durchdringenden Verstande ausgerechnet, daß, wenn die Angelegenheit in der Familie erörtert würde, ehe die Entschließung bekannt werde, seine Mutter und sein Bruder hinreichende Ueberredungsgabe haben würden, um Trinidad zu überzeugen, daß das, was sie thue, eine Niederträchtigkeit, eine Inconsequenz, ein nicht zu rechtfertigender Eigensinn, ein schlimmer und grausamer Entschluß sei; wozu Mauricio keinen Anlaß gegeben, und den er nicht verdient habe, und daß diese vernünftigen Gründe genugsamen Einfluß und Gewalt über den unbeständigen und weichen Charakter Trinidad's gewinnen würden, um sie von ihrem neuen Vorsatze abwendig zu machen.

Als er die entscheidende Erklärung Raimundo's vernommen, hatte der Schreiber innegehalten. Der Pfarrer war erstaunt, der Pater Buendia erschreckt, und Frau Amparo würde wie von einem Blitzstrahle getroffen stumm und versteinert geblieben sein, wenn nicht in dem nämlichen Augenblicke sich plötzlich das Blut in Mauricio's Herzen angehäuft hätte, und dieser von einem fürchterlichen Blutsturze befallen

wäre, welcher durch das Springen einer unbekannten Pulsadergeschwulst herbeigeführt war.

Trinidad hatte sich erschreckt und unruhig entfernt, als sie die Wirkung eines Schrittes sah, den ihr Raimundo als so einfach geschildert, und welcher der armen Beschränkten selber so erschienen war. So kam es denn, daß, als Raimundo heiter und leidlos sich aufmachte, Trinidad zu suchen, er dieselbe weinend fand.

Die erste und liebenswürdige Regung, die er empfand, als er sie weinen sah, war eine Beunruhigung. Aber er unterdrückte dieselbe und machte Trinidad aufmerksam darauf, wie übel wiederhergestellt sein Bruder sei, bei welchem die erste Widerwärtigkeit einen Blutsturz zur Folge habe, und wie sie eine Thorheit begangen und sich selber hingeopfert haben würde, wenn sie sich mit einem solchen Siechling verehlicht hätte.

„Aber er ist so gut!“ sagte Trinidad, in welcher die Gewissensbisse das Mitleid wach riefen.

„Wenn wir krank sind,“ erwiederte Raimundo, „sind wir Alle gut. Meine Mutter liebt den Mauricio mehr, als Dich und als mich. Darum will sie uns Beide ihm opfern, denn der mütterliche Egoismus ist tausendmal unbändiger als der per-

sönliche. Wenn meine Mutter so gern Heirathen stiftet, mag sie doch ihren Benjamin mit der Bitterquelle von Chiclana vermählen, welche allein ihm Gesundheit geben kann."

Mauricio, — von jeher eins jener ruhigen Wesen, deren Gemüthsart man mit sanften, schläfrigen Wassern vergleicht — war mit allen Reizmitteln, welche eine träge Natur aufrütteln können, schmerzlich aufgeweckt. Seine gelassene Liebe erhob sich zu einer gewaltigen und erbitterten, als er sich verrätherisch diejenige entreißen sah, welche er liebte, in welche er alle seine Hoffnungen zusammendrängte. Denn für Mauricio war in der Welt weiter kein Weib vorhanden, als Trinidad. Der Unwille über den erlittenen Betrug, die Macht der Eifersucht, die Aufregung, in welcher ihn das Unvermögen, sein Unglück zu verhindern oder den Verrath zu bestrafen, erhielt, versetzten den Kranken in einen eben so sehr Besorgniß erregenden als schrecklichen Zustand.

Daß weder Anstrengungen noch heftige Bewegungen sein Blut in Wallung bringen durften, war die erste und nachdrückliche Vorschrift der Aerzte gewesen. Allein wie konnte man ihm nun die Ruhe und moralische Gelassenheit verschaffen, welche sein Zustand erforderte?

Frau Amparo verlor in den außerordentlichen und schmerzlichen Umständen, worin sie sich befand, den Kopf. Ihr einfacher, gesunder Verstand, welcher sich bis dahin als ein so guter Steuermann im täglichen Kreise ihres Wirkens erwiesen, vermochte nicht, dieselben zu bewältigen.

Da den Kranken Alles erregte, verboten die Aerzte, daß irgend Jemand anders, als seine Mutter und der Pater Buendia zu ihm eintreten und ihn besuchen dürfe. Allein ungeachtet dieser und anderer Vorsichtsmaßregeln starb nach wenigen Tagen der Unglückliche in den Armen seiner Mutter. Sein schwaches Leben erstickte in dem Blute, das in Strudeln sich in sein Herz ergoß.

Nach sechs Monaten wohnte Frau Amparo, während ihre Person und ihr Herz noch Trauer trugen, der Verheirathung ihres Sohnes Raimundo und ihrer Nichte bei. Die gute Mutter wollte die Andern und sich selber überreden, daß sie zufrieden sei. Allein sie erreichte dies nicht. Das Leichentuch, welches den Leib ihres verstorbenen und unglücklichen Sohnes umhüllte, hatte auch eine immerwährende Hülle über ihr Leben geworfen. Vergebens bemühte sie sich, in ihrem Geiste das Blut und die Schuld von einander zu sondern. Vor ihrem innern Ge-

richte sah sie dieselben stets vereinigt und klagte Alle an: Trinidad, die Aerzte, sich selber, um Raimundo's Haupt von einem Theile der Verantwortlichkeit zu erleichtern, welche auf demselben lastete. Die Liebe der Mutter ist einmal eine erhabene Sophistin. Daher sagt denn auch das Volk, dieser rechte und gerechte Schätzer der Liebe: Gegen Mutterliebe ist jede andere nur Wind.

Dreizehntes Capitel.

In ihr war eine solche Harmonie, daß
sie erschien wie eine stumme Musik.
Longfellow.

So keusch, so nett, und so holdselig schön,
Daß selbst die Luft in sie verliebt zu sehn.
Aldana.

Frau Amparo hatte auf einmal die moralische Energie und die physische Stärke verloren, welche ihr ein spätes, gesundes und thätiges Alter versprachen. Sie war in kurzer Zeit stärker gealtert und verfallen, als sie es in zwanzig glücklichen Jahren geworden sein würde. Von diesem Verfalle und andern Gründen bewogen, hatte sie ihre Hand von Allem, sowohl in der Leitung der Landwirthschaft als der Verwaltung des Hauswesens abgezogen. Und wenn ihr noch Etwas in diesem Leben ein Lächeln abgewann, so war's ein Enkelchen, das nach einem Jahre erschien, wie die Engel in die Häuser kommen,

um die Bande der Familie enger zu ziehen, indem sie Liebe, Einigkeit, Hoffnung und alle süßen Empfindungen mit sich bringen. Als man daran dachte, dem Kindchen Kleider anzulegen, hielten die Frauen es für nöthig, daß eine geschickte Arbeiterin käme und dieselben kunstvoll und mit einer gewissen Pracht anfertigte. Aus diesem Grunde war Gracia Flores herbeigerufen, welche die ausgezeichnetste Stickerin und Näherin im Orte war.

Von ihrer Großmutter herbeigeführt kam dieselbe, und machte sich mit eben so vieler Geschicklichkeit als Emsigkeit an ihr Geschäft.

Mit allen Zurüstungen und Erfordernissen ihrer Näharbeiten war sie in einen der abgeschlossenen Corridore gewiesen, an dessen Ende sich die Thür zum Speisezimmer befand.

Eines Tags, als sie wie immer schweigend und ohne den Kopf aufzurichten auf ihrem niedrigen Sitze saß, gab Raimundo, nachdem die Herrschaft ihre Mahlzeit vollendet, einem armen Haushunde, welcher sich im Corridor niedergelegt hatte, ohne Grund und Anlaß einen solchen Fußtritt, daß das Thier in das kläglichste Gewinsel ausbrach.

Als Gracia das Geheul vernahm, erhob sie

mitleidig das Haupt, und ihren Lippen entfuhr unfreiwillig ein Ausruf des Bedauerns.

Raimundo wendete sein Gesicht, erblickte sie und war überrascht. Gracia war höchst einfach in ein lila Gewand von Baumwolle gekleidet. Sie trug ein carrirtes Halstuch von braunem Grunde aus indischer Seide; ihr herrliches Haar war schön geglättet und einfach zusammengefaßt. Eine so vollendete und ernste Schönheit war ihr eigen, daß ihr Anblick eine tiefe und anhaltende Bewunderung hervorrief.

So kam es, daß Raimundo eine Weile schwieg, dann aber rief er plötzlich und lächelte bei dieser Erinnerung: „Der Stern von Andalusien!“

Gracia senkte ihren Kopf wieder mit demselben strengen Ernste, womit sie denselben erhoben, und fuhr in ihrem Nähen fort, ohne daß ihre Lippen weder zu einem Worte, noch zum Lächeln sich verzogen.

„Du bist, ja Du bist,“ fuhr Raimundo, indem er ihr näher trat, fort, „diejenige, die um die Blumen, die ich Dir spielend zerschlug, weinte. Wie schön bist Du geworden! Wenn Du jetzt stürbest, würden alle Blumen um Dich weinen.“

Gracia hob weder ihren Kopf, noch ertheilte sie eine Antwort.

„Sieh mich an, Gracia," sprach Raimundo, „ich erinnere mich jetzt, daß Du Gracia heißt, obwohl Du gegen mich nicht graciös bist. Und weshalb? Bist Du noch unwillig auf mich? Weshalb antwortest Du nicht?"

Gracia saß wie auf glühenden Kohlen. Aller Widerwille, den der verwegene und unverschämte Bursche ihrem sanften und zarten Wesen eingeflößt hatte, als sie ein Kind war, stieg noch stärker und beängstigender unter dem kühnen Blicke des nunmehrigen Mannes empor. Zarte und keusche weibliche Wesen haben instinktmäßige Antipathien gegen gewisse Männer, welche sie schon durch ihren bloßen Blick entweihen. Erhabene Naturen werden in der Nähe von niedrigen verlegen, weil sie bezüglich ihrer ein Ahnungsvermögen haben.

„Du läßt mich lange auf Deine Antwort warten," fügte Raimundo hinzu, als er sah, daß Gracia nicht antwortete. „Soll das sein, um mich zurückzuhalten?"

„Ich bin nicht gewohnt, mit jungen Herren Unterhaltungen zu pflegen," antwortete die bedrängte

Gracia. „Euer Gnaden wollen mich daher entschuldigen, wenn ich Ihnen nicht antworte."

„Wenn man so schön ist, wie Du es bist," antwortete Raimundo, „hat man die Schlüssel zum Heiligthum; daher fühle ich mich auch nicht beleidigt, obgleich man das, was Du mir gibst, einen Schlag auf den Mund nennt. Wenn Du aber nicht darauf ausgehst, eine Klosterfrau zu werden, so erweise mir den Gefallen und erhebe Dein Gesicht; denn ich verspreche, Dir mit den Augen kein Leides zu thun."

Gracia antwortete nicht und erhob auch den Kopf nicht.

„Schau, Du gehst zu weit in Deinem abschließenden Wesen und wirst zu einer Spröden. Hat Gott Dir Schönheit gegeben, damit Du Dich derselben schämen sollst? Wohlan, hebe Dein Antlitz auf, damit ich es sehe; fürchte Dich nicht vor meinem Blicke; ich bin kein Basilisk."

„Sie quälen mich zu Tode, Herr," antwortete, von Raimundo's Drängen ermüdet, Gracia.

In diesem Augenblicke ließ sich der Frau Amparo Stimme vernehmen.

„Ich quäle Dich todt!" sagte aufgebracht und unbesonnen Raimundo. „Und ich fange sogleich damit

an," fügte er mit jener Beimischung von Grausamkeit hinzu, die er in Alles legte, was er that und sprach.

Und so geschah es, denn von diesem Tage an fuhr Raimundo anfänglich mit der zähen Eigenwilligkeit eines Unbändigen, und sodann mit der ganzen Leidenschaft eines energischen und gewaltthätigen Charakters fort, Gracia zu verfolgen. Seine Liebe wurde durch die unüberwindlichen Hindernisse selber, welche er in der ernsthaften und entschiedenen Zurückweisung Gracia's fand, nur gesteigert.

Obwohl die arme Waise sorgfältig die Gelegenheiten mied, mit ihrem Verfolger allein zusammen zu sein, so war es doch nicht immer möglich, demselben aus dem Wege zu gehn.

„Gracia," sprach er eines Tages zu ihr, „warum verschmähst Du mich so entschieden?"

„Herr," antwortete sie, „was ich entschieden thue, ist, mich zu bemühen, ehrbar zu sein, und weder Worte zu veranlassen noch anzuhören, welche bei einem ledigen Manne überdreist sein würden, bei einem verheiratheten aber verbrecherisch sind."

„Weil ich verheirathet bin, magst Du mich nicht?"

„Wenn Sie auch ledig wären, würde ich Sie nicht mögen.“ —

„Aber warum denn? wenn man es wissen darf,“ fragte gereizt Raimundo.

„Um des Himmelswillen, Herr! Was für eine Art, mich zu zwingen, ist das? Hat nicht etwa der Arme einen eben so freien Willen als der Reiche? Ist der Wille eine Verpflichtung? Lassen Sie mich . . . Um Gottes willen . . . lassen Sie mich!“

„Ich kann nicht, Gracia, ich kann nicht. Ich will, daß Du mich liebst, wie ich Dich liebe. Verlaß Dich darauf, daß, wenn ich liebe, ich auch zu erlangen weiß. Für Raimundo Trillo gibt es nichts Unmögliches.“

„Das Meer ist wild, Herr, aber der demüthige Sand hält dasselbe auf,“ erwiederte mit einer bescheidenen Festigkeit Gracia.

„Du wirst die meinige sein,“ erwiederte Raimundo mit Nachdruck.

„Eher todt!“ antwortete Gracia.

„Und nie eines Andern, ich schwöre es,“ fügte mit Hochmuth Raimundo hinzu.

„Herr,“ antwortete Gracia, deren Stimme vor Unwillen zitterte, „Gott setzte das Unvermögen des Menschen dessen Ausschreitungen als einen Damm

entgegen. — Ich werde nicht wieder in dieses Haus zurückkehren, in dem ein armes, ehrbares Mädchen beleidigt und bedroht wird, nicht weil man dasselbe liebt, sondern weil man es geringschätzt. Denn die Sprache, welche Sie führen, ist nicht diejenige der Liebe, sondern die der Verachtung."

„Du erblickst Verachtung, wo Liebe ist, weil Du dieselbe nicht zu fühlen weißt," entgegnete Raimundo. „Gracia, erwiedere meine Neigung und ich schwöre und betheure Dir, nie eine Andre außer Dir zu lieben. Meine dumme Frau kann Dich nicht hindern. Aber wenn sie es thäte . . ."

„Herr, wer in diesem Hause ein Hinderniß abgibt, bin ich," sprach Gracia, indem sie sich erhob; hier bin ich der Stein des Anstoßes, und ehe dieser Anstoß sich vermehrt oder um sich greift, muß ich denselben mit der Wurzel beseitigen."

Gracia gab den beiden Frauen als Vorwand, daß sie aufhören müsse zu kommen, an, daß die körperlichen Leiden ihrer Großmutter dieselbe verhinderten, sie zu bringen und zu holen, und sie kam nicht wieder.

—

Wie man aus den Proben, die wir gegeben, abnehmen kann, war Raimundo fürwahr kein zarter Liebhaber, denn das Zarte erlischt selbst in der

Liebe, die ihrem Wesen nach dessen letztes Heiligthum sein sollte. Allein für die Unverschämtheit gibt es keine Heiligthümer. Ein französischer Schriftsteller, Edmond About, spricht, indem er von seinem Vaterlande redet, von welchem Masegosa so treffend gesagt hat, es diene allen Leidenschaften der Empörung zum Vorbilde: Der ritterliche Bauer ist ein lächerlicher Charakter anderer Zeiten; statt desselben haben wir in der unsrigen den des bäurischen Ritters. In Spanien haben wir jetzt den Vortheil, beide Charaktere auf einmal zu besitzen. Unser Zeitalter ist nicht unfruchtbar; nein, es ist in Allem höchst fruchtbar! An Werken, an Gedanken, und vor allen Dingen . . . an Worten!

Vierzehntes Capitel.

Die Liebe macht thöricht mich für Dich
und Dich für Andere.

Es war Mitternacht. Alles zeigte sich schweigend und regungslos, als ob gleichzeitig Geräusch und Bewegung zu bestehen aufgehört hätten. Der Vollmond schaute senkrecht und so trübselig auf die Erde herab, wie ein sanfter und einsamer Waldbruder ein Schlachtfeld nach einem Kampfe betrachtet haben würde.

Gracia stand an ihrem Gitter und wartete mit einiger Unruhe auf Alonso, welcher lange ausblieb. Auch als derselbe nach kurzer Zeit gekommen war, zerstreute sich ihre Unruhe nicht, sondern wechselte nur ihren Anlaß: sie fand ihn ganz wider seine Gewohnheit traurig und von etwas eingenommen.

„Was hast Du, Alonso?“ fragte sie ihn mit ihrer sanften Stimme.

„Nichts,“ antwortete der Gefragte.

„Du hintergehst und betrübst mich.“

„Weshalb betrübe ich Dich?“

„Weil Du mir einen Glauben nimmst. Jeder Glauben, den man verliert, ist eine Blume des Herzens, welche verwelkt,“ antwortete Gracia mit ihrem poetischen Gefühle und in ihrer gebildeten Sprache. Es gibt bevorzugte Wesen, denen gebildetes Denken instinktartig ist und sie finden den Ausdruck dafür durch Intuition.

„Und was für ein Glaube war es, den Du hattest und welchen ich Dir nehme?“ fragte Alonso, welcher alles das Gute, Edle und Zarte zusammen war, was er leisten konnte, ohne aus seinem einfachen und ländlichen Kreise hinauszutreten.

„Der Glaube, den ich hatte, bestand darin, daß zwischen Dir und mir ein Trug unmöglich sei.“

„Nun, wenn Du willst, daß ich Dir die reine Wahrheit sage,“ antwortete Alonso, „so fühle ich seit Tagen schon, wie mein Herz Schläge thut, die mich völlig betäuben. Du mußt auch wissen, daß die Großmutter zu mir gesagt hat, die Schläge des Herzens seien Mahnungen.“

„Und was glaubst Du, daß sie Dir verkündigen könnten?“ fragte sie.

„Sieh, Gracia; seitdem hat sich der Gedanke in mir festgesetzt, daß, weil Du viel besser bist als ich, ich Dich nicht verdiene, und daß es nicht dazu kommen wird, daß Du meine Frau wirst.“

„Daß ich besser bin als Du?“ rief Gracia betonend und offenherzig. „Wer? Wer? sage mir, ist besser als Du?“

„Gracia, es ist mir nicht verborgen, daß mein Aeußeres häßlich ist.“

„Alonso, die Männer schätzt und liebt man nicht nach dem Wuchse. Uebrigens macht Dich meines Vaters Segen in meinen Augen größer, als irgend einen Mann.“

„Du, Gracia, bist dafür,“ fuhr Alonso fort, „das beste Mädchen in Carmona.“

„Schweig, Alonso; überlaß das Schmeicheln Denen, welche keine Liebe haben.“

„Es ist keine Schmeichelei, es ist die reine Wahrheit. Heute sagten sie es in der Werkstatt Alle, und Antonio Perez, der Obergeselle, erzählte, daß die jungen Herren dasselbe meinen und daß Herr Raimund (er sollte heißen Raubmund) Trillo Dir den Namen: der Stern von . . . was weiß ich's, was für einen Stern gegeben. Es ist der Stern, welcher im Wappen der Stadt, in dem Wappen,

welches ihre ältesten Bewohner der Stadt gaben, abgebildet ist. Sie sprachen auch noch andere Dinge; nachdem ich aber das vom Sterne gehört, habe ich das Uebrige nicht beachtet."

„Alonso," sprach Gracia, indem sie die grausame Pein verheimlichte, welche ihr die Worte, die sie vernahm, verursachten, wer bekümmert sich um Späße und das leere Gerede müßiger junger Herren, welche, wenn sie nichts zu denken haben, sich mit gehaltlosen Worten vergnügen und die Zeit vertreiben?"

„Wer sich bekümmert?" rief der rechtschaffene Alonso aus. „Zum Henker! Ich möchte ja nicht einmal, daß solche Herrchen auf diejenige, welche meine Frau werden soll, die Blicke richteten, noch weniger aber sie weder im Gutem noch im Bösem in den Mund nähmen. Weniger, als Alle aber dieser Herr Raimundo, der ärger ist als alle Barrabasse, die ihre Schuld im Kerker büßen. Seit er studirt hat, ist er ein Anhänger des Teufels geworden."

„Alonso, weißt Du nicht, daß er eine Frau hat?"

„Freilich; aber er ist ein eben so guter Ehemann, als er ein guter Bruder war."

„Verleumde nicht, Alonso."

„Ich verleumde nicht. Ich spreche die reine

Wahrheit. Wer nichts Böses thut, braucht sie nicht zu fürchten. Wer das Böse verheimlicht oder entschuldigt, dient nicht der Liebe, sondern der Sünde; der reinen Wahrheit thut Gott keinen Eintrag, weil er nicht will, und auch der Teufel nicht, weil er nicht kann. Wer's Cain nachthat, kann's auch David nachthun. Ich will nicht, daß Du wieder zum Nähen hingehst. Wollte Gott, Du wärest nie hingegangen!"

„Schon seit Tagen gehe ich nicht hin und nehme mir die Näharbeit in's Haus."

„Es geschah wohl, weil sich der Sittenlose in Dich verliebt hat?"

„Es geschah, weil meine Großmutter leidend ward und mich nicht hinbringen und abholen konnte."

„Wohlgethan, Gracia! Geh' auch nicht mehr aus Deinem Hause. Denn im Hause bleiben, ist ehrbar. Du weißt doch wohl, wie es immer geheißen hat:

Siehst am Himmel nicht Laternen,
Er ist angefüllt mit Sternen.
O wie wohl gefällt, Ihr Herrn,
Ehrbarkeit uns an den Mädchen
Und Vernunft uns an den Männern!"

„Du siehst also, Alonso," erwiederte Gracia, „daß, wenn der Vers die Mädchen Ehrbarkeit lehrt, er die Männer auf die Vernunft hinweist. Es heißt aber derselben ermangeln, wenn Du Dich durch Laffengeschwätze beunruhigen läßt."

„Das ist noch nicht Alles, Gracia. Um mir einen Haspel in den Kopf und einen Wurm in's Herz zu bringen... so kommt mir's vor, als wenn Du weder Freude noch Befriedigung empfändest. Ich sehe Dich häufig weinen."

„Immer, wenn wir von meinem Vater reden!"

„Niemals sehe ich Dich lachen!"

„Es ist wahr, ich lache selten. Alonso, wir haben, um zu weinen, zwei Augen, aber nur einen Mund, um zu lachen. So wie wir auch nur ein einziges Herz haben, um zu lieben, in welchem auch nur eine einzige Liebe Platz hat."

„Liebst Du mich aufrichtig?" fragte Alonso bewegt.

„Alles, was ich thue, geschieht in Aufrichtigkeit. Unterbliebe es nicht, weil ich Dich liebe, Alonso, so würde ich in ein Kloster gehen; denn dort ist man auf Erden dem Himmel am nächsten."

„Wahrhaftig? Und wenn ich stürbe, würdest Du Klosterjungfrau werden?"

„So gewiß wie es ist, daß Du der einzige Mann bist, den ich liebte!"

„Gracia," sprach Alonso aus vollem Herzen, „ich weiß wohl, wie man sagt, ich verdiene Dich nicht. Aber, so wahr ein Gott ist, Jene verdienen Dich noch weniger. Gracia, laß uns bald heirathen, denn es bedünkt mich, daß, so lange Du ledig bist, Du nicht aus dem Munde jener Eckensteher kommen wirst."

„Es ist ja aber dazu noch nichts vorbereitet, Alonso."

„Was thut's? Was bedarf es der Vorbereitungen dazu, daß ich bei meiner Tagelohnsarbeit in dieses Haus der Waisen und Hilflosen einziehe und daß man wisse, Ihr seid's nicht mehr? Rede mit Deiner Mutter Juana, und Du wirst sehen, sie sagt dasselbe wie ich. Morgen im Tage werde ich anfangen, die Papiere herbeizuschaffen und die Sache in Gang zu bringen."

So geschah es denn auch, und am nächsten Sonntag erfolgte das erste Aufgebot.

Raimundo erfuhr's. Niemals noch hat die Vereinigung so verschiedenartiger und gewaltiger Leidenschaften eine so verzweifelte Wuth hervorzubringen vermocht, als sich seiner bemächtigte. Um-

sonst suchte er Gelegenheit, ihr Luft zu machen. Vergeblich war sein Wollen, ein Mittel aufzufinden, diese Verheirathung zu verhindern, die ihn ganz sinnlos machte und die, wie er sich schwor und Gracien geschworen hatte, nie eine Wirklichkeit werden sollte. Alonso setzte ehrsam seine immerwährende Arbeit fort, Gracia hielt sich an ihrem reinen und strengen Herd eingesperrt. Vergebens umkreiste er dieses keusche Nest demüthiger Tauben. Niemanden bekam er zu sehen; vor Niemandem konnte er sich hören lassen.

So verlief die Woche.

Am folgenden Sonntage, wo das zweite Aufgebot verlesen werden sollte, erhob sich Raimundo vor Tagesanbruch, hüllte sich in seinen Mantel und stellte sich an der Ecke der Straße, in welcher Gracia wohnte, auf die Lauer.

Was er vorausgesehen, begab sich. Nach kurzer Zeit gingen Gracia und ihre Schwestern zum Hause hinaus, um die erste Messe zu hören. Zum Unglück war die arme Alte an diesem Tage unwohl und begleitete ihre Enkelinnen nicht. Raimundo ging ihnen entgegen; überrascht trat Gracia zurück.

„Ein Wort, Gracia," sprach Raimundo mit

gelassener Stimme. „Ein Wort, Gracia. Es betrifft einen Auftrag meiner Frau."

Die beiden jüngern Schwestern, welche nicht wußten, was Geheimes zwischen Raimundo und Gracia vorgefallen war, gingen arglos weiter.

„Du heirathest?" sprach Jener, als er sich an ihrer Seite befand, in ruhigen, aber tiefen und gepreßten Worten.

Gracia antwortete mit einem hellen, bescheidenen, aber entschiedenen: „Ja!"

„Du wirst nicht heirathen!" antwortete, vor Zorn bebend, Raimundo.

„Warum?"

„Weil ich es verhindern werde!"

„Gott allein kann es verhindern," entgegnete unwillig, aber immer noch gelassen, Gracia.

„Und ich, sage ich Dir."

„Wer gibt Ihnen dieses Recht und wie werden Sie die Mittel dazu finden?"

„Das Recht nehme ich mir; das Mittel wird sein, mit der Zeit und für immer dem die Lippen zu verschließen, der sich unterstehen wird, auf die Frage: Ob er Dich zur Gattin nehme, Ja! zu antworten."

Gracia trat entsetzt zurück, und niemals hat ein

Bild so wie sie die Jungfrau der Betrübniß dargestellt.

Gewiß ist es, daß Raimundo's Antlitz Schrecken einflößte. Der Zorn, den man weder seiner Stimme anmerkte, da er ruhig sprach, noch seinen Geberden, da er unbeweglich stand, machte sich in seinen Augen, welche, von dunkeln Ringen umgeben, brannten, so wie in seinem Gesichte bemerklich, das jene Leichenblässe zu führen schien, welche zuweilen Wuth und Schrecken in ihren Paroxismen dem Tode gewaltsam entziehen.

„Drohungen! . . ." rief mit matter Stimme Gracia.

„Ich werde es vollenden, wenn ich auch meine Seele dadurch verlieren sollte. Du mit einem Andern vereinigt! Bei meinem Leben darf das nicht geschehen! Du verachtest meine Liebe und glaubst Dich dadurch frei von mir! . . . Höre nun, daß Du es nicht bist . . ."

„Herr, um Gotteswillen! Warum bin ich nicht frei?"

„Weil man nicht eine solche Leidenschaft, als ich für Dich empfinde, einflößen und dieselbe unerhört lassen darf."

Als Gracia's Schwestern bemerkten, daß diese

aufgehalten ward, kehrten sie zurück und vereinigten sich in diesem Augenblicke wieder mit ihr. Raimundo aber entfernte sich.

Die Wirkung, welche dieser Auftritt auf Gracia hervorbrachte, war schrecklich. Allein in der darauffolgenden Woche erlosch deren Eindruck allmälig. Beim hellen Lichte der Vernunft besehen, schien ihr Raimundo's Drohung die prahlerische und leere Aeußerung eines Verliebten, welche nur ausgesprochen war, um zu sehen, ob dieselbe sie vom Heirathen abhielte, die aber weder auf einem Vorsatze beruhen, noch weniger aber ausgeführt werden konnte. So beschuldigte sie sich denn endlich selbst der Leichtgläubigkeit und des Kleinmuthes, und daß sie vielleicht diesen Drohungen mehr Wichtigkeit beigelegt, als derjenige, der sie ausgesprochen, hineingelegt haben möchte.

Am folgenden Sonntage begab sich Gracia mit ihrer Großmutter zu einer Zeit in die Messe, wo die Straßen häufig besucht waren. An diesem Tage ward das dritte Aufgebot verkündigt.

Da erst die bestimmten vierundzwanzig Stunden abgelaufen sein mußten, welche zwischen demselben und der Trauung verfließen sollen, so ward deren Feier auf Montag Abend festgesetzt. Am Abend

des Sonntags kam Alonso wie immer an das Gitter.

„Wie langsam naht sich der Hochzeitstag!“ sprach er zu Gracia. Die Zeit zeigt sich in ihrem Gange dahin wie eine Schnecke.“

„Treibe die Zeit nicht an, Alonso,“ antwortete sie. „Wer kann wissen, was sie mit sich bringt?“

„Sie bringt unsere Hochzeit. Aber Du zeigst ein solches Zögern, daß es scheint, als wünschtest Du sie nicht.“

„Ich fürchte, zu wünschen, Alonso! . . . denn Wünsche erschrecken zuweilen die Dinge, welche ruhig und ohne laute Anmeldung daher kommen wollen.“

„Das macht, weil Du nicht vergnügt bist, Gracia.“

„Nein, aber ich bin zufrieden . . . und das ist besser.“

„Und warum?“

„Weil das Vergnügen Schwingen, die Zufriedenheit aber einen Sitz hat.“

„Du hast große Einsicht, Gracia! Aber ich muß, obwohl ich weit weniger die Kunst besitze, mich verständlich zu machen, Dir doch sagen, daß die Zufriedenheit, wenn sie reichlich vorhanden ist . . . sich in Vergnügen verwandelt.“

Alonso ging und Gracia zog sich in ihr Schlafgemach zurück. Sie fand ihre Großmutter noch auf den Beinen und mit einigen Vorbereitungen zur Hochzeit beschäftigt.

„Tochter, lege Dich schlafen," sprach die Alte, „denn Du mußt früh aufstehen, um zu beichten und Gott zu bitten, daß Du fortfahren mögest, die Pflichten Deines neuen Standes so gut zu erfüllen, wie Du die frühern erfüllt hast."

„Gott nimmt mir das Verdienst beim Erfüllen derselben, da er sie mir so süß macht, Mutter Juana," antwortete Gracia.

In diesem Augenblick ertönte ein Schuß.

Gracia und ihre Großmutter stürzten in den Saal und zum Fenster, welches sie öffneten. Die Straße war öde und still.

„Halten Sie es für einen guten Einfall, in dieser Stunde einen Schuß abzufeuern?" sprach, indem sie ihren Fensterladen schloß, die Nachbarin gegenüber, welche gleichfalls am Fenster erschienen war.

„Dumme Jungenstreiche," antwortete die Alte. „Gracia, meine Tochter, laß uns zu Bett gehen."

Gracia folgte ihr und legte sich nieder. Das heftige Herzpochen aber ließ nicht nach, das die

allezeit schlimme Entladung eines Feuergewehrs bei ihr hervorgebracht hatte. Ein Gedanke, den sie selbst für thöricht erklärte, war ihr durch den Sinn gefahren, jäh, hell aufleuchtend, niederschmetternd wie ein Blitz! Sie vermochte es nicht zum Schlafen zu bringen, obwohl sie mehrmals betete:

„Jesus, süßer Herre mein,
Du Erlöser meiner Seele!
Gib den Augen Schlaf doch ein
Und, daß Furcht mein Herz nicht quäle!“

Am folgenden Morgen erhob sich die Alte sehr frühzeitig, um vom Markte die Eßwaaren herbeizuschaffen, welche zum Hochzeitsschmaus am Abend zubereitet werden sollten. In einiger Entfernung von ihrem Haus, an einem Kreuzwege, erblickte sie ungeachtet der frühen Morgenstunde einen Haufen von Menschen. Kaum näherte sie sich, so trat eine Frau aus der Gruppe heraus, ging auf sie zu und sagte ihr in der derben Offenherzigkeit des Volkes:

„Muhme Juana, hier liegt ein Todter; ihn tödtete der Schuß, der in dieser Nacht gehört ward. Derselbe ist ihm von einer Schläfe zur andern durch den Kopf gegangen. Er muß gefallen sein, ohne auch nur: Jesus! zu rufen. Denn Niemand unter den Nachbarn hat etwas Weiteres, als den Schuß

vernommen . . . Und er ist der Bräutigam Ihrer Enkelin, Alonso! Wie schade ist es um den jungen Menschen!"

Diese Nachricht traf die arme Alte wie ein neuer Schuß und sie sank vor Bestürzung fast zusammen. Sie fühlte die Anwandlung einer Ohnmacht. Es mußten Zwei sie nach ihrem Hause führen.

Als Gracia sie eintreten sah, stieß sie einen gellenden Schrei aus.

„Alonso ist todt!" rief sie aus. „Der nächtliche Schuß hat ihn getödtet!"

„Aber, Mädchen," fragte eine der Nachbarinnen, welche der Alten zur Stütze dienten, „wer hat Dir denn das gesagt?" –

„Das Herz, das nicht lügt."

„Und wer mag den Schuß gethan haben?"

„Das Herz . . . das nicht täuscht," antwortete das edle Wesen, das auch mitten in der Verzweiflung mit hochherziger Klugheit das an sich hielt, was den Schandbuben hätte bloßstellen können, den sie als den hinterlistigen Mörder des Genossen kannte, den sie so sehr liebte.

Am Abend zuvor war Raimundo spät zu Hause gekommen. Bis an die Augen verhüllt, legte er die Hülle erst, nachdem er in sein Zimmer

gekommen war, ab, das er verschloß. Dann lehnte er eine schöne zweiläufige Flinte, womit er auf die Jagd zu gehen pflegte, an die Wand. — „Einer war genug!“ murmelte er; „ich habe eine sichere Hand; aber wenn auch ein Schuß gefehlt hätte, so war noch ein anderer in der Flinte . . . und der Wille fest!!“

Raimundo löschte sein Licht aus und warf sich auf sein Bett. Ein Strahl des Mondes drang durch ein hohes Fenster hinab. Er fiel mit vollem Licht auf die noch vom Schusse geschwärzte Flinte. Da schien Raimundo ein Gedanke zu ergreifen, denn plötzlich erhob er sich, ergriff die Flinte, ging aus seinem Zimmer und stieg vorsichtig zum Kornboden hinauf. Hinter sich schleifte er eine Handleiter her und zog sie mit sich auf das Dach. Dort lehnte er dieselbe gegen den Thurm, dessen wir bereits erwähnten und dessen hölzerne Stiege zerfallen war, stützte sie an die Wand, nahm die Flinte, stieg hinauf und schleuderte dieselbe in den verlassenen Erker hinein. Als es das Aufschlagen beim Fallen hörte, flog eine Menge nächtlichen Gevögels von schlimmer Vorbedeutung auf und krächzte in trauriger Weise.

Fünfzehntes Capitel.

Nicht führet stets der Bosheit Bahn
Zur Macht, noch wird das Rechte ihr zu eigen;
Die Stirne muß zuletzt sich neigen.
Denn, wer dem Himmel thut zuwider,
Stürzt doch, wie hoch er stieg, zu Boden nieder.
Luis de Leon.

Dem Höchsten Dank, schon darf ich sorglos wallen
Die Bahn hinan, aus diesem Thal der Zähren
Zum Ziele, den krystallnen Himmelssphären.
Pedro de Salas.

Es gibt Personen, deren Gewissen schwere Lasten und sogar Leichensteine drücken und doch sieht man sie ein heiteres Antlitz tragen, sich unterhalten und sogar lachen. Ist vielleicht aus ihrem Gedächtnisse die Schuld hinweggelöscht? Nein. Freilich sind die kräftigen Naturen selten, welche wohl oder übel eine und dieselbe Gemüthsstimmung festhalten und einerlei Eindruck bewahren können. Einige gibt es aber doch und es hat deren gegeben.

Allein die Klöster der Rancé's, der Franze von Borgia, die Narrenhäuser und der Selbstmord sind die Zuflucht der erhabenen, der mittelmäßigen und ungläubigen Naturen geworden, die die Ruhe der Kraftlosigkeit nicht zu finden vermochten, welche die unempfindliche Sorglosigkeit ist, die da verhüllt, wenn auch nicht auslöscht, was Gewissensbisse oder Gram mit Thränen oder Blut in das Herz eingeprägt hatten. Man betrachte nur denjenigen, welcher das Bewußtsein seiner Schandthat, wie heimlich dieselbe auch geblieben sein mag, zu verbergen sucht. Wie sehr zerstreut, an allgemeine Interessen hingegeben er auch sein mag, man wird, wenn zufällig ein Wort, eine Anspielung, eine Beziehung eine unbemerkte Erinnerung, eine schwache Saite berührt, einen augenblicklichen Schatten sein Antlitz verfinstern sehn, man wird seine noch eben helle und entschiedene Stimme sinken hören; sein Blick wird die Uebrigen meiden, denn er fürchtet, daß durch denselben der verborgene Gedanke herausleuchte, der in seiner Brust aufgestiegen.

Man wird ihn zuweilen das Gewissen mit dem Cynismus der dürren Verzweiflung herausfordern hören. Das Gewissen gehorcht wie eine Uhr nur seinem eigenen Triebe; es antwortet auf seine

Herausforderung nicht, sondern setzt seinen einförmigen und beständigen Schlag fort, um zu der ihm bezeichneten Stunde laut zu werden. Möge der Sünder Gott bitten, daß diese Stunde ihn noch am Leben und: „Barmherzigkeit!“ rufend finde.

Eine dieser Herausforderungen, welche Raimundo an sein Gewissen erließ, war folgende: Sich seines Feindes entledigen, ist eine natürliche Berechtigung. Die Gesellschaft stimmt derselben bei und macht sie zum Gesetz. Die Nationen nehmen sie an, nennen sie in ihren Kriegen Ruhm. Der Einzelne heiligt sie in seinen Zweikämpfen und nennt sie Ehre. Die Religion allein spricht: „Du sollst nicht tödten!“ wie sie so viele andere sehr gute und heilige Dinge, welche aber wenig geübt werden, ausspricht.

Und dessen ungeachtet? . . . Wer würde einige Jahre nach der Katastrophe, welche wir erzählt und deren Veranlassung und Urheber unbekannt geblieben waren, denselben nicht erkannt haben, wenn er Raimundo gesehen. Sein muthwilliges Wesen war verschwunden. Sein aufgeregtes und abenteuerndes Leben umgewandelt. Abgeschlossen, schweigend, auffahrend, reizbar, feindlich gegen jedes Ding und jede Person, besonders gegen seine Frau, die er

haßte, war er dahin gelangt, ein eben so ungern gesehenes als gefürchtetes Wesen zu sein.

Es ist gewiß, Raimundo war sehr unglücklich und das machte ihn bitter. Nur die Personen, welche Niemandem Uebles, wohl aber alles mögliche Gute gethan haben, genießen das ausgezeichnete Vorrecht, im Unglücke nicht bitter zu werden. Was die Charaktere wirklich erbittert, sind die Gewissensbisse, diese innere Ueberzeugung von der Schuld und Bosheit, welche in Feindseligkeit, in Mißvergnügen über Andere und sich selber ausbrechen, wie wir es bei anderer Gelegenheit gezeigt haben.

Raimundo trieb ein Gepränge mit der Geringschätzung und Gleichgiltigkeit. Seine Mutter war gestorben, ohne daß eine Aeußerung von Liebe oder Schmerz Seitens ihres Sohnes ihr die letzten Augenblicke versüßt und ohne daß dieser auch nur eine Thräne über ihrem Grabe vergossen hätte. Er hatte seinen alten Anverwandten, den Freund seiner Mutter, den ehrwürdigen Ordensgeistlichen, welcher mit so vieler Geduld und Güte sein Lehrer gewesen war, aus seinem Hause gehen lassen, als er das Pfarramt in einem elenden Dorfe erhielt, ohne sich zu bemühen, ihn zurückzuhalten, ohne seinen Abgang zu bedauern, ohne ihn zu vermissen. Er that mit

jener Gleichgiltigkeit und Geringschätzung groß gegen seine Frau, als ob dieselbe in Allem unter ihm stände, als wenn er sie mit der Kette erdrücken wollte, welche ihm selber so schwer fiel. In diesen Zustand bittern Unglückes hatten ihn seine zügellosen Leidenschaften, diese mit Wahnwitz und Irrereden auftretenden Fieberkrankheiten der Menschheit, gebracht.

Die einzige Blume, welche noch im verwüsteten und trocknen Herzen dieses Menschen duftete, war die leidenschaftliche Liebe, die er zu seinem Sohne trug. Dieses Knäblein war das einzige Lächeln seines traurigen und ausgebrannten Lebens, die einzige Hoffnung seiner dürren und finstern Zukunft, der einzige Stern, welcher am Himmel seiner Liebe leuchtete, an welchem der Stern von Andalusien geglänzt hatte, der seinem Blicke für immer entschwunden, und von der großen Sonne des Lebens, der Religion, deren Dienste er sich gewidmet hatte, überglänzt war.

Gracia war es gelungen, in einem Kloster aufgenommen zu werden, dieser Zufluchtsstätte der Unschuld und des Unglückes, dem Schutzorte der Schwachen, dieser Heerde Hilfloser, welche sich demüthig um den Altar drängen, um von Gott

Schutz und von den Menschen nur Vergessenheit zu erbitten! Und diese Heerde von eingezogen lebenden weiblichen Wesen, die Niemanden beleidigen, sehen sich angegriffen und ihre Institute verfolgt. Sollte man das wohl glauben können? Katholikenfeinde, vielleicht reuet es Euch, nicht dazu mitgewirkt zu haben, oder mitzuwirken, daß diese geweihten Jungfrauen die entsetzliche Schaar der Prostituirten, die ihr aus andern gebildet, vermehrten? *)

Aber Gott wacht über sie und hat an die Pforten dieser heiligen Zufluchtsstätten unschuldiger Hilflosen die öffentliche Meinung als Wächterin gestellt, welche sich so fest und Achtung gebietend erweist, daß sie Euch zwingt, zurückzuweichen und die Augen niederzuschlagen.

Zu dieser geachteten Freistätte hatte Gracia vor der niederträchtigen, ehebrecherischen Leidenschaft, welche ihr Dasein verfolgte und verbitterte, ihre Zuflucht genommen. In diese Clausur, welche unverletzt

*) Kaum werden unsere Leser es glauben, daß wir während des bürgerlichen Krieges mit Entsetzen den politischen Chef einer gewissen wichtigen Provinz diesen barbarischen, unreinen, feigen Wunsch haben äußern hören.

Ach, welche Menschen! Vor Allem aber, welche Obrigkeiten! Wie gut und wie fest gegründet aber ist die Gesellschaft, welche solchen Führern Widerstand leistet!

bleibt, so lange es Jemand gibt, welcher dieselbe, wenn auch nur allein aus weltlicher Billigkeit, stützt, war die Arme, das Schlachtopfer des Despotismus einer hassenswerthen und verbrecherischen Liebe, eingetreten, um ihre Einsamkeit und ihr Mißgeschick zu beweinen. Hier konnte sie rein und tugendhaft bleiben; hier erreichten kühne und verbrecherische Verfolgungen sie nicht.

Raimundo sah also von seinem Frevel kein weiteres Ergebniß, als die Befriedigung seiner Eifersucht. Diese allein würde ihm aber genügt haben, um denselben zu begehen.

Trinidad war unglücklich. Täglich verschlimmerte und verbitterte sich ihr Charakter bei der unerträglichen Existenz, unter welcher ihr despotischer und grausamer Mann sie leiden ließ. Sie ward von der beständigen Feindseligkeit und dem steten Widerspruche angesteckt, den sie bei ihm fand; je mehr die Uebertriebenheit der Neigung, die er seinem Sohne bezeigte, zunahm, desto mehr verminderte sich die gegen seine Frau. Denn einander feindselig gegenüberstehende Personen unterwerfen schließlich Alles dem Geiste der Opposition.

Wer sollte das nicht schon mit Schmerz bemerkt haben!

Nachdem Raimundo kein Vergnügen mehr an seinen Freunden fand, nachdem seine Häuslichkeit ihm unerträglich, kurz Alles verhaßt geworden war, brachte er lange Zeiten auf dem Lande zu, wo er sich ländlichen Arbeiten widmete und in dieser äußerlichen Thätigkeit einige Ableitung für die innere suchte.

Bei diesen Ausflügen nahm er stets seinen Sohn mit, welcher fröhlich, stark und schön emporwuchs, aber in Folge der väterlichen Nachsicht so verkehrt und eigenwillig war, daß seine Mutter, welche ihn nicht zu bändigen wußte, den Sohn eben so gern als den Vater sich entfernen sah.

Eines Tages, als Raimundo ohne seinen Sohn sich auf das Land begeben hatte, kehrte er, von einer Sehnsucht, ihn zu sehen, getrieben, bald wieder zurück. Kaum vom Pferde abgestiegen, fragte er nach dem Knaben. Da die Dienerschaft seinen Fragen nicht zu genügen vermochte, ging er in das Zimmer der Mutter, um nach dem Knaben zu fragen.

„Was weiß ich's?" antwortete Trinidad auf seine Frage. „Kann ich ihn etwa bändigen? Er wird auf dem Hofe bei der Ziege oder im Garten sein, um Vogelnester zu suchen."

„Ist das," rief ihr Mann aus, „die Fürsorge,

die Du Deinem Sohne widmest? Du bist nicht bloß ein Leib ohne Seele, sondern ein Leib ohne Herz."

„Sieh doch, wer vom Herzen redet!" entgegnete gereizt Trinidad. „Ein Muster von Sohn, Bruder und Gatten!"

„Ich bin ein guter Vater... das ist genug!"

„Nicht genug, nicht genug," antwortete die Frau.

„Ich liebe nur meinen Sohn," fuhr Raimundo fort, „denn er allein verdient es."

„Dann möge Gott zulassen," rief verzweifelt Trinidad, „daß diese Liebe Dir alle die Thränen koste, welche Du diejenigen hast vergießen lassen, die Dich geliebt haben!"

In diesem Augenblicke knallte ein Schuß.

Raimundo durchdrang ein tiefer Schauder.

„Was ist das?" fragte er, auf den Hof hinauseilend, das Gesinde, das sich, von der Explosion aufgeschreckt, dort zusammengefunden hatte. „Wer in meinem Hause hat diesen Schuß abgefeuert?"

„Der Schuß ertönte vom Thurme her," antwortete der Arbeitsaufseher.

Raimundo erhob den Kopf. Eine Todtenblässe überzog sein Antlitz. Er hatte auf dem Dache eine

gegen den Thurm gelehnte Handleiter erblickt, grade so, wie er sie in jener Nacht unheilvoller Erinnerung angesetzt hatte, um dort vor sich selber und Andern das Werkzeug seines Verbrechens zu verbergen! Die Flinte hatte zwei Ladungen gehabt. Eine war zu seiner Absicht ausreichend gewesen, die andere im Laufe geblieben .... Der Knabe hatte Vogelnester gesucht und deren gab's im Thurme in Menge .... Alle diese Gedanken zusammen fuhren ihm auf einmal wie ein rother Schein durch seinen schaudernden Sinn!

„Mein Sohn!“ schrie er, stürzte wie ein Sturmwind die Treppe hinauf, erstieg das Dach und klimmte die Handleiter hinan.

Auf dem Boden des Thurmerkers lag die Leiche eines Knaben in einem Meere von Blut; an seiner Seite sah man seines Vaters Flinte .... schwarz wie die Schuld, unbeugsam wie die Gerechtigkeit, sicher wie die Sühne.

Beschluß.

Raimundo überlebte seinen Sohn nicht lange. Ob er in der Zeit, wo er noch lebte, seinen Schmerz herbe und dürr, wie eine nach heidnischem Stile durch das Schicksal ihm auferlegte fruchtlose Strafe ertrug, oder ob er denselben, sanftmüthig und ergeben wie eine Sühne duldete, werden dem christlichen Geiste und Glauben zufolge nur Gott, sein Beichtvater und er selber wissen.

Mit gottesfürchtigen Gedanken, wie ein schönes bei uns wohl bekanntes Wort sagt, muthmaßen wir: Gott habe den schrecklichen Ausspruch, seiner Jedem das Seine zutheilenden Gerechtigkeit nicht gethan, ohne ihm zuvor seine zweifache Sendung zu bezeugen, das Vergangene zu bestrafen, und einem reumüthig Unterworfenen eine bessere Zukunft zu gewähren. Der Christen sind nur wenige, welche in

den äußersten Augenblicken der Furcht, der Hilflosigkeit und des Schmerzes ihr Herz nicht zu Gott erheben und den Himmel um den Beistand, die Zuflucht und den Trost anflehen, welche sie auf Erden nicht zu finden vermögen!

Die Nachricht von der kläglichen Katastrophe durchdrang die Mauern des Klosters, in welchem Gracia sich befand.

Sie war die Einzige, welche deutlich den Finger Gottes in dem tragischen Hergange erkannte und mit erneuerter Inbrunst für Lebende und Todte, für Freunde und Feinde, für die Seligkeit der Guten und die Bekehrung der Bösen betete, und täglich mit immer süßerer Ueberzeugung wiederholte:

Beglückt die Seele, die im heilgen Sehnen
Den Trug verschmäht im irdischen Getümmel
Um eine Wahrheit nur — um die im Himmel.

Das Votivbild,

eine Erzählung.

Erzähle uns in klarer castilianischer Prosa, in jenem Stile, der, ich will nicht sagen, ob gut oder schlecht, aber der Deinige ist, und erfreue uns dadurch. Erzähle uns, sage ich, was wirklich unter unserm spanischen Volke sich begibt, was unsere Landsleute in den verschiedenen Classen unserer Gesellschaft denken und thun.

(Brief des Lesers der Batuecas an F. Caballero).

Erstes Capitel.

Zwei aufgeklärte Reisende — Eine Ortschaft, welche anfängt, den Pfad des materiellen Fortschrittes zu betreten. — Ein Kirchner mit offenem Munde. —

> Der französische Leichtsinn, der Voltairische Witz, das nihil mirari sind es, welche Alles bei uns erschlaffen machen.
>
> Chateaubriand.

> Der Atheismus ist nicht sowohl der Glaube, als die Zuflucht des bösen Gewissens.
>
> Maxime.

Eines Engländers Wille ist eine Kraft, welche von unberechenbaren normannischen Triebfedern in Bewegung gesetzt wird. Ein Engländer, welcher recht übereinstimmend mit seinen Landsleuten denkt, setzt sich vor, dieser Alles umfassende Wille müsse den berühmten und phantastischen Hebel des Archimedes verwirklichen. Mit den Kräften des Atlas

vereinigt er die Launen einer Prinzessin und den Despotismus eines gar übel gezogenen Kindes. Daher kommt es, daß, wenn ein Sohn des Landes, dessen weiße Küsten ihm von den Römern den Namen Albion eintrugen, sagt: Hier setz' ich meinen Kopf darauf, er es thun wird, ohne sich durch Stöße vor sein Haupt, Beulen, Löcher im Schädel und andere Kopfverletzungen abhalten zu lassen. Wenn man diese allgemeinen Regeln auf das kleine Gemälde der Erzählung, die wir zu geben im Begriffe sind, anwendet, so wird sich Niemand wundern, zwei Engländer in der Absicht aus Gibraltar abreisen zu sehen, ihre Reiseroute in grader Linie nach Ronceval zu verfolgen, ohne andere Führer als ihre Nasen zu nehmen. Master Hall hatte zu Master Hill gesagt:

„Wir beiden werden allein und unzertrennlich reisen wie die Zwillinge im Thierkreise. Cadiz, wohin wir unsere Richtung zuerst nehmen, ist der Pol nicht, so daß wir Gefahr laufen könnten, uns wie Capitän Franklin zu verlieren.“ —

„Wie man vermeint,“ bemerkte Master Hill. „Das Verlorengehen,“ fügte er seufzend hinzu, „ist ein Vergnügen, womit das erleuchtete Jahrhundert

aufgeräumt hat. Der Erdball ist schon genug durchforscht."

Mit diesen Worten gaben die beiden Freunde, einer war lang, der andere kurz, ihren armen Pferden, welche hätten sterben mögen, um sich auszuruhen, die Sporen, ritten an der Bay längs der Küste hin, passirten Algestras, erklimmten einen Abhang, welcher wie eine Treppe abfiel und gelangten auf die Gipfel der letzten Höhen der Sierra de Ronda, welche sich dem Meere nähern, als wenn sie ihre große Schönheit in weitem Spiegel erblicken wollten. Hier befanden sie sich in einem dichten Walde von Meereichen und Korkbäumen. Auch mit Brombeersträuchen, Epheu und wildem Weine hatte sich derselbe bekleidet und geschmückt und verbarg in seinen Thälern unter Oleandergebüsch Bäche. Die Fußstapfen des Menschen wurden hier durch die kräftige Vegetation bald wieder vertilgt. So geschah es, daß unsere Reisenden sich verloren hatten, ehe sie einmal God by gesagt, so verloren, wie Master Hill es nur wünschen konnte. Dieses trug beiden Freunden das Vergnügen ein, verschiedene Stunden in einem wilden Walde umherzuirren wie Paul und Virginia. Endlich, als sie auf eine etwas mehr vom Baumwuchs entblößte Höhe gelangten,

erblickten sie das weite Meer, welchem sie sich genähert hatten, und am Fuße des Berges ein Thal, das auf der linken Seite durch einen schmalen Strand von goldgelbem Sande begrenzt war, — den Gott zwischen das Land und das Meer wie ein unbezwingliches Bollwerk gestellt hatte, — und auf der rechten durch einen dichten und rauhen Fichtenwald, gleichsam ein festes Thor, womit das Thal verschlossen war. Auf dem weichen Teppich niedergelassen, den das den Boden bedeckende Gras bildete, lag ein menschenscheues Dörflein, das vor sich das Meer mit seiner unermeßlichen Eintönigkeit, hinter sich den ernsten und finstern Fichtenwald und zu den Seiten unwegsame Gebirge hatte. Dasselbe schien dahin gelegt zu sein, um alle Einsamkeiten genießen zu können. Bevor jene zu diesem Orte kamen, erblickten sie einige Silberpappeln, welche unter dem beständigen Peitschen des Seewindes emporgewachsen eine gekrümmte und klägliche Stellung einnahmen und ihre wankenden unruhigen Schatten auf einen tiefen, weiten Brunnen mit darüberliegenden Schnellbalken warfen, welcher den Heerden zur Tränke diente.

Am Eingange in's Dorf befand sich ein starker, derber Brückenbogen, welcher einigen Anspruch darauf

machte, eine Brücke zu sein, und über eine nicht sehr tiefe Wasserrinne geführt war, die im Winter zur Ableitung des Wassers diente. Jetzt aber, wo die Regenzeit vorüber war, gewährte das Brücklein einen ehrwürdigen Anblick, denn man sah nicht einen friedlichen Bach noch minder aber einen mächtigen Strom kommen, ihm Ehre zu erweisen und unter seinem Joche hindurchzugehen, sondern eine Heerde von Ferkeln. Es schmückten den Obertheil dieser Brücke — ein Werk der Kunst und der Ansehnlichkeit des Ortes — zwei vollkommen viereckige Pfeiler, deren abnehmende vier Kanten oben zu freundschaftlicher Vereinigung zusammenliefen und diese Vereinigung mit einem Knaufe oder etwas Aehnlichem besiegelten. Weil sie in ihrer Art einzig waren, konnten sie weder in der Horticultur noch Architektur classificirt werden. Als diese städtische Verbesserung, das Brücklein mit jener Verschönerung der öffentlichen Aussicht, den Pfosten, zum Schlusse gebracht waren, welche den Anspruch erhoben, wenn auch mittelst eines entarteten Stammes, zur Familie der Obelisken oder Monumentalsäulen zu gehören, hatte der Ortsrichter den ersten und einzigen Schreibmeister des Ortes beauftragt, eine Auf- oder Inschrift zum Andenken und Zeichen der Er-

innerung an die Zeit, wo sie gemacht worden, und der Personen, die bei dem Werke mit thätig gewesen, zu besorgen. Das Einzige, worauf er ihn aufmerksam machte, war, daß er in dieser Inschrift Zeugniß von aller der tiefen Verehrung geben müsse, welche an diesem Orte die Religion genieße, und daß die obrigkeitlichen Behörden sich zur Constitution bekannten. Der erste Schreibmeister, der sich schnell zu fassen wußte, setzte ohne viele Umstände auf einen der Pfeiler, in so dicken und großen Buchstaben wie die Kleinen, welche seine Schule besuchten, machten, die folgende Inschrift:

Halt! Wandrer oder Reiter,
Verehr' die Religion
Und lieb' die Constitution
Und dann — zieh ruhig weiter! *)

Am andern Pfeiler waren Tag, Monat und Jahr, wo das stolze Monument errichtet und eingeweiht worden, nebst den Namen des Ortsrichters, welcher das Werk betrieben, des Maurers, welcher

*) Schreiber dieses bezeugt, diese Inschrift auf einem Pfeiler am Eingange einer Brücke gesehen zu haben. Die Novellenschreiber haben nicht das Glück, solche Dinge erfinden zu können. Die Kunst vermag es nie, es in irgend einer Gattung zur Vollkommenheit der Natur zu bringen.

dasselbe aufgerichtet und des Ziegelmeisters, der die Steine gebrannt, verzeichnet.

An diesem denkwürdigen Tage gab es Feste und öffentliche Lustbarkeiten, welche aus den Jahrbüchern des Ortes ersichtlich sind. Dieselben bestanden darin, daß man einen Stier mit der Lanze und sechs Raketen neckte. Um das Andenken eines so glücklichen Tages noch unauslöschlicher bleibend zu machen, erwischte der Stier den Ortsrichter auf der Schaubühne, welcher von dem Nahen der Bestie überrascht, kein Mittel weiter zur Rettung fand, als am Gatter hinaufzuklettern. Er konnte solches aber nicht mit genugsamer Behendigkeit ausführen, um noch zu rechter Zeit denjenigen Theil außer dem Hörnerbereich des Stieres zu bringen, welchen er in seiner Kindheit auch schon eben so wenig außer dem Bereiche der Schläge hatte bringen können. *)

Wenn man das Brücklein hinter sich hatte, war das Erste, worauf man traf, eine Schenke, deren ganzer Vorrath in einem schlechten Fasse Wein und einem zweiten noch schlimmern Fasse Branntwein bestand.

---

*) Historisch.

Der Wirth, welcher Dank der Nähe von Gibraltar, diesem Geschwüre Spaniens, zu Kunden eine Anzahl liederlicher Kerle, Deserteure, entwichener Sträflinge, Contrebandirer und Landstreicher zu haben pflegte, und sah, wie diese Schuldner, in der Bezahlung wenig gewissenhaft, die todten Stunden über sich in seinem Etablissement aufhielten, seinen Fässern zur Ader ließen, Streitigkeiten ansponnen und sich ohne Bezahlung davonmachten, hatte als Vorschrift und als eine Art von Statuten seiner Herberge mit ungeheuer großen, wie die Pfauen bunten Buchstaben von grimmigem Röthel das folgende Quartett, ein Muster von Statuten und Kürze geschrieben:

Lasset uns kehren hier ein,
Lasset uns trinken den Wein,
Laßt uns bezahlen den Schmaus,
Lasset uns gehen nach Haus. *)

Unsere weißen Söhne Albions kamen, Dank den Liebkosungen der spanischen Sonne, den Rothhäuten ein wenig ähnlich an. Bei der Brücke

---

*) Nach der Natur copirt, wie die vorigen Verse, nimmt dieses Quartett, ein Ideal des Lakonismus und treffenden Sinnes, im Denkbuche oder der Mappe des Autors einen vorzüglichen Platz ein.

machten sie nicht Halt, verehrten sie nicht die Religion, liebten sie nicht die Constitution, ohne daß darum das Monument, welches den Beruf hatte, die Befolgung dieser Vorschriften zu überwachen, ihnen seinen Knauf an die Köpfe geschleudert hätte. Als sie zum Wirthshause kamen und sich orientirt hatten, baten sie den Wirth, er möchte ihnen einen Führer verschaffen, der sie nach Vejer brächte, das der nächste Ort war. Während der Wirth dieses Geschäft auszurichten ging und die unglücklichen Pferde ein wenig ausruheten, begaben sich ihre Herren daran, einen Umgang durch den Ort zu halten. — Sie kamen zu dem Platze, auf welchem die Kirche stand, die sie durch ihr gutes Aussehen überraschte. Daher baten sie den Küster, der an der Eingangsthür stand, ihnen dieselbe zu zeigen. Der Küster beeilte sich, in jener Dienstbeflissenheit, die das Volk in Spanien so gern aus freiem Antriebe zeigt, ihnen mit aller der unschuldigen Freude, welche man empfindet, wenn man Andere die Gegenstände bewundern und verehren sieht, die wir selbst bewundern und verehren, den Eingang in die Kirche zu eröffnen. Wie mag sich aber der arme Küster getäuscht gesehen haben, als er, anstatt der andächtigen Bewunderung, die er erwartete, jene Herren nur

höhnisch die Achseln zucken und spöttisch lächeln sah. Wir sind in der Welt zum Unglücke so gewohnt, die Kühnheit, in welcher die Gottlosigkeit mit dreister Stirn unsere am festesten gewurzelten Ueberzeugungen, unsere tiefsten Glaubensüberzeugungen und unsere süßesten und lieblichsten Empfindungen angreift und verletzt, zu sehen, daß unsere Herzen, nachdem sie zertrümmert worden, verstummt sind; das heißt, sie hören ärgerliche Ruchlosigkeiten an, ohne daß dieselben ihnen einen andern Eindruck verursachen, als den eines traurigen Bedauerns. Auf den Kirchner dieses entlegenen und geringen Ortes wirkten solche Aeußerungen wie eine Decke von Schnee, die über ein neugeborenes Kind geworfen wird.

Das Erste, was bei diesen Fremden, welche sich mit dem ehrenvollen französischen Titel starke Geister nannten — die wir hier aber weit schicklicher unwissende Materialisten nennen würden, — Anstoß erregte, war ein schönes Bild der heiligen Jungfrau, welche unter ihrem süßen bildlichen Namen der göttlichen Hirtin (was sie für die Heerde ist, welche ihr göttlicher Sohn als Hirte führt) auf dem Hochaltare von ihren Schafen umgeben, aufgestellt war. Diese bildliche Benennung ist so allgemein, daß selbst die

Protestanten ihre Pfarrer Pastoren nennen. Unsere Reisenden mußten aber, obwohl sie für Rechnung einer Bibelgesellschaft reisten und Bibeln verbreiteten, wohl niemals weder das neue noch alte Testament gelesen haben, da sie die Verehrung der Mutter Gottes so sehr überraschte, die ihr göttlicher Sohn schon am Kreuze angeordnet hat. Eben so wenig aber auch hatten sie die bildlichen Ausdrücke verstanden, durch welche in beiden Testamenten jene tiefen Wahrheiten dem beschränkten menschlichen Verstande einleuchtend gemacht werden.

Daher sprach Master Hall zu Master Hill: „Das Feld stellt hier zu Lande nur Oeden, verwachsene Wälder und Wildnisse vor; in den Kirchen finden wir dafür Arkadien! Wen stellt diese Phyllis vor?"

„Sie ist," antwortete in einem entscheidenden und lehrhaften Tone Master Hill, „eins der Götzenbilder, welche die Spanier anstatt des göttlichen Schöpfers anbeten."

„Wie so? Glauben sie denn nicht an das höchste Wesen?" fragte Master Hall.

„Sie kennen dasselbe nicht, dear Fellow," antwortete der Gefragte. Dear Fellow will besagen: Lieber Gesell, und ist ein unter Albion's Söhnen

äußerst häufig gebrauchter Ausdruck. — Der dear Fellow, welcher denselben als Humorist (d. h. als Witzling und Original im Scherzen) hinwarf, ließ aus seinen Lippen einen Brunnen von Witzworten hervorbrechen, welche mit ihrem scharfen Mauerbrecher eine Sturmlücke in das andalusische anmuthige, feinsinnige und geistreiche Wesen zu brechen geeignet sein sollten.

Reichlicher Stoff, sich weit zu ergehen, gewährte ein Bild, das gewiß nicht schön gemalt war, seinen Sinnspruch in einer Ecke führte, der mit großen Buchstaben besagte: ex voto, und auf der einen Seite des Altars hing. Dieser Altar bestand aus weißem und schwarzem Marmor; auf demselben erhob sich ein großes Kreuz von Ebenholz, an dessen Armen ein feines, mit Spitzen geziertes Schweißtuch aufgehängt war und zu dessen Fuße man die Dornenkrone und die Nägel aus gediegenem Silber erblickte.

Das Votivbild, das vorzugsweise vor andern neben dem Kreuzaltare aufgehängten die Aufmerksamkeit der gelehrten Reisenden auf sich gezogen hatte, zeigte vor dem dunkeln Hintergrunde eines Fichtenwaldes ein auf einem einfachen, von Mauersteinen aufgeführten Fußgestelle sich erhebendes Kreuz,

von dessen Armen ein Blumengewinde hing, wie man es an allen Kreuzen an den besonders zu deren Cultus bestimmten Tagen im Anfange des Maimonates bemerkt. Auf dem Vordergrunde des Bildes zeigte sich ein Mann mit einem Dolche in der Hand, welcher sich auf den Boden über einen andern hingeworfen, der beim Fallen ein Kreuz umfaßt hatte, das zwischen Dornengebüsch in den Boden getrieben war. —

„Haben Sie," fragte Master Hill seinen geliebten Genossen, „jemals in einer Kirche eine Räuber- und Mörderscene gemalt gesehen?" —

„Es wird," erwiederte der Gefragte, ein ungesalzener Salomo, „ein Altar sein, welcher dem Heiligen, den man zum Patron der Dolche erkoren hat, errichtet worden."

Die beiden dears fellows lachten in der Weise, worin, wie Homer erzählt, die Götter auf dem Olympe ohne Zweifel dann lachten, wenn sie so lächerliche Menschen, wie diese hier, sahen.

„Kreuze und Dolche!" rief der fellow Nro. 1.

„Blut und Gebete!" fügte der fellow Nro. 2 hinzu.

„Aberglauben und Dummheit! Ja, die trifft

man hier an, aber, wie ich wahrnehme, keinen einzigen comfort!“

„Glauben Sie nicht, mein Freund, daß diese Bilder, diese häßlichen Figuren beweisen, wie Murillo und seine Kunst phantastische und durch die Romanzensänger, welche den Cid erfanden, erfundene Dinge sind, welche in diesem Lande mit den schlechtesten Wegen niemals existirt haben?“

„Sie mögen wohl recht haben, geliebter Herr. Unzweifelhaft aber ist, daß die Aufstellung so schlecht gemalter Bilder in einer Kirche wider das kirchliche decorum, wider den Ernst der Betrachtung und die Würde des Cultus verstößt.“

Mein Leser, der Du vielleicht fern lebst von dem Verkehre mit Protestanten oder mit Menschen, die keine Religion haben und welche erkennen lassen, daß, wenn sie nicht der unsrigen folgen, es nicht geschieht, weil sie hochmüthig und ungläubig sind, sondern aus Mangel an Gottesglauben, der nicht an die Höhe ihrer Weisheit reicht, wisse, daß wenn sie sich so darauf steifen, das decorum, den Ernst und die Würde leuchten zu lassen, wenn sie dergleichen Materien abhandeln, es deshalb geschieht, weil sie der Liebe, der Inbrunst, dem Glauben,

kurz den Tugenden von Oben, die hieniedigen Tugenden vorgezogen haben.

„Es ist eine große Unehrerbietigkeit," sprach Master Hill. —

„Eine Ehrfurchtswidrigkeit, mein Lieber," antwortete der Andere. —

„Eine Lächerlichkeit, Freund."

„Eine Unpaßlichkeit, Sir."

„Eine Entweihung, dear."

„Herr," sprach der mehr als Salomo, indem er an den Küster herantrat, „verbrenne Du diese non senses oder gib sie Deiner baby; und nimm," fügte er, indem er ihm eine Bibel überreichte, hinzu — „hier hast Du die Wahrheit, die Du nicht weißt und welche Du in den heiligen Schriften finden wirst, die Du nicht kennst." — Damit entfernten sich die interessanten Missionäre, lachten und ließen den Küster mit offenem Munde stehen. — „Sie können keine Christen sein," murmelte er zuletzt; „Juden werden es sein, von den Vielen, die es nebst andern verbotenen Sorten zu Gibraltar gibt."

Nun wollen wir als Katholiken, als Spanier und Freunde der Aufklärung im echten Sinne, welche darin besteht, dem Verstande Licht zu geben und einen zweifelhaften Punkt oder Stoff aufzuhellen,

den Ursprung und die Bedeutung des in Frage stehenden Votivbildes erzählen, weil es anziehend ist, die katholische Thatsache mit der protestantischen Auslegung, das warme Herz, das empfindet und das Rechte trifft, mit der kalten Vernunft, welche urtheilt und mit ihrem Compaß mißt . . . und irrt!, die Erhebung und Poesie der frommen Seele, welche sich auf ihren weißen und glänzenden Schwingen zu Gott erhebt, mit der prosaischen, armseligen, skeptischen Vernünftelei zu vergleichen, welche auf ihren bleiernen Füßen auf ihrem dürren und unfruchtbaren Pfade dahinstolpert. Dabei sind wir sicher, daß fast Alle mit uns die Worte des heiligen Paulus nachsprechen werden: Wer wird schwach, ohne daß ich schwach werde? Wer wird geärgert, ohne daß ich brenne? (II. Corinth. XI. 29.)

Zweites Capitel.

Das Fest der Kreuzesauffindung. — Scene aus dem Innern. — Warum die guten Alten das Gesicht behalten. — Die Sprache der Vögel. — Ursprung, Martergeschichte und Tod einer gebackenen Puppe.

Ach, beeilet Euch nicht, Eure Gedanken zur Reife zu bringen, genießet den Morgen, genießet den Lenz; Eure Stunden sind an einander geschlungene Blumen; entblättert dieselben nicht schneller als die Zeit.

Victor Hugo an die Kinder.

Ohne noch zu begreifen, was die Unschuld werth ist,
Sprich: Mein Gott erhalte mich wie eine weiße Blume!

Jenes traurige und einsame Dörfchen hatte auch seine glücklichen und zufriedenen Bewohner, welche Anhänglichkeit an dasselbe empfanden, wie Kinder an ihre Ammen, so häßlich und verdrießlich dieselben auch sein mögen. Ueberall begnügt sich die Zu=

friedenheit der Demüthigen und derer, die am Herzen gesund sind.

Auf der Seite, welche derjenigen, worin die Schenke liegt, entgegengesetzt ist, sah man ein sehr reinliches, ganz weißes Haus; es war noch nicht lange erst mit einer neuen Kalkbekleidung beschenkt worden. Sein Dach war mit Gräserchen und Blümchen bedeckt, als ob es sich einen Kopfputz von Pflanzen aufgesetzt hätte. Durch die geöffnete Thür erblickte man den Hofraum, welcher, weil sich das, was wir erzählen, im Mai begab, zu einem Blumenkorbe gestaltet war. Der schöne Anblick, den dieses Haus gewährte, konnte mit einem aufrichtigen Menschen verglichen werden, welcher unverhohlen ein Herz voll Unschuld und Fröhlichkeit öffnet und sehen läßt. Man schaute hier Rosen in ihren verschiedenen Farben, weiße, rothe, gelbe, wie Schwestern in verschiedenen Gewändern.

Die Lilie, diese deutsche Blume, welche so früh blüht, verneigte sich unempfindlich und traurig in ihrem bescheidenen Kleide. Die zarten Veilchen deckten sich mit ihren runden Blättern wie mit Sonnenschirmen zu. In den Spalten der Wände trieb die Reseda in aller Eile ihre zarten Zweiglein, während ihr mit seinen großen und unschuldigen Augen ihr

guter Freund, der Salamander, zuschaute. Rings herum im Hofe neigten sich auf in die Wand eingeklemmten Ziegeln, wie auf Canzeln, gelehrte Nelken nach Außen und hielten den übrigen Blumen eine Predigt über die Kürze des Lebens. Ein blasser und zarter Jasmin, welcher dieselbe hörte, fiel ohnmächtig in die Arme einer Staude spanischer Kresse, welche unerschrocken und in ihrem goldenen Gewande zum Jasmin hinaufgekommen war, indem sie ein Gitter überklettert hatte. Die Mitte des Hofes nahmen ein Pomeranzen- und ein Granatenbaum ein, die ihre rothen und weißen Blüthen mit einer Harmonie und einem Schweigen unter einander mischten, daß sie die französische gesetzgebende Versammlung hätten tief beschämen müssen.

Eine große Menge von kleinen Vögeln, Schmetterlingen und Bienen machte von Blume zu Blume höfliche Besuche, ohne Besorgniß, es möchte eine dieser liebenswürdigen Töchter Florens ihnen den Empfang versagen, selbst unter dem Vorwande nicht, noch im Morgenanzuge zu sein. Ein lieblicher Seemorgenwind, rein wie Bergkrystall, entnahm von diesen und jenen seine Düfte. In diesem Hofe blühte, duftete, flog und sang Alles.

In dem Hauptzimmer der Wohnung, rechts

von der Thür des Vorhauses, erblickte man eine Scene aus dem Innern, die eben so lieblich, friedlich und duftend war wie die im Hofe.

Neben dem Fenster saß auf einem niedrigen Sessel eine sehr alte Frau, welche auf ihrem Schooße die Guirnalda mistica aufgeschlagen liegen hatte, aus welcher sie mit lauter Stimme das dem Tage entsprechende Capitel vorlas. Auf ihre Knie stützte sich ein kleines, etwa acht Jahre altes Mädchen, das an den Lippen seiner Großmutter hing, als ob die Worte, welche diese aussprach, eine sichtbare Gestalt gehabt hätten. Neben ihr saß eine Frau von mittlern Jahren und nähte an einem Mannshemde; zu ihren Füßen, auf dem Boden sitzend, die Beine ausgestreckt und die Füße aufgerichtet, so daß sie auf ihren Fersen ruhten wie zwei wohlabgerichtete Hündlein, war ein kleines Mädchen von fünf Jahren. Dasselbe wiegte auf seinen Armen mit der größten mütterlichen Ernsthaftigkeit eine gebackene Puppe, welche ganz frisch eben so unverletzt aus dem Ofen hervorgegangen war, als Sadrach, Mesach und Abednego aus demjenigen herausgingen, den ihnen Nebucadnezar hatte bereiten lassen. Dagegen bedrohte diese Arme das Schicksal der Kinder Saturns. Zur andern Seite des Fensters, der Alten gegenüber, erblickte man den

Großvater, der auf einem großen, mit Leder überzogenen Stuhle, wie man sie in den öffentlichen Baderstuben hat, saß. Er hatte sich vorwärts gebeugt und bildete mit seiner Hand eine Art von Trichter vor seinem Ohre, um von demjenigen, was seine Frau las, kein Wort zu verlieren. Vor ihm spielten zwei kleine Knaben mit Cubilon, dem Hunde des Greises, der alt war wie sein Herr. Sie hatten denselben durch Schläge genöthigt, sich eine Art von Sattel auflegen zu lassen; jetzt waren ihre Händchen bemüht, ihm den Mund zu öffnen, um ihm einen Zügel hineinzuschieben. Der Hund wendete seinen großen Kopf bald zur Rechten und bald zur Linken; aber seine kleinen Tyrannen folgten behende jeder seiner Bewegungen. Den Hintergrund dieses Gemäldes bildete ein Altar, welcher gegen die Fensterwand aufgestellt war und auf welchem sich ein aus Blumen gemachtes Kreuz erhob, weil auf diesen Tag der 3. Mai fiel, der Tag der Kreuzesauffindung. Auf jeder Seite war ein Mädchen beschäftigt, die Blumen an den äußersten Enden des heiligen Baumes zu befestigen. Ein junger Bursche war auf eine Handleiter gestiegen und hängte an der Decke einen Kronleuchter auf. Dieser war aus zwei Stücken Rohr gebildet, die durch vier Bindfaden verbunden und an der Decke

befestigt waren. Alles war jedoch so mit Blumen überkleidet, daß das einfache, rohe Gerippe ganz verborgen blieb. Die Großmutter las:

I. Es gibt viele Menschen, welche das Kreuz nicht suchen, sondern vor demselben fliehen; das Kreuz aber sucht sie auf und findet sie. Dies sind die Sünder, welche stets ihren Freuden nachgehen; allein diese fliehen vor ihnen, weil der Mensch, welcher nicht Gott sucht, niemals zufrieden ist.

II. Andere Menschen suchen die Kreuze und finden sie wirklich. Dies begegnet denen, welche anfangen, Gott zu dienen, aber noch nicht genug Kraft und Liebe zu Gott haben, um Trübsale süß finden zu können.

III. Heilige Seelen suchen das Kreuz mit großer Anstrengung, finden aber keins. Der heilige Franciscus Xaverius wünschte dessen täglich mehr und mehr und die heilige Theresa bat, entweder leiden oder sterben zu dürfen. Beide aber fanden sich mitten in ihren Trübsalen mit Freude erfüllt. *)

Nachdem die Alte ihre Lesung beendet, sprach die Mutter der Puppe, deren Zähne an der Nase ihrer Tochter die Wirkung eines Krebsschadens hervorgebracht hatten:

*) Aus des Pater Bosch Centellas Guirnalda mistica.

„Mama Juana, sollen wir dem Herrn Papa ein kleines Credo beten?“

„So spricht man nicht,“ bemerkte ihre ältere Schwester, „denn man sagt: dem Herrn der Demuth, Du kleiner Tölpel. Und wenn Du nicht so sprichst, wird Dich Papa Gott züchtigen.“

„Ei, warum nicht gar!“ antwortete ganz für sich die Kleine; „der kommt aus seinem Rahmen nicht herab.“

„Mama Juana hat heute Alles ohne Brille gelesen,“ bemerkte das größere Mädchen.

„Wißt Ihr,“ entgegnete die Alte, „weshalb sich mein Gesicht so gut erhält? Darum, meine Kinder, weil ich niemals einem Blinden ein Almosen verweigert habe und weil die Blinden mich immer mit dem Wunsche segneten: „Gott bewahre Euch Euer Gesicht.“ Gott hat denselben erhört, denn Ihr wißt schon, viele Amens kommen zum Himmel.“

In diesem Augenblicke vernahm man, als hätten die Erinnerungen der Alten dasselbe herbeigezogen, ein Glöckchen.

„Der arme Blinde! Der arme Blinde!“ riefen die Kinder im Chor. Und nachdem sie einen Achter

und ein Stück Brot für den Armen erbeten, stürzten sie Alle in's Vorhaus.

Dort stand der Blinde mit seinem treuen Führer, seinem Hündlein, das an seinem vom Reiben kahlen Halse den Riemen trug, durch den die Schnur gezogen war, welche seinen Herrn leitete. An demselben hing auch das Glöckchen, das ihn ankündigte. Das kluge Thier blieb vor seinem Herrn stehen und drückte mit seinen beredten Augen die traurige Bitte aus, welche sein Herr nur mit der Stimme vorbringen konnte. Sein Herr gab ihm das Brot; er gab seinem Herrn seinen Blick. Mit demüthiger Geberde, wie zum nöthigen Gruße den Schwanz bis zum Boden herabhängen lassend, wartete das arme Thier und richtete seine Augen traurig und voll Unruhe auf die Kinder.

Was wir eben beschreiben, ruft uns eine Stelle aus Chateaubriand's Génie du Christianisme in's Gedächtniß, worin es heißt: „Ohne Religion gibt's kein Gefühl. Buffon setzt durch seinen Stil in Bewunderung. Selten aber rührt er. Man lese seinen bewunderungswürdigen Artikel über den Hund. Alle Classen von Hunden sind darin begriffen. Eine einzige fehlt: es ist der Hund des Blinden. Dieser aber würde der erste sein, der einem religiösen Schrift-

steller eingefallen wäre.“ Und Ihr, ungläubige Spanier, Söhne, Schüler und Nachahmer des französischen Unglaubens, seid eingedenk, wie dieser Euer Vater, Meister und Vorbild den großen Ruhm seines erhabenen Schriftstellers Chateaubriand mit dem guten Sinn und dem zarten Geschmack in Ehren hält, womit ein Soldat der Republik das Grab eines Vendéers grüßt.

„Chiquito, Chiquito, armer Chiquito,“ sprachen die Kinder zum Hunde, welcher sich, sobald sie dem Blinden sein Almosen gereicht, in Liebkosungen zerarbeitete. „Bist Du heiß? Hast Du Durst? Bist Du müde?“ Das Thierchen sprang, beleckte ihnen die Füße und ließ auf einmal zugleich trauriges und fröhliches Gewinsel vernehmen, wie die Rührung selbst traurig und lustig ist.

In diesem Augenblick aber vernahm man ein starkes und dumpfes Knurren. Chiquito ließ einen hellen durchdringenden Schrei hören, denn Cubilon, der wenig gastfrei und ein gar strenger Wächter der Unverletzlichkeit des häuslichen Herdes war, hatte sich auf den Eindringling geworfen, ihn zu Boden gestürzt und quetschte ihn mit seinen ungeheuern Pfoten. „Cubilon! Cubilon! Grausamer! Taugenichts! Ruchloser!“ schrien die Kinder. Damit er

seine Beute loslasse, zog eins ihn am Ohr, ein Anderes ertheilte ihm Faustschläge über die Schnauze; das größere von den kleinen Mädchen zog ihn mit großer Gewalt am Schwanze und die Kleinste schleppte mit der Unerschrockenheit und Kraft, welche allein Muth und Hochherzigkeit vereint gewähren können, einen Besen herbei und nahm eben alle ihre Kräfte zusammen, um denselben auf den Rücken des Delinquenten niederfallen zu lassen. Ein Hund, welcher die Kraft und Wildheit eines Löwen besitzt, hat gegen Kinder, die er aufwachsen sah und die er liebt, die Sanftmuth und Duldsamkeit eines Schafes und erträgt demüthig eine solche Strafe und Schmach, ohne sich zu rühren oder zu mucksen, obwohl er durch ein bloßes Schütteln seine unversöhnlichen Henker zehn Schritte weit hinwegschleudern könnte. Cubilon ließ seine Beute fahren und begab sich mit herabhängenden Ohren und Schwanz an die Seite seines Herrn, machte einige Wendungen, stöhnte wie ein Blasebalg, warf sich mit seiner ganzen Wucht nieder und fiel so schwer, daß das ganze Zimmer erbebte.

Die Kinder traten in den Hof, nachdem sie mit den Augen dem Blinden und seinem Hündlein gefolgt waren, das von Zeit zu Zeit den Kopf zurück-

wandte, als wollte es seine Danksagungen für das Almosen und die hochherzige Hilfe erneuern.

Als der Hahn diesen Schwarm nahen sah, richtete er sein Haupt empor, hob eine Kralle auf und schaute, wie der Schiffer beim Sturme, der sich nahet, genau das Wetter an.

„Da fällt mir ein," sprach der ältere unter den Knaben zur Mutter der Puppe, einer wilden Cannibalin, welche die Arme ihrer Tochter verzehrt und Chiquito deren Beine gegeben hatte, „da fällt mir ein, ob Du wohl weißt, was die Hähne sagen, wenn sie krähen."

„Sie sagen Kikeriki," antwortete das Kind.

„Was für dumme Gedanken hast Du, Mariechen, Du großer Einfaltspinsel."

„Und Du weißt es, Brüderchen?"

„Ja, ich weiß es, schon seit meiner Geburt weiß ich es; denke einmal nach."

„Ach, sage mir's."

„Gern thu ich's nicht."

„Geh, Junge, sag mir's, ich gebe Dir von meiner Puppe das Beste."

Das Brüderchen streckte die Hand aus und Mariechen riß mit der Kühnheit einer andern Dalila ihrer Puppe die Kastanie aus und gab die-

selbe ihrem Bruder, welcher in Vollziehung des Angebotes seinen Mund öffnete und daraus ein Haché und zugleich folgende Erzählung zu machen begann:

„Mehr als tausend Jahre ist's her, da kamen Feinde in's spanische Land, schlimmer als Arrancao, häßlicher als Geta, und größere Bösewichter als Judas. Sie nannten sich Franzosen. Sie führten in Folge einer Verrätherei den König von Spanien von dannen, ohne daß sein Volk es erfuhr, das ihn nicht gehen lassen wollte. Die Nichtswürdigen machten ihn zum Gefangenen und legten die geheiligte Königsmajestät in einen Block, ohne ihr mehr als Brot und Wasser zu geben."

„Jesus!" rief Mariechen aus, „und warum tödtete sie Papa Gott nicht?"

„Schweige, Weib," entgegnete ihr Bruder. „Gott tödtet die Bösen nicht, sondern diese fahren zur Hölle, was viel schlimmer ist. Diese Wütheriche plünderten die Ortschaften, verbrannten die Gebäude, mordeten Alles, was ihnen vorkam, besonders aber die Kinder . . ."

„Heiligste Maria!" schrie Mariechen.

„Und die Hähne," sagte, indem er mit tiefer Stimme seine Rede schloß, der Knabe. „Daher kam

es, daß die Kinder und Hähne sich vor ihnen mehr fürchteten, als vor'm Wauwau."

„Man brauchte aber wahrlich diese Herodesse nicht zu fürchten!" meinte Mariechen.

Der Erzähler fuhr fort:

„Wenn ein Hahn mit seinen Augen, so gelb wie zwei Sterne, welche bei Tag wie bei Nacht zehn Meilen weit in der Runde sehen können, von irgend einer Seite her die Franzosen erspähte, mit einem schielenden und betrunkenen Könige, den sie vor sich hertrieben, so schickte er sich an, zu krähen, um seine Brüder zu warnen, welche ihm augenblicklich antworteten."

Der Knabe begann nun ganz vollkommen das Krähen der Hähne in folgendem Dialoge nachzuahmen:

„Die Franzmänner nahn."
„Wie viele sind sie?"
„Du zählest sie nie."
„Unglückliche, flieh!"

„Und deshalb krähen sie bei Nacht?" fragte völlig überzeugt Mariechen.

„Ja, diese Geschicklichkeit blieb ihnen; seitdem schlafen sie nicht mehr als eine Stunde."

„Woher weißt Du das, Liebchen? Haben sie Dir's erzählt?“

„Nein; aber der Chorknabe hat mir's gesagt; schau, es schlafen:

Eine Stunde der Hahn,
Das Roß ihrer zwei,
Der Heilige drei,
Vier, wer's nicht so kann.
Fünf pilgernde Diener,
Sechse ein Theatiner,
Sieben, wer Wege rennt,
Acht ein Student;
Mit Neun kann ein Ritter bestehn,
Ein Einfaltspinsel braucht zehn,
Elfe ein Säugling hold,
Zwölfe der Trunkenbold.“

Mariechen war von ihrer Ueberraschung noch nicht zurückgekommen, als sie, weil ihr anderer Bruder sie fest am Arme zog, sich umwandte und Beide mit der Nase gegen einander stießen.

„Du weißt auch wohl eben so wenig, was die Schwalben sagen, Mädchen?“

„Nein,“ antwortete Mariechen voll Staunens.

„Geh, Du träumst, dummes Mädchen! Und der Gelehrte, in den orientalischen Sprachen Bewanderte ahmte auf eine bewundernswürdige Weise die Schwalben mit ihrem behenden Gezwitscher nach,

jenem lustigen Kauderwelsch, das mit einem Hexameter endigt, so lang gezogen, so lieblich und gepreßt wie der Kuß der Mutter auf das Kind, das sie säugt. Mit höchster Leichtigkeit begann er zu singen:

„Ich ging an's Meer, ich kam vom Meer,
Nicht Kalk, noch Stein brauch ich zum Haus,
Ich komm' ohne Karst und Haue aus,
Ruf keinen Mann zur Hilfe her,
Schikurri, Schikurri, Schikurri,
Gevattrin beatriiiiiiz!“

Das kleine Mädchen sperrte Mund und Augen auf und richtete den Kopf empor, um nach den Schwalben zu sehen, welche sich damit beschäftigten, ihre Nester unter den Dachziegeln zu bauen. Dort eilten sie ganz ehrbar in ihren weißen Unterkleidern und schwarzen Mänteln ab und zu und suchten aus Sympathie glückliche und friedliche Häuser; denn es geht die Rede, sie brächten Frieden und Glück mit sich. Wer liebte daher wohl die Schwalben nicht, diese Vorläuferinnen der Blumen, diese Personificationen des guten Glaubens und des Vertrauens, die zum Menschen, dem Tagelöhner sowohl als dem Könige, sprechen: „Dein Dach ist unser Dach.“

„Es ist wahr, es ist wahr,“ murmelte die

Kleine. Als sie aber den Blick wieder senkte, brach ein Schrei des Schreckens und Schmerzes zwischen ihren Lippen hervor. Der Grund hiervon war, daß ein schwarzes Kätzlein die Momente von Mariechens tiefer Abstraction benutzt und sich der gebackenen Puppe bemächtigt hatte, der Puppe, welche mit den guten alten Statuen Aehnlichkeit hatte, die, wenn sie auch schrecklich verstümmelt, ohne Beine, Arme und Nasen sind, doch einen großen Werth behalten und sehr begehrt werden.

So schnell diese trostlose Ceres auch ihrer Proserpina nacheilte, holte sie doch den schwarzen Pluto nicht ein, welcher sich mit seiner Beute bereits außer dem Bereiche der untröstlichen Mutter, freilich nicht unter der Erde, wie der alte, sondern auf dem Dache befand.

Dies war das Ende der gebackenen Puppe, welche noch kürzer lebte als die Rosen, diese Sinnbilder der Kürze des Daseins.

„Juan vom Kreuze," sprach die gute Alte zu ihrem Enkel, als er, nachdem er den Kronleuchter aufgehangen hatte, die Leiter hinabstieg, „hast Du wohl dafür gesorgt, an das Kreuz im Fichtenwalde einen Blumenkranz zu hängen?"

„Ja, Großmama Juana," versicherte ihr Enkel.

„Vergiß nicht, morgen einen andern frischen hinzutragen, mein Sohn,“ fuhr die Alte fort. „Meine Mutter war Häuserin beim Pfarrer und hörte den Hochwürdigen eine Geschichte von dem Kreuze erzählen, zu dem sie eine große Andacht hatte. Stets habe ich die Worte im Gedächtnisse, welche lauten:

O hehres Kreuz, o süßer Pfad
Zum Paradiese, tritt vermittelnd ein:
Woll' uns zum Himmel Schlüssel sein!
. . . .
O breite Deine Zweige aus,
Mach' uns ein göttlich Schirmdach draus.

Seid dem Kreuz andächtig zugethan, denn überall werdet Ihr in diesem Zeichen siegen. Vergiß nicht das Blumengehänge, mein Sohn.“

„Beruhige Dich, Mama Juana,“ antwortete der Enkel, denn eher soll es der Sonne an Strahlen fehlen, als dem Kreuz im Fichtenwalde an seinem Blumengehänge.“

Inzwischen war der Vater der Kinder eingetreten. Die Mutter hatte den Tisch bereitet, einen großen Napf voll Reis mit eßbaren Muscheln und einem andern voll Bohnen und Lattich aufgetragen, deren schmackhafter Duft bald den süßen Wohlgeruch

der Blumen überwältigt hatte, wie das Nützliche stets über das Angenehme die Oberhand gewinnt.

Ein hoher Satz, welchen die Jünger des neuen Cultus des heiligen Positivismus wie Cicaden uns vorflöten.

Drittes Capitel.

Einsetzung der Fayence-Fabriken in die ihnen gebührende Stelle. — Juan Palomo und Pedro Palomo, welch ein schönes Taubenpaar! — Das Schweigen ist, im Gegensatz von vielen Dingen, welche wir sehen und die keinen Namen haben, ein Name ohne Gegenstand. —

Du weises Kind der stillen Furcht
Und stummen Dunkels.
Du Bruder der Gelassenheit und Ruhe,
Dir eil' ich über Berg und Auen nach.

Ode auf das Schweigen
von Soto de Rojas.

Am Abende des nämlichen Tages hatten zwei Kerle von schlimmem Aussehen von dem einzigen Tische und der einzigen Bank Besitz ergriffen, welche sich in der Schenke befanden, von welcher wir gesprochen haben.

An der Wand hing eine schmutzige Lampe von Eisen, welche mittelst eines Niedersatzes von schlechtem Oele und eines dicken Dochtes, der einen schwarzen

Qualm, wie der Schlot einer Dampfmaschine, emportrieb — ein erstorbenes, unsicheres, röthliches Licht verbreitete, als wäre es der Schimmer einer an die Wand gelehnten Pechfackel gewesen. Auf dem Tische stand ein Weinkrug mit Henkeln aus Fayence von Triana. Wir wollen denselben beschreiben. Er verdient es. Auf dem vordern Theil dieses Kruges hatte die Hand einer Meisterin, einer Trianesischen Madame Jacotot, *) mit einem unreinen Blau auf einem weißen Schmutzgrunde ein apokryphisches Thier gemalt, nach Art der Chimära, der Harpyien, des Pelicans, des feuerspeienden Drachens, des Hippogryphen, des Phönix, des Salamanders, des Basilisken, des Einhorns und vieler andern, welche die liebliche Menagerie der Einbildungskraft ausmachen, einer reizenden Atalante, welche in ihrem schnellen Lauf die Wirklichkeit überholt. Dieses moderne, phantastische Geschöpf war weder schön noch zierlich. Sollte diese Gattung etwa irgend einen glaubwürdigen Ursprung oder irgend einen symbolischen Sinn haben, so haben wir wenigstens

*) Madame Jacotot ist die überaus berühmte Miniaturistin, deren geschickter Pinsel den chinesischen Gegenständen aus der Fabrik von Sèvres, deren man sich bei Gastmahlen an der königlichen Tafel bedient, einen unschätzbaren Werth verleiht.

denselben weder fassen noch feststellen können. Sein Kopf gehörte — wie angesichts der fürchterlichen Hörner, welche es in einen achtungswerthen Vertheidigungsstand setzten, nicht zu bezweifeln — der Rindviehart an. Der Bauch hatte Gestalt und Umfang eines Wallfischbauches. Beine und Pfoten glichen denen der Heuschrecke und der stark behaarte Schwanz einem Pferdeschweife. — Wir glauben, daß in Triana, seinem Vaterlande, diesem übernatürlichen Unthiere der Name Stier beigelegt wird. — Wenn diese Krüge, wie es sein sollte, ausgeführt würden, so würden sie unbezweifelt den Ruf vermehren, welchen in der Fremde Montes, Cuchares und Redondo bereits genießen, zumal wenn man in Betracht zöge, wie diese Leute ohne viele Umstände dergleichen Ungeheuer todtschlagen. Ein Stier von der Größe eines Wallfisches, der hüpfen könnte wie eine Heuschrecke! Wohin würden wir endlich noch kommen? — Vor'm Weitergehn und nach derjenigen ihrer Producte, muß auch der Fabriken selber ehrenvolle Erwähnung geschehen, welche unter allen europäischen Fabriken die ehrwürdigen ältesten sind. Hundert Jahre zählen die von Sèvres. Nun wollen wir sehen, ob dieses ein Alterthum ist und wie neu dieses Pergament im Vergleiche mit dem Alter

und der ununterbrochenen Abkunft der Fabriken von Triana erscheint. Wir wollen als Beweis dieses entfernten Alterthumes nicht die erwähnten Thiere anführen, indem wir, wie wir es thun könnten, ohne daß Jemand das Recht hätte, uns daran zu verhindern, dieselben für antediluvianisch ausgeben. Da hiergegen aber Zweifel erhoben werden möchten, werden wir unwiderleglichere Beweise beibringen, indem der Gegenstand ernsthafter ist, als es scheint.

Murillo malte ein Bild der beiden Heiligen, Justa und Rufina, der Patroninnen von Sevilla, welche bekanntlich Töpferinnen waren. Dieses Bild ist aus dem Capuzinerkloster in das Museum von Sevilla gewandert, und so wird ein Jeder, welcher sich von der Unwandelbarkeit dieser Fabrication überzeugen will, dieses thun können, wenn er die Erzeugnisse derselben, welche das große Genie von Sevilla zu den Füßen der Heiligen hingemalt hat, mit denjenigen vergleicht, welche heute fabricirt werden. Er wird finden, wie sie ganz übereinstimmen. — Es sind seitdem schon zweihundert Jahre vergangen. Und, wenn Murillo die Vorsicht gebrauchte — welche er, wie man glauben muß, auch auf das Malen solcher Nebendinge verwendete — sich zu vergewissern, daß es solche Geschirre waren, wie die Heiligen im

Jahre 287 verkauften, so wird sich klar erweisen lassen, daß diese achtungswerthe Fabrication 1600 Jahre zählt. Deshalb hat sie alles Interesse einer lebendigen Mumie und eines in beständiger Bewegung befindlichen status quo. Niemand aber beachtet, Niemand bewundert dieses! Es erregt solche Gleichgiltigkeit gegen eine Erscheinung von Dauer und Unveränderlichkeit in einem Jahrhunderte Aergerniß, worin Alles wechselt, Alles neu ist — bis auf — und vorzüglich — die Art zu gehen.

Triana hat die eleganten Fabriken von Sèvres, Meißen, St. Petersburg, La Granja und andere, welche verschiedene glänzende Erzeugnisse nach Art der indischen, japanesischen, hetrurischen, griechischen, chinesischen und des Rococo an's Licht treten ließen, ohne Neid und Eifersucht sich hoch erheben sehen. Nur sprach einmal ein Mönchsbecher zu einem Becken: chi va piano, va sano; chi va sano, va lontano. So haben diese edeln Matronen, ohne sich um die Pompadour und ihre dickbackigen geflügelten Liebesgötter, oder ihre Blumen mit übertriebener Farbe — wie die Herzoginnen jener Zeit es mit ihrer Schminke thaten — zu bekümmern, das gute Gezücht ihrer seltsamen Thiere

und wunderlichen Vögel mit einer in ihrem Stande einzigen Beständigkeit fortgesetzt und gefördert.

Die Alterthumskenner sollten ein Schutz- und Trutzbündniß schließen, um die Fabriken von Triana vor jedem Angriffe des Fortschrittes zu sichern, welcher nur eine Profanation sein würde. Der Fortschritt sollte, wenn er durch jene Fabriken dahin geht, mit seinem ganzen Heere das Beispiel eines andern Neuerers, des Marschalls Soult, nachahmen, welcher bei seinem Einzuge in Sevilla vor den Haufen der vorzugsweise einheimischen Erzeugnisse der Fabriken von Triana vorüberschritt, den Hut abnahm und seinen Legionen zurief: Französische Krieger, sechzehn Jahrhunderte schauen Euch an! *)

Kehren wir zu unsern Gästen in der Schenke zurück, von denen der Schenkwirth, indem er sie von der Seite anschaute, zu seinem Weibe sprach: „Juan Palomo und Pedro Palomo! Was für ein schönes Taubenpaar!!“ **) Hierauf machte er einen Gang im Zimmer umher, in welchem seine Gäste waren und

---

*) Glückliche Erinnerung an die berühmte Ansprache Bonaparte's an seine Soldaten, als er an den Pyramiden Egyptens vorüberzog: Französische Krieger, von der Höhe dieser Pyramiden schauen vierzig Jahrhunderte auf Euch hernieder!

**) Palomo heißt im Spanischen Taube.

sang seine Motette, anfangs die beiden ersten Sätze: „Lasset uns kehren hier ein — Lasset uns trinken den Wein" — mit leiser Stimme, dann aber die laute eines Vorsängers annehmend, vollendete er den zweiten Theil: „Laßt uns bezahlen den Schmaus — Laßt uns gehen nach Haus!"

Vergebens waren indeß die Wandelgänge und die Anstrengungen, welche die Lungen des Schenkwirthes machten, da das Taubenpaar weder bezahlte, noch ging.

„Uebel möge es," sprach der eine, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „dem zum Tode Verurtheilten ergehen, der uns hier schon länger als zwei Stunden warten läßt."

„Gevatter Pimienta" (Pfeffer), sprach der andere, welcher kaltblütiger zu sein schien; „die Könige sind Könige und warten! . . ."

„Da ich kein König bin, will ich auch auf nichts warten, als auf den Tod. Ich gehe . . ."

„Wohin?" fragte, indem er eintrat, ein Kerl hoch und wild von Ansehen, indem er sich mit der Miene eines Gebieters dem Tische näherte.

Der also Gefragte, welcher sich bereits auf die Füße gestellt hatte, setzte sich wieder und sprach in einem gelassenern Tone: „Hast Du Fußeisen an

den Beinen, daß Du uns schon zwei Stunden Strafwache halten lässest?"

„Ich bin," antwortete der neu Eingetretene, „nicht eher gekommen, weil ich nicht eher habe kommen wollen. Wir wollen sehen, wer hier zu reden hat!"

Der andere Wortführer erwiederte nichts; denn derjenige, welcher das Wort an ihn gerichtet hatte, war Marinesoldat und erster Raufbold gewesen und es gab keinen Schächer und Händelsucher, welcher wider ihn die Stimme zu erheben gesucht hätte. Die andern Beiden, von denen der Wirth, ein großer Kenner der Gattung, gesagt hatte, sie seien ein gutes Taubenpaar, hatten mit einander das Zeug dazu, ihrer vier aufzuhenken. Der Eine war ein Deserteur, welcher einen Mord auf dem Gewissen hatte, der Andere ein entwichener Festungssträfling.

Der neu Gekommene warf seine Blicke umher und da er nichts fand, worauf er sitzen konnte, begab er sich in die Küche, die Wirthin um einen Sitz anzusprechen.

„Es ist keiner mehr vorhanden," versicherte das Weib, der diese Turteltaube, die sich mit den Tauben zusammenzuthun gekommen war, gar nicht behagte, — „es gibt nur die zwei, welche im Zimmer sind.

Setzen Sie sich einem Stier auf die Hörner oder nehmen Sie auf des Königs Throne Platz."

Der Eisenfresser beachtete gar nicht, was das Weib sagte, erfaßte und hob den ersten Stuhl, den er zur Hand hatte, empor und setzte sich zu den beiden Andern an den Tisch.

Vieles redeten, tranken und gesticulirten sie. Die Unterredung hatte sich erhitzt und erhob sich stufenweise mit den Dünsten des Weines zum Wortwechsel. Sie sprachen eben davon, welcher unter ihnen dreien im Stande sein möchte, die größte Heldenthat zu vollbringen.

Der Deserteur und der Festungssträfling beschrieben ihre frühern Thaten und kündigten für die Zukunft noch größere an.

„Fades Schwatzwerk," sprach mit barscher Stimme der Raufbold zu seinen Gefährten; „ich setze Alles ein, daß keiner von Euch beiden fähig ist, zu unternehmen, was ich thue."

„Andalusische Großsprecherei" antwortete der Festungssträfling; „ich thue, was Du oder irgend ein anderer Mensch, er sei, wer er wolle, thut. Versteht Ihr mich?"

In diesem Augenblicke vernahm man eine starke, jedoch wenig melodische Stimme, welche sang: „Laßt

uns bezahlen den Schmaus! — Lasset uns gehen nach Hau — uuaus.“

„Der Uhu mit seinem Nachtgesange mag schweigen, wenn er nicht will, daß ich ihm einen Ton aufspiele, wonach er einen galizischen Hopser tanzen muß, der ihm das Fieber zuzieht,“ schrie der Raufbold. „Euch aber,“ fuhr er zu den Andern gewendet fort, „sage ich, daß Ihr nicht thut, was ich vermag.“

„Was denn?“ fragte der Festungssträfling.

„Den ersten, welcher mir, wenn ich von hier weggehe, vorkommt, wenn es auch über die Morgendämmerung hinaus ist, todtzuschlagen, aber nicht verrätherischer Weise, sondern ehrlich und muthig, von Angesicht zu Angesicht. Dabei überlasse ich ihm, sich zu vertheidigen, wie er kann und will.“

„Wozu die Welt beunruhigen, ohne Vortheil daraus zu ziehen?“ meinte der Deserteur.

„Das würde ich,“ bemerkte der Festungssträfling gegen den Raufbold, „eben so wenig thun. Ruhmredigkeit! Rederei! Viel Geschrei und wenig Wolle, wie das Sprichwort sagt, Prahlereien!“

„Bei der Seele meiner Mutter!“ schrie der Raufbold wüthend, indem er seinen Arm erhob, „Ihr werdet schon sehen, ob es Ruhmredigkeit ist.

Laßt doch schauen, wer von andalusischer Prahlerei spricht. Ein Valencianer!!! Der Teufel soll ihn holen!"

Da er in bloßen Hemdsärmeln war, streifte sich der Aermel auf, als er die Hand erhob und ließ seinen muskulösen und mit Haaren bewachsenen Vorderarm sehen, auf welchem man ein blaues mit Pulver eingeriebenes Kreuz erblickte, wie diejenigen, womit die Schiffer sich zu bezeichnen pflegen.

„Ei sieh, Du bist ein guter Christ!" sprach, als er das Kreuz bemerkte, der Festungssträfling spöttisch.

„Ich bin kein guter Christ, denn ich bin ein schlechter Christ," antwortete der Raufbold, „aber ich bin nicht gottlos wie Du, hörst Du? Ich bin auch nicht in die maurischen Festungen gelaufen, um den Glauben abzuschwören, hörst Du? Ich bin kein Ketzer, kein Jude, hörst Du? Ich verehre das Kreuz, das habe ich mit der Milch meiner Mutter eingesogen. Gott mag ihre Seele behalten — und der Teufel die meinige, wenn ich nicht den für immer zum Schweigen bringe, der hiergegen etwas sagen wollte, hörst Du?"

Welchen Gegensatz bildete dieses schmutzige Zimmer mit seinem erstorbenen, röthlichen, unsichern Lichte, seiner drückenden Atmosphäre, mit diesen

wilden Menschen ohne Herd, ohne Zufluchtsort, ohne Liebe und Bande in diesem Leben, ihrer ungemäßigten, rauhen und mit Wein genetzten Stimme, ihrem Gelächter, ihren Gotteslästerungen gegen die frische, reine und ruhige Mainacht unter dem prangenden Himmelsgewölbe? Das Meer, welches beim Mangel des Windes in seiner Ruhe einem vor Verfolgung sichern Wilde glich, ruhte schweigend und blickte zum Himmel empor, wie wenn es von ihm regungslos zu sein lernen wollte. Das bleibt es, indem es der Wolken und Nebel nicht achtet, welche die Erde aushaucht. Das so ruhige und nachsinnende Meer bildete für den Mond einen so zauberischen Spiegel, daß es ihm mehr Glanz verlieh, als er am Himmel hatte. Schmeichelnde Wellchen kamen, wie heimlich, um sich über den feinen Ufersand auszubreiten und gingen schweigend von dannen, als wollten sie die großen Wogen nicht wecken, welche thaten, als merkten sie hiervon nichts. Das liebliche Licht des Mondes hatte sich der Natur bemächtigt, wie ein wohlthätiger ruhiger Schlaf eines geplagten Kranken.

Man vernahm tausenderlei vermischtes leises Gesäusel; vielleicht sind es Gesänge der Blumen, Widerhalle, welche in den Höhlungen der Aloes

und Agaven ertönen, Seufzer des Schmetterlings, dem seine Flügel zu schwer werden, der sie aber dessen ungeachtet nicht los werden möchte, weil er eingedenk ist, daß er ohne dieselben eine Raupe wäre, die Athemzüge der schlafenden Nacht — lauter so über die Maßen leise Töne, welche unser grobes Gehör nicht zu unterscheiden vermag — oder sollte in der Luft das Geräusch des Tages aus der andern Erdhälfte widerhallen? Es ist möglich, daß, wie der Mensch das Mikroskop erfunden, welches für das Gesicht die Größe der Gegenstände millionenmal vervielfacht, im Laufe der Zeit auch für das Gehör ein Instrument erfunden wird, das die Stärke der Töne auch millionenmal vermehrt und uns dann, wie das Mikroskop es gethan, viele Geheimnisse entdeckt. —

Mein Gott! Welcher hochmüthige, unwissende Materialist erfand das Wort unmöglich? Unmöglich? Gibt es vielleicht Etwas, das es für den Urheber so vieler Wunder wäre? Unmöglich, sprecht Ihr, Ihr Erdenmaulwürfe, während allein die Zusammenstellung einiger Gläser, die Euer körperliches Sehvermögen erhöhen, Euch ein: „Ihr lügt!“ in's Gesicht schleudert! Für die Macht Gottes gibt es nichts Unmögliches, weder eine zweite Sündfluth,

noch eine Wiederholung des Fallens von Feuer aus dem Himmel auf die Erde, wie zu Sodom und Gomorra; eben so wenig, als es für seine Barmherzigkeit etwas Unmögliches gibt, selbst Eure Bekehrung! Glaubt nur, daß an dem Tage, wo Ihr in das väterliche Haus heimkehrt, wir die Getreuen alle, nicht wie Pharisäer, welche sich nicht durch die Unreinen besudeln lassen möchten, sondern wie der Vater den verlorenen Sohn, Euch empfangen werden. Einen Ehrenplatz werden wir Euch einräumen, da Ihr durch Eure Rückkehr mehr gethan haben werdet, als wir damit, daß wir nicht in die Irre gingen.

Allein um zu der Scene, welche wir schilderten, zurückzukommen, so hörte man deutlich nur das Gezirpe der Grille, welche wie eine Säge das Schweigen der Nacht zerschnitt.

Warum singen diese Schlaflosen statt zu ruhen? Weßhalb ist ihre philharmonische Raserei so unermüdlich? Ist es bei ihnen nur Ausdruck der Liebe, oder sind sie mit einem musikalischen Sinne ausgestattet? Sind sie Liebende oder Dilettanten? Oder sind sie vielleicht, wie die Säuglinge, erklärte Feinde des Schweigens? Die letzte Voraussetzung wird wohl die richtige sein mögen, denn Schweigen und Unschuld — die beiden schönsten Dinge, die man

in der Welt finden kann, sind auch die beiden, welche die meisten Feinde und Verfolger haben.

Habt Ihr nicht, gleich uns, den unaussprechlichen Zauber des Schweigens wahrgenommen, der ein moralischer und physischer Genuß ist, und habt Ihr nicht auch bemerkt, wie schwer und fast unmöglich es ist, dahin zu gelangen, es zu genießen? Ihr könnt es uns glauben; wir haben hierüber ein ganz besonderes und tiefes Studium gemacht. Das vollkommene Schweigen in der Natur und die unveränderliche Ruhe im Herzen sind höchst seltene Genüsse. Des erstern erfreuen sich nur die Tauben, die andere haben allein die Gerechten.

Die Dichter gehen dem ersten, die Weltweisen dem zweiten, die Alchymisten künstlicher Goldbereitung nach, Alle mit sehr geringem Erfolge. Aus den Städten — Ameisenhaufen von jeder Art kleiner und großer Ameisen — entflieht das Schweigen, weil es sich wenig geachtet sieht. Auf dem Lande hält es sich schon ein wenig auf, ungeachtet die kleinen Vögel, deren jeder sich für eine Nachtigall hält, das Insect, welches das eintönige Recitativ dem mannigfaltigen Gesange vorzieht, der Wind, welcher pfeift, die Blätter, welche mit ihm Chorus machen, und selbst das Wasser, welches aus den Schöpf-

eimern der Wässerungsmaschinen rinnt, wie das kaum vom Leibe seiner Mutter geschiedene Kind, das seine Stimme versucht, es gemeinschaftlich verfolgen.

Wir haben es auf hohem Meere in den Tagen tiefer Windstille aufgesucht. Umsonst! Wollt Ihr es nicht glauben, so fragt Ihr, die Ihr das Glück habt, Eure Seele nicht dem Teufel und Eure Person nicht dem Meere — welches eine andere Teufelei ist, überantwortet zu haben — einen Schiffer, einen jener Söhne des Oceans darum, die von weiter nichts wissen, als vom Kommen und Abreisen, wie die Vögel, und welche im Vertrauen auf ihre Segel die Entfernungen und im Vertrauen auf ihren Stern die Gefahren nicht fürchten. Dieselben werden Euch sagen, wie an solchen Tagen — trotzdem, daß die Unermeßlichkeit des Meeres und des Himmels wie eine große stillstehende Uhr erscheint, welche Gott aufzuziehen vergaß — besten Falles irgend einem schweren Fisch gelüstet, leichtsinniger Weise emporzuschnellen. Nachdem er seine Schuppen in der Sonne hat flimmern lassen, fällt er schwer herab und macht ein geräuschvolles Geplätscher. Das Schiff, seines erzwungenen far niente müde, neigt sich und dehnt sich, wobei seine Gelenke krachen wie diejenigen des Königs Don Pedro. Das Meer aber

schlägt um das Steuerruder her Triller, als wollte es ihm beweisen, daß seine biegsame Stimme eben so gut den Discant wie den Baß singt. —

Vorzugsweise und mit großer Anstrengung haben wir das Schweigen in den Kirchen gesucht; aber auch dort hat eine Legion mit dem Schnupfen Behafteter sich einmüthig gegen dasselbe erklärt. — Ihr werdet mir einwenden, daß es sich bei Nacht finden wird, da die Dichter stets die Nacht und das Schweigen als Zwillingsgeschwister schildern. Erfindung der Dichter, welche mit offenen Augen träumen und die Worte in Reime bringen, ohne sich darum zu kümmern, ob die Vorstellungen sich reimen! Aber wenn auch nicht. Höret Ihr nicht vielleicht einen nicht sehr englischen Chor von Mücken, welche sich anstrengen, mittelst Trompetenklanges ihre wenig angenehme Gegenwart anzumelden, nicht die kriegerischen Zinken, womit sie ihren blutigen Angriff androhen, nicht die Geschäftigkeit, womit sie eine schlecht vertheidigte Hinterthür oder eine Bresche im Fliegenfenster von Gaze, diesem festen Walle, diesem uneinnehmbaren Laufgraben, aufsuchen?

So im Sommer! Nun aber im Winter! Gott stehe uns bei! Der Wind gibt uns etliche Serenaden bei vollem Orchester, welche im Stande sind,

das Blut in den Adern der Pyramiden erstarren zu lassen; die Nachtwächter holen aus ihren Kehlen oder unter der Erde Laute hervor, welche als Tagestöne ungebräuchlich sind und in dieselben sich nicht einreihen lassen. Die ultraromantischen Kater, welche die classische Melancholie verschmähen, nehmen ihre Zuflucht zu der modernen Desperation, um das Interesse der schönen Katzen zu gewinnen, welche einen Spaziergang auf dem Dache zur Unzeit nicht für schicklich halten. — Die Regentropfen des Platzregens stellen sich dar als ein Herr kleiner Soldaten von Krystall, welche dem Aufrufe der Liste antworten.

Es ist also nöthig, sich der Täuschung zu entschlagen. Schweigen ist ein Name ohne Gegenstand, ein süßes nicht zu verwirklichendes Trugbild, ein von irgend einem Plato, der sich Baumwolle in die Ohren gestopft hatte, erträumtes Utopien; eine Ergötzlichkeit, welche Mahomed für sein eingebildetes Paradies erfunden. Deshalb sagt er in seinem Koran: das Wort ist Silber und das Schweigen Gold. Schweigen ist ein Traum, eine Mythe, ein Aberglauben; es ist voll Verdruß von der Erde hinweggeflohen und regiert in den Wolken, ein anbetungswürdiger Sultan in seinem reinen und herrlichen Serail.

Viertes Capitel.

Die Frühmesse. — Die Romanze. — Der Fichtenwald. — Der Kreuzesarm. — Das Votivbild.

Lassen wir die Glocken die Gläubigen versammeln, denn des Menschen Stimme ist nicht rein genug, um die Unschuld, die Reue und das Unglück am Fuße des Altars zusammenzurufen.

Chateaubriand.

Wären die Glocken mit irgend einem andern Monumente, als den Kirchen, in Verbindung gesetzt, so würden sie ihre moralische Sympathie mit unserm Herzen verloren haben.

Derselbe.

Wenn es einen Ton gibt, welcher gradeswegs in das Herz geht, der die Seele mit heiliger Freude erfüllt und die Augen mit süßen Thränen der Dankbarkeit netzt, so ist es der Ton der Glocke, wenn sie — die beim Schlafwachen der Natur allein

behende und helle — im Frühroth, wie der große katholische Dichter Chateaubriand sagt, die Boten des Cultus zu den Wolken und in die Lüfte sendet.

Großartig ist der eherne Ton der Glocken, wenn sie bei einer religiösen Feier im Chore häufig anschlagen oder dem Lande ein glückliches Ereigniß verkündigen; ernst und feierlich alsdann, wenn sie nach der ausdrucksvollen Redensart des Volkes den Todten unter die Erde rufen; aber einfach und ernst, feierlich und fröhlich zugleich, wenn sie zur Frühmesse ertönen und jeder menschlichen Beschäftigung das göttliche Opfer voranstellen.

Es scheint nicht anders, als wollte die Nacht nicht entweichen, ohne diese heiligen und süßen Töne vernommen zu haben und als ob der Tag sich nicht zu kommen getraue, ehe sie ihn nicht rufen. Deswegen ist der Tagesanbruch stumm, unbeweglich und bleich wie eine Alabasterlampe und erleuchtet die Natur mit seinem schwachen Licht, ohne sie zu erwecken (wie eine Mutter ihren eingeschlafenen Sohn mit dem Nachlicht anleuchtet), während die Nacht, auf den Westen gelehnt, ihre Vorhänge ausspannt, welche von Thau beschwert herniederfallen, und ihre Schatten beseelt, welche kraftlos werden und zur Erde niedersinken.

Wenn aber das Herz der Welt — nämlich der Mensch, welcher denkt und empfindet — erwacht, sind die ersten Klänge, welche ihn treffen, die Schläge jener Glocke, welche das heilige Opfer verkündigen, wie der erste Ton, welcher das Kind bildet, der Laut: „Vater“ ist. Alsdann entflieht, indem sie, wie der Geizige seinen Schatz, ihre Sterne zusammenrafft, die Nacht und verschwindet wie ein arger Gedanke vor dem Lichte Gottes, das in der Natur so rein und klar ist, wenn kein Gewölk dasselbe verschattet, wie in der Erkenntniß der Menschen, wenn kein kalter und bitterer Zweifel dieselbe verdunkelt. Heilig und rein sind die Klänge, welche die Glocke, diese Stimme der Kirche, durch die Luft verbreitet und die auf die Erde herabkommen wie ungebundene Tonzeichen und Accorde des Hosannah, das die Engel des Himmels ihrem Gott anstimmen.

Wie wohllautend, wie friedlich, wie süß und fröhlich sind sie! Und sie sind es, weil die Religion dies Alles demjenigen verspricht, welcher sie liebt und übt: Friede, Süßigkeit, Fröhlichkeit und heilige Melodien im Herzen!

Mit solchen Gedanken ging Juan vom Kreuze an jenem Morgen aus der Kirche, in welcher er die

Frühmesse gehört hatte. Während er seine Richtung nach dem Kreuz im Fichtenwalde nahm, wohin er in einem Korbe das frische Blumengewinde trug, das er an den Armen jenes heiligen Zeichens unserer Erlösung aufhängen wollte, sang er mit reiner und heller Stimme folgende Romanze:

Heute, wo die Kirche feiert
Das geheimnißreiche Fest,
Wie St. Helena das heil'ge
Zeichen einstmals hat endeckt,
Das den Christen Trost gewähret
Und die Hölle tief erschreckt,
Gehet Blumen einzusammeln,
Wie sie Flur und Au' Euch schenkt,
Windet daraus ein Gehänge,
Laßt vom Kreuze Zweige wehn.

Singet mit dem Vögelein,
Das am Baume baut sein Nest,
Preiset den, der uns erschaffen
Und der starb, uns frei zu sehn.
Windet, Christen, windet Blumen,
Laßt vom Kreuze Zweige wehn,
Da das Frühroth Euch sie beuet
Heut' am Tag' im Maienlenz.

Diese himmlische Trophäe
Sah, ein Zeichen heilig, hehr,
Constantin, der nie Besiegte,
Abgedruckt am Himmel stehn.
Und St. Helena ist kommen,

Hat an heil'ger Stätt' entdeckt
Jenen Schatz, der einst errettet
Das verlorene Geschlecht.
Sie fand die verborgne Stelle,
Wo mit Erde lag umdeckt,
Dieser Diamant des Himmels,
Der, verloren, lang gefehlt.

Singt dem Kreuze Loboslieder,
Geht hinaus auf Flur und Feld,
Pflücket ihm die schönsten Blumen,
Laßt vom Kreuze Zweige wehn,
Da das Frühroth Euch sie beuet
Heut' am Tag' im Maienlenz.

Juan verfolgte den graden und weißen Pfad, welcher durch das dichte Buschwerk wie ein Band durch ein krauses Haar gelegt war und zum Kreuze im Fichtenwalde hinlief. Schon unterschied er dasselbe auf seinem einfachen runden Piedestal, welches für das friedliche Fest des Kreuzes frisch geweißt war; schon erblickte er dieses mit seinen wie um Gott anzuflehen oder die Menschen zu umfassen geöffneten Armen; — schon gewahrte er das Blumengewinde, welches er das vorige Mal an seinen Armen aufgehangen, mit seinen, als hätten Thränen sie verdorben oder der Schmerz sie zerstört, welken Blumen; schon vernahm er das liebliche Rauschen der Zweige an den Fichten, das immer weit

ab scheint, — wie eine süße aber entfernte Hoffnung, so schwermüthig wie eine Erinnerung dessen, was zu existiren aufhörte, unbestimmt, schwankend, undeutlich wie das erste Ja, welches die gebilligte Liebe der furchtsamen Jungfrau entreißt, die auferzogen worden im Bereiche des Blickes ihrer Mutter und im Schatten der Schwingen ihres Schutzengels — als er plötzlich einen Mann aus dem Fichtenwalde hervortreten sah. Dieser Mann, von frechem und hartherzigem Aussehen, kam mit beschleunigten Schritten auf ihn zu und als er ihm auf Hörweite genaht, rief er ihm mit der ganzen Unverschämtheit der Kühnheit und dem Despotismus der Gewaltthätigkeit ein „Zurück!“ entgegen.

Hätte Juan vom Kreuze, als er einen so schrecklichen Gegner vor sich erblickte, Zeit gehabt nachzudenken, so würde er, da er keinen Vortheil davon hatte, einem Straßenräuber Widerstand zu leisten, klüglich das Feld haben räumen müssen und so einem Anfalle vorgebeugt haben, bei welchem es viel zu verlieren, aber wenig zu gewinnen gab. Da aber die Plötzlichkeit des Ereignisses dem Johannes vom Kreuze keine Zeit zum Ueberlegen gestattete, so gab er einem ursprünglichen Gefühle einfacher Unabhängigkeit und einem ganz von selbst hervortreten-

den Ausbruche von Muth nach, heftete auf seinen Angreifer den hellen Blick seiner braunen Augen und setzte langsam seinen Weg fort.

„Hast Du mich nicht gehört?" sprach barsch der Händelsüchtige und packte den wehrlosen und auf einen Angriff nicht gefaßten Jüngling beim Arme.

„Laßt mich gehen," antwortete Juan, indem er sich von dem brutalen Griffe des Unbekannten loswand. „Wozu sucht Ihr Händel mit mir? Hindere ich Euch etwa? Ist in Gottes freiem Felde kein Platz für uns Beide?"

„Zurück!" wiederholte der Fremde.

„Geht mit Gott und laßt mich in Frieden!" entgegnete Juan vom Kreuze und that einen Schritt vorwärts.

„Zurück!" schrie zum dritten Male der Händelsuchende, „wo nicht, so vertheidige Dich" — fügte er, indem er mit seiner Flinte auf ihn zielte, hinzu, „denn entweder kehrst Du um, oder ich lasse Dich hier auf dem Platze."

Leicht und beweglich, wie er war, warf sich Juan vom Kreuze auf seinen Gegner, griff mit der Schnelligkeit des Strahles nach der Flinte und der Schuß fuhr in die Luft.

Das Alles war eher gethan als gedacht. Der Raufbold, denn dieser war es — blieb einen Augenblick unschlüssig und von Erstaunen und Wuth übermannt.

„Haben wir nicht das?“ murmelte er, indem er sein Scheermesser hervorzog. „Kleiner, bereite Dich, vertheidige Dich und befiehl Deine Seele Gott.“

Bei diesen Worten stürzte er sich über Juan vom Kreuze hin. Dieser vertheidigte sich mit Klugheit und Unerschrockenheit, wobei er dahin trachtete, die Streiche des Rasenden abzuwehren. Indem er aber immer weiter zurückwich und Boden verlor, kam er aus dem Wege. Er verwickelte seine Füße in das Gesträuch am Boden. Der Unglückliche verlor das Gleichgewicht und fiel rücklings nieder, riß aber bei seinem Falle seinen unversöhnlichen Gegner mit sich hinab. Dieser packte mit einer Hand sein wehrloses Opfer, das nun keinen Widerstand mehr leisten konnte. Mit der andern erhob er das mörderische Werkzeug und wollte den Streich damit führen, als von einem Gegenstande der Ungestüm seines Armes auf- und die Vollendung seiner Handlung zurück gehalten ward, der von größerer Stärke und Festigkeit war, als Steineichen und Zwergpal-

men, der aber nicht, wie diese, der Schwere der Körper der Kämpfenden gewichen war, und nun sich zwischen den Arm des Meuchelmörders und seines gefallenen Opfers warf. Der erste heftete seine wilden und blutgierigen Blicke voll Wuth auf diesen Gegenstand . . . und . . . vermochte nicht, dieselben davon abzuwenden. Die zusammengezogenen Muskeln seines Gesichtes erweiterten sich. Seine Blicke schienen sich nach Innen zurückzuziehen, wie eine Schlange in die Erde. Seine Arme fielen, sanken wehrlos an seinen Seiten nieder. Der Gegenstand, welcher seinen schützenden Arm über die Brust des Unschuldigen gebreitet hatte, war . . . ein Kreuz!

„Wohl kannst Du Gott danken," sprach der Mörder, indem er sich erhob, „für den Schild, den er Dir vor die Brust gelegt hat." — Bei diesen Worten entfernte er sich eiligst und verschwand im Fichtenwalde.

Das Kreuz, welches seinen Verehrer rettete, war nach dem frommen Brauch unsers Landes an dieser Stelle errichtet, weil dort ein armer Hirt durch einen Stier getödtet war. Die Steineichen und das Gesträuch, welche später emporgeschossen waren, hatten das demüthige hölzerne Kreuz versteckt.

Einige Augenblicke später hängte Johannes mit noch zitternder und bewegter Hand das frische Blumengewinde, das er mit Thränen der Dankbarkeit netzte, an den Armen des Kreuzes im Fichtenwald auf und that das Gelübde, das Andenken seiner wunderbaren Rettung durch das Kreuz zu verewigen, indem er sie in einem Bilde dargestellt bewahrte, das als ein Zeuge seines Glaubens und seiner Dankbarkeit auf dem Kreuzaltare zur Erbauung frommer Seelen aufgehängt werden sollte.

Und dieses war das Votivbild, welches dem protestantischen Decorum ein solches Aegerniß gegeben hatte. Diese fromme Opfergabe des Glaubens und der Dankbarkeit war es, von welcher diejenigen, welche uns bekehren wollen, also sprachen:

„Es ist eine große Unehrerbietigkeit," sagte Master Hill.

„Eine Ehrfurchtswidrigkeit, mein Lieber," antwortete der Andere.

„Eine Lächerlichkeit, Freund."

„Eine Unpaßlichkeit, Sir."

„Eine Entweihung, dear."

Wird nun — nachdem man die katholische Thatsache mit der protestantischen Auslegung verglichen, nicht jeder wohlmeinende Verstand, nicht

jedes gesunde Herz, mit uns die Worte des heiligen Paulus wiederholen: Wer wird schwach, ohne daß ich schwach werde? Wer wird geärgert, ohne daß ich brenne?

Anmerkung.

Durch ein sonderbares Zusammentreffen haben, während des Druckes vorstehender Erzählung, die Madrider Blätter, nach dem Diario de Tolosa die Erzählung eines an den Grenzen Cataloniens verübten Attentates gebracht, in welcher sich folgende Stelle befindet:

„Vor einigen Tagen meldeten wir die von Frankreich geschehene Auslieferung eines Juan Dastrada, welcher des Meuchelmords angeklagt worden. Das Verbrechen ward auf folgende Weise begangen. Noch vor einigen Monaten war der Angeschuldigte Eigenthümer eines an der äußersten Grenze Cataloniens ganz einsam gelegenen Wirthshauses. An diesem Orte hielt nur selten einer oder der andere Reisende an. Juan, ein junger Mann mit angenehmen Gesichtszügen, war leidenschaftlich in

die Tochter eines Arbeitsmannes verliebt, der in der Nähe wohnte. Auch sie ihrerseits liebte ihn. Allein die Eltern willigten in die Heirath nicht und wendeten die Armuth des Bräutigams vor. Nachdem er diesen abweisenden Bescheid empfangen, kehrte der Gastwirth traurig heim, weil er keine Hoffnung hatte, so viel Geld zusammenzubringen, als zur Erfüllung der Wünsche der Eltern des Mädchens, das er liebte, erforderlich war. Hierüber dachte er in einer stürmischen Nacht eben nach, als er vernahm, wie man vor der Thür seines einsamen Wirthshauses heftig rief.

Es war ein Mann zu Roß, welcher sich in der durch Gestrüpp verwachsenen Gegend verirrt hatte und aus Furcht vor dem Unwetter um gastliche Aufnahme für diese Nacht bat. Juan nahm ihn auf, zündete Licht und Feuer an und ging eilig an die Bereitung eines Nachtmahles.

Während er sich damit beschäftigte, bemerkte er, daß der Fremde, dessen Kleidung schon bezeigte, daß er ein wohlhabender Mann sei, Geld im Ueberflusse hatte. Ein plötzlicher Gedanke durchkreuzte den Sinn des Gastwirthes; er meinte, daß, wenn er mittelst jenes Geldes die Hand seiner Geliebten erlange, das Glück seines Lebens gesichert sei.

Das Wirthshaus befand sich an einer entlegenen Stelle. Die Nacht war stürmisch, der Weg einsam.

Mit einem breiten catalonischen Scheermesser bewaffnet, nahete sich Juan mit Wolfsschritten dem Reisenden, welcher mit großem Appetite speiste, packte denselben von hinten und versetzte ihm einen Messerstich in die Brust. Der Unglückliche sank in seinem Blute gebadet, zu Boden. — Juan wollte ihn vollends tödten. Allein sein Mordinstrument glitt an einem Crucifixe ab, das der Fremde unter dem Hemde auf der Brust trug. Als der Gastwirth dieses Sinnbild unsers Glaubens, das in Spanien sogar von den verbrecherischsten Menschen so sehr verehrt wird, erblickte, fühlte er, wie ihn die Kraft verließ, und wagte nicht, den Mord zu vollbringen."

Bemerkung des Herausgebers.

Beim Schlusse dieser Erzählung glauben wir, unsere Leser werden es uns Dank wissen, wenn wir

sie mit dem Urtheile bekannt machen, das der ausgezeichnete Marquis von Valdegamas darüber fällte. Folgende Zeilen schrieb derselbe an einen Freund, welcher ihm das Votivbild zum Lesen zugeschickt hatte:

„Mein Freund, ich sende Ihnen die niedliche kleine Novelle: das Votivbild, zurück, die ich mit unendlichem Vergnügen gelesen habe. Sie ist eine Vereinignng von Rührungen, welche aber von geübter Meisterhand hervorgebracht werden. Die religiösen Grundsätze des Verfassers sollten zu andern Zeiten nicht gerühmt werden müssen, da es Niemand gestattet ist, andere zu haben, wenn er die Taufe empfangen hat. Heutzutage aber ist die Erfüllung der Pflicht eine heroische Handlung, welche andauernden Beifall verdient. Fernan Caballero möge auf diesem Wege fortfahren und er wird sich um die Religion, um die Literatur und um sein Vaterland wohl verdient machen.

Ihr wohlgeneigtester Freund

Donoso."

Druck von George Westermann in Braunschweig.

